

ATLANTIS

UNERWARTETE ENTDECKUNG

© Edel Kids Books

EDEL
KIDS BOOKS

Von New York Times Bestseller Autor
GREGORY MONE

GREGORY MONE

ATLANTIS

UNERWARTETE ENTDECKUNG

Aus dem Englischen von
Sarah Heidelberger

© Edel Kids Books

*Für meinen Dad,
der mich schon früh immer wieder
in die Unterwasserwelt entführt hat.*

© Edel Kids Books



© Edel Kids Books

 INHALT 

1	DIE GESCHICHTENERZÄHLERIN	9
2	EIN WASSERDICHTER PLAN.....	25
3	DIE EINZIGE WELT	43
4	WELLENREITEN	53
5	DIE DARKWATER TRADING COMPANY.....	65
6	TIEFSEETAGE	79
7	ANGRIFF AUS DER FINSTERNIS.....	101
8	SONNENMENSCHEN	109
9	EIN WAL LÄSST SICH NICHT SCHRUMPFEN.....	131
10	FLUCHT AUS AKRIOS	153
11	FREUNDE ODER MONSTER.....	181
12	ZU HAUSE	195
13	AUßERGEWÖHNLICHE UMSTÄNDE.....	213
14	DAS GESETZ DES KRIEGES	225
15	DIE STUNDE DER WAHRHEIT.....	241
16	DAS GEFÄNGNIS UNTER DEM MEER	249
17	EIN SCHWERER VERLUST	265
18	WUNDERSCHÖN UND ANGSTEINFLÖBEND.....	281
19	DAS GEHEIMNIS VON ATLANTIS	291
20	EINE FOLGENREICHE ERKENNTNIS	309
21	KEIN ENTKOMMEN.....	319
22	EIN LANG GEHEGTER TRAUM.....	339
	EPILOG	345
	KARTE.....	350
	DIE WISSENSCHAFT HINTER »ATLANTIS«	353
	DANKSAGUNG.....	363



DIE GESCHICHTENERZÄHLERIN

Leise öffnete Kaya das große Buntglasfenster und trat hinaus auf ihren Balkon. Auf der Straße unter ihr wimmelte es nur so von Menschen. Ihre Brustplatte, die Fußmanschetten und Handschuhe waren aufgeladen. Sie konnte es zur Aufführung und wieder zurück schaffen, ohne dass jemand merkte, dass sie je weg gewesen war. Keine große Sache. Oder?

Kayas Vater hörte sich im Wohnzimmer irgendeine Debatte über die Zukunft des Lebensmittelanbaus an. Es ging darum, wie die Stadt ihre wachsende Bevölkerung versorgen sollte. Wichtiges Thema? Klar. Langweilig? Aber so was von! Nicht mal ihr Dad schien den Beitrag sonderlich faszinierend zu finden. Sein Atem ging schwer und langsam, jeden Moment würde er anfangen zu schnarchen.

Kaya trat an den Balkonrand und sah nach links und rechts, dann nach oben und unten. In ihrer Wand lebte noch ein Dutzend weiterer Familien. Jeder hier konnte sie beobachten und ihrem Dad verraten, dass sie sich wieder mal rausgeschlichen hatte.

Trotzdem: Das hier war ihre Chance.

Sie stieß sich ab.

Der freie Fall war der leichte Teil der Übung. Wie ein Pfeil

stürzte sie sich in die Tiefe und an den Fenstern der Wohnungen weiter unten in der Wand vorbei.

Auf der Straße drängten sich die Leute wie die Ölsardinen. Es war so eng, dass Kaya nicht wusste, wo sie landen sollte. Sie schaltete den Anti-Schwerkraft-Antrieb ihrer Ausrüstung an und kam ein paar Armeslängen über der Menschenmenge schwebend zum Halt. Plötzlich stieg eine Frau mit dickem grauem Haar in die Luft empor und flog über die Köpfe der Passanten hinweg zu einem Balkon gegenüber von Kayas Wand. Die Lücke, die die Frau im Gedränge hinterlassen hatte, schloss sich bereits. Hastig flog Kaya tiefer und sicherte sich den Platz. Dann duckte sie sich, verschmolz mit der Menge und ließ sich von ihr mitziehen.

»Verwöhnte Göre«, brummte ein Mann hinter ihr. »So jung und hat schon ihre eigene Ausrüstung.«

Kaya hastete davon und schlängelte sich zwischen den Leuten hindurch. Dabei zog sie einen dünnen Mantel aus ihrem Rucksack und schlang ihn sich um die Schultern, um ihr Anti-Schwerkraft-Set zu verstecken. Der Typ hatte kein Recht, sie blöd anzumachen. Klar, sie besaß eine Ausrüstung. Aber das hieß noch lange nicht, dass ihr Leben perfekt war.

Ihr Stadtviertel allerdings war wunderschön, selbst hier unten auf dem Boden. Die glatt polierten Steinwände waren mit Kristallen besetzt, nicht mit rauen, groben Gesteinsbrocken wie in anderen Gegenden. Die Wohnungsfenster waren in grün und blau funkelndes Glas eingefasst. Und es stank nicht. Auf dem Schulweg musste Kaya durch eine Gegend, die nach fauligem Fisch roch. Hier dagegen war die Luft sauber und frisch.

In der Stadt war es heute wärmer als üblich, und Kaya begann zu schwitzen. Sie tippte auf ihren Gürtel, woraufhin sich ihre Kleidung lockerte, was bei der Hitze angenehmer war. Neben einem Belüftungsschacht auf der anderen Seite der Plaza wartete, wie abgemacht, Rian auf sie. Um den Schacht herum waren kaum Leute. Kein Wunder, alle mieden die heiße, feuchte Luft, die dort aufstieg.

Rian schüttelte den Kopf, als er das Set unter Kayas Mantel entdeckte. »Echt jetzt? Du bist schon wieder gesprungen?«

»Ich konnte mich ja schlecht zur Wohnungstür rausschleichen.«

»Irgendwann wird dir jemand die Sachen einfach vom Leib reißen.«

»Ich hab deinen Kopfhörertrick benutzt«, sagte sie, um vom Thema abzulenken. Rian hatte sich eine Taktik ausgedacht, mit der er seinen Eltern vorgaukelte, dass er in seinem Zimmer saß, obwohl er sich draußen herumtrieb: Er klebte ein bisschen Knete an die Tür, drückte einen alten Kopfhörer und einen Minilautsprecher hinein und synchronisierte beides mit seinen In-Ear-Kopfhörern. So bekam er mit, wenn jemand klopfte oder durch die Tür mit ihm sprach, und konnte antworten. Solange er sich nicht zu weit von der Wohnung entfernte, gab der Lautsprecher seine Stimme klar und deutlich wieder. Für seine Mom und seinen Dad klang es so, als sei er zu Hause. Er gab ständig damit an. Aber bis heute hatte Kaya den Trick nie selbst ausprobiert.

Hoffentlich funktionierte er wirklich.

Hastig legte sie ihr Anti-Schwerkraft-Set ab und stopfte es zusammen mit dem Mantel in ihren Rucksack.

»Fertig?«, fragte Rian. »Dann los.«

Ihr Freund kannte die Seitenstraßen und Tunnel von Atlantica besser als irgendjemand sonst. Die meisten Leute folgten einfach dem Menschenstrom entlang der Hauptstraßen oder krochen auf Booten und Fähren langsam die Wasserstraßen entlang. Rian dagegen kannte jede geheime Abkürzung. Und so führte er Kaya jetzt durch enge, verwinkelte Gassen und düstere Treppen hinab in das Gängesystem unter der Stadt. Man musste vorsichtig sein, wenn man sich für diesen Weg entschied. Zur falschen Tageszeit konnte man von einer Überflutung erfasst und zusammen mit dem Müll nach draußen gespült werden.

»Komm schon, beeil dich!«, rief er ihr über die Schulter zu.

Die Luft roch nach Metall, der Steinboden war feucht und von einer dicken Schmutzschicht überzogen. Rian rannte, was ziemlich riskant war. Ein falscher Schritt, und man rutschte aus und schlug sich einen Ellenbogen oder das Knie auf. »Mach langsamer«, rief sie ihm zu.

»Vergiss es!«

Immer wieder bogen sie links und rechts ab, und als sie schließlich das alte Theater erreichten, war Kaya schweißgebadet. Ihre Kleidung zu lockern, hatte nur ein bisschen geholfen, selbst die neuste Technik hatte ihre Grenzen. Rian stemmte die Fäuste in die Seiten und musterte das Gebäude. Das Schild über dem Eingang hing schief, und es fehlten mehrere Buchstaben. Auf den Seiten der groben Felswand wu-

cherte grüner Belag. Hoch über dem Eingang befanden sich zwei große Fenster, die so aussahen, als seien sie seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. »Das ist es?«, fragte Kaya.

Nach kurzem Schweigen erwiderte Rian: »Schätze schon.«

Wieder tippte Kaya auf ihren Gürtel, dann schüttelte sie Arme und Beine, und keine Sekunde später war ihre schweißnasse Kleidung trocken.

Sie hatte damit gerechnet, dass sich vor dem Theater ganze Menschenhorden drängen würden. Oder zumindest ein paar Leute. Schließlich ging es hier um Elida, die ihre Geschichten früher vor Tausenden erzählt hatte. Aber dann hatte die Regierung ihre Auftritte verboten, weil ihre Geschichten angeblich zu revolutionär waren. Zu gefährlich. Natürlich beharrte Elida darauf, dass es doch nur Geschichten seien. Aber waren sie das?

Noch vor wenigen Jahren hatten die Leute Monate im Voraus Karten für die Auftritte der Geschichtenerzählerin gekauft. Jetzt waren sie kostenlos und fanden im Geheimen statt. Sie wurden nur wenige Stunden vor Beginn angekündigt und häufig direkt wieder abgesagt, wenn die Regierung Wind davon bekam. Rian hatte Kaya erst am Morgen Bescheid gegeben, dass sie heute in diesem Theater auftreten würde. Jetzt sah es so aus, als sei die Aufführung bereits abgeblasen worden.

»Bist du wirklich sicher, dass wir richtig sind?«, fragte Kaya noch einmal.

Rian schwieg, er schien selbst nicht ganz sicher zu sein. Aber dann hellte sich seine Miene auf. Er wies auf ein paar

Leute, kaum mehr als ein Dutzend, die hinter Kaya aus einer dunklen Gasse kamen und an den beiden vorbeihasteten. Die letzte Gestalt, eine Frau, drehte sich noch einmal zu Rian und Kaya um, ehe sie das Theater betrat. »Bestimmt sind kaum mehr Plätze frei«, sagte sie. »Worauf wartet ihr?«

Das Theater befand sich in einer großen Felshöhle mit hoher Decke und langen Reihen aus glatt schimmernden Steinbänken. Im Parkett saßen mindestens hundert Leute, auf dem balkonförmigen Rang darüber drängten sich noch ein paar Dutzend mehr.

»Da unten sind noch zwei Plätze.« Rian deutete auf die dritte Reihe.

Als sie sich setzten, leuchteten die Lichter auf der Bühne auf. Der übrige Saal wurde dunkel.

Das Publikum applaudierte, als Elida langsam in die Mitte der Bühne trat und sich auf einen kleinen Hocker setzte. Ihr Haar war lang, lockig und weiß, und die Luft um sie herum schien zu leuchten. Fast als würde eine geheimnisvolle Energie von der Geschichtenerzählerin ausgehen. Niemand stellte sie vor. Aber das war auch nicht nötig. Kaya hatte von ihrer Großmutter erfahren, dass ihre Mom ihr, als sie noch klein war, vor dem Einschlafen immer Geschichten von Elida erzählt hatte. Angeblich hatten die Geschichten ihr beim Einschlafen helfen sollen. Aber tatsächlich, sagte ihre Großmutter, hatte Kaya sie so aufregend gefunden, dass sie eine unbändige Neugierde und Abenteuerlust in ihr geweckt hatten. Am Ende jeder Geschichte hüpfte sie auf ihrem Bett herum und stellte eine Frage nach der anderen. Ihre Mutter

hatte offenbar nur allzu gern geantwortet, und am Ende hatte ihr Vater kommen und Kaya beruhigen müssen, damit sie einschlafen konnte.

Manchmal hatte sich Kaya gefragt, ob die Geschichten vielleicht nie dazu gedacht gewesen waren, ihr beim Einschlafen zu helfen. Sondern dazu, sie zum Träumen zu bringen.

Doch all das war Jahre her. Inzwischen konnte sie sich kaum mehr daran erinnern. Sie wusste nicht einmal mehr richtig, wie ihre Mutter ausgesehen hatte. Ein Gefühl der Leere breitete sich in ihr aus. Sie atmete tief durch.

»Was ist los?«, fragte Rian.

Zum Glück blieb ihr keine Zeit mehr für eine Antwort. Denn Elida begann schon mit ihren mal abenteuerlichen, mal traurigen oder lustigen Geschichten. Schon bald verschwanden die Bühne, das Theater, das Publikum. Kaya tauchte ein in die Welt der Geschichten, reiste an ferne Orte und in wunderbare Reiche. Nach über einer Stunde war Elida endlich bei Kayas Lieblingsgeschichte angekommen. Sie war alt und handelte von einem Jungen, der die Grenzen von Atlantis weit hinter sich ließ und bis zur Meeresoberfläche reiste. Als Kaya noch klein war, hatte sie sich die Geschichte immer wieder von ihrer Mutter erzählen lassen. Für sie war es die spannendste von allen gewesen. Es gab verschiedene Fassungen, aber im Grunde ähnelten sie sich alle. Wenn der Held zum ersten Mal die Wasseroberfläche durchbrach, schlug Kayas Herz jedes Mal ein bisschen schneller. Man sagte, die Luft dort oben sei giftig und das Festland trostlos und ausgestorben. Doch an der angeblich so gefährlichen Luft sah der Junge seltsame flie-

gende Kreaturen, auf dem Wasser glitzernde, schwimmende Paläste aus Glas voller leuchtend grüner Pflanzen und Menschen – die Sonnenmenschen, wie Elida sie nannte. Die Geschichtenerzählerin ließ die Welt dort oben ganz echt wirken, und gleichzeitig voller Magie. An der Geschichte war fast alles perfekt. Außer dass der Held ein Junge und kein Mädchen war.

Als Elida diese letzte Geschichte über die Sonnenmenschen beendet hatte, brach im Publikum donnernder Applaus aus. Die Geschichtenerzählerin stand langsam auf, verbeugte sich und sagte: »In meinem Alter gibt es keine Zugaben mehr. Ich danke euch allen, und vergesst nicht...«

In diesem Moment hastete ein Mann auf die Bühne und flüsterte ihr aufgeregt etwas ins Ohr. Elida holte tief Luft und schüttelte den Kopf. Er redete auf sie ein, doch sie hob abwehrend eine Hand und setzte sich wieder auf den kleinen Schemel. Dann verkündete sie die Neuigkeiten.

»Mein Mitstreiter hat mir soeben mitgeteilt, dass sich schon bald unwillkommene Besucher zu uns gesellen werden«, sagte sie. »Ich empfehle euch allen, Ruhe zu bewahren und das Theater langsam und geordnet zu verlassen.«

Im Publikum brach Panik aus. Die Zuhörer drängelten sich zwischen den Sitzreihen zu den Ausgängen vor. Ein Mann lief einfach über die Sitzbänke und trat Kaya aufs Bein, als er über sie hinwegstieg. Rian sprang auf und zerrte an Kayas Ärmel. »Komm, wir müssen weg hier!«

Aber sie konnte nicht gehen. Noch nicht. Die alte Geschichtenerzählerin wirkte so ruhig und friedlich. Sie hatte den

Mann von eben und ihre übrigen Mitstreiter angewiesen, zu fliehen. Jetzt saß sie allein auf der Bühne. Ihr Blick kreuzte sich mit Kayas, während Rian weiter versuchte, sie zum Aufbruch zu bewegen. »Warum wollen sie nicht, dass du deine Geschichten erzählst?«, rief Kaya Elida zu.

Die alte Frau hielt sich die Hand ans Ohr. »Was hast du gesagt, junge Dame?«

Rian ließ Kayas Ärmel los.

Elida redete mit ihr! Kaya war so aufgeregt, dass sie fast kein Wort herausgebracht hätte. Aber nur fast. »Was ist so gefährlich an deinen Geschichten?«

Jetzt lächelte Elida. »Es steckt ein Funken Wahrheit in ihnen, Herzchen. Und die Wahrheit kann gefährlich sein.« Sie deutete auf die Tür. »Schon bald werden Regierungsmitarbeiter dieses Theater stürmen und jeden festnehmen, den sie erwischen. Einige der Gefangenen werden eines Tages wieder freigelassen. Aber keiner dieser wenigen Glücklichen wird darüber reden, was ihm widerfahren ist, während ihn die Agenten in ihrer Gewalt hatten. Und auch über meine Geschichten werden sie nie wieder sprechen.«

»Und was passiert mit denen, die nicht wieder freigelassen werden?«

»Die bleiben für immer verschwunden.«

»Komm jetzt, bitte«, flehte Rian.

Inzwischen befanden sich nur noch Kaya, Rian und die Geschichtenerzählerin im Theater.

Wieder sah Elida Kaya unverwandt an. »Ich werde nicht davonlaufen«, sagte sie. »Aber ihr beiden, ihr müsst gehen.«

Draußen war das schrille Kreischen von Sirenen zu hören.

»Sie sind schon da«, sagte Rian. »Jetzt ist es zu spät.«

Der Hauptauszug kam damit nicht mehr infrage. Dort würden sie den Agenten direkt in die Arme laufen. Aber was dann? Elida wies nach oben zum Rang. Wenn sie es zu seinem Balkon schafften, würden sie dort vielleicht einen zweiten Ausgang finden. Hastig zerrte Kaya ihre Ausrüstung aus dem Rucksack.

»Was machst du?«, fragte Rian.

»Uns hier rausholen.«

Jetzt wuch das Sirenenheulen vor dem Gebäude lautem Geschrei.

Kaya blieb keine Zeit mehr, die gesamte Ausrüstung anzulegen. Also schnallte sie sich nur die Brustplatte um. »Halt dich an meinem Rücken fest.«

»Was?«, fragte Rian. »Wieso bekomme ich nicht die Ausrüstung, und du hältst dich an *mir* fest?«

»Jetzt spinn nicht rum«, knurrte Kaya. »Wir dürfen keine Zeit verlieren.« Sie packte Rians Hand und gab einen Pfiff von sich, mit dem sie den Antrieb aktivierte. »Los, halt dich fest«, sagte sie und drückte sich vom Boden ab.

Der Antrieb kämpfte mit dem doppelten Gewicht, und Rian riss Kaya fast den Arm aus dem Schultergelenk. Sie schafften es gerade mal einen Meter weit über den Boden.

»Lass mich fallen!«, rief Rian. »Lass mich los und hau ab hier!«

Das war zwar total heldenhaft von ihm, aber auch ganz schön melodramatisch. Kaya pfiff noch einmal und hielt dies-

mal den letzten Ton, um den Antrieb auf volle Kraft hochzufahren. Sofort ließen sie die Sitzreihen weit unter sich. Kaya legte den Kopf in den Nacken. Die Saaldecke kam immer näher. Rian holte mit den Beinen Schwung, ließ Kaya los und knallte auf eine der Sitzbänke auf dem Balkon. »Autsch!«, fluchte er.

Ohne ihn stieg Kaya direkt schneller auf. Ehe sie mit dem Kopf gegen die Decke prallte, riss sie die Hände hoch und stieß sich von dem rauen Felsgestein ab. Ein stechender Schmerz fuhr durch ihre Handgelenke. Mit einem erneuten Pfiff regelte sie den Antrieb wieder herunter, schaffte es irgendwie, ein paar Schritte weit von Rian entfernt zwischen den Bänken zu landen, und ging sofort in Deckung.

»Glück gehabt«, sagte Rian.

»Das war kein Glück, das war Können.«

Er verstummte, dann wies er auf das Ende des Gangs. »Schau mal, Stufen.«

Tatsächlich. Die Treppe zu nehmen, wäre leichter gewesen. Und schneller.

Da hörte sie die Agenten auch schon mit schweren Schritten in den Theatersaal poltern. Kaya und Rian hielten sich dicht über dem Boden und krochen näher an die Balkonbrüstung. Dort hoben sie die Köpfe, ganz langsam und nur so weit, dass sie über den Rand spähen konnten. Die ersten Agenten stürmten bereits die Bühne. In dem inzwischen leeren Theater waren sie deutlich zu hören.

Rian zog Kaya nach unten. »Vorsicht«, flüsterte er. »Oder willst du, dass sie dich erwischen?«

Sie schüttelte den Kopf. Rian hatte recht. Er deutete auf seine Ohren. Auch wenn sie kaum etwas sahen, konnten sie immer noch zuhören.

Unten sagte eine Frau mit krächzender Stimme zu Elida: »Du stehst unter Arrest.«

»Weswegen?«, fragte Elida.

»Als ob du das nicht wüsstest.«

»Ist es wegen der Geschichte über den Jungen, der an die Oberfläche reist und dort nicht vergiftete Luft und unfruchtbaren Boden vorfindet, sondern eine technologisch hoch entwickelte Welt voller Leben? Hätte ich besser nicht von den Sonnenmenschen erzählen sollen?«

»Still jetzt, das reicht.«

»Aber das ist doch bloß eine Geschichte, Liebes«, sagte Elida. »Oder ... etwa nicht?« Ihr Tonfall änderte sich. Jetzt klang sie, als würde sie sich über die Agentin lustig machen. »Ist *das* euer Problem? Dass die Geschichte womöglich wahr sein könnte? Ich nehme an, für euch Vernichter wäre das ein guter Grund, mich zum Schweigen zu bringen.«

Kaya und Rian starrten einander mit großen Augen an. Vernichter? Jedes Kind kannte die Geschichten über diese Agenten. Sie gehörten nicht direkt zur Polizei, sondern arbeiteten im Geheimen. Schnappten sich Kriminelle und Revolutionäre und ließen sie verschwinden. Manche sagten, sie würden ihre Gegner in der Tiefsee versenken. Andere behaupteten, sie würden sie in ein geheimes Gefängnis stecken. Kaya und Rian hatten schon oft darüber gestritten, ob es die Vernichter wirklich gab oder ob sie nur eine Legende waren.

Hier und jetzt waren die Vernichter erschreckend wirklich.

»Steh auf, Elida, oder ich ...«

»Ja, so muss es sein! Die Geschichte ist wahr! Ihr bringt mich zum Schweigen, weil ich die Wahrheit sage, stimmt's?«

Elidas Worte hingen schwer in der Luft. Ihr Tonfall war trotzig. Kraftvoll. Als wollte sie sichergehen, dass Kaya und Rian jedes Wort verstanden.

Kaya hörte ein Klicken, dann ein tiefes, lautes Summen.

Den dumpfen Schlag, mit dem jemand zu Boden fiel.

Rian musste sie fast mit Gewalt nach unten drücken, um zu verhindern, dass sie über den Rand der Brüstung sah.

»Hebt sie vorsichtig hoch und bringt sie raus in den Wagen«, befahl die Frau. »Ich will, dass sie außer Sichtweite ist, wenn sie aufwacht.«

Kaya konnte nicht einfach dasitzen und tatenlos zuschauen. Sie versuchte aufzuspringen. Rian zog sie nach unten.

»Was war das?«, rief die Frau.

»Hier ist noch jemand«, rief einer der Agenten.

»Habt ihr den Balkon überprüft?«, fragte die Frau.

»Also, ähm, wir ...«

Kayas Herz hämmerte. Das war nicht gut. Gar nicht gut.

»Ihr habt allen Ernstes den riesigen Balkon über uns übersehen?«

»Wir haben ... also ...«

»Rauf da. Sofort! Ehe ich euch auch verschwinden lasse!«, brüllte die Frau.

Sekunden später polterten die schweren Schritte der Agenten die Treppe hinauf. Kaya und Rian rannten zu den beiden

großen Fenstern über dem Haupteingang. Eines war so verrostet, dass es sich nicht mehr öffnen ließ. Dem anderen verpasste Kaya einen kräftigen Tritt, und es schwang auf. Sie piffte, um ihren Antrieb hochzuregeln. »Diesmal hast du hoffentlich keine Einwände?«, sagte sie zu Rian.

»Nicht die Spur.«

Er klammerte sich an ihren Rücken, während die Agenten hinter ihnen durch die Sitzreihen stürmten.

Kaya stieß sich vom Fensterbrett ab, und die beiden schwebten davon, höher und höher über die Straße. Vor dem Theater wurden einige Konzertbesucher in einen fensterlosen schwarzen Transporter gepfercht. Kaya piffte erneut, bis der Antrieb auf Vollgas lief. Schweigend überflogen sie zwei Stadtviertel, ehe sie auf der Straße landeten.

Ein Weilchen standen sie einfach nur stumm und heftig atmend da.

»Glaubst du echt, dass das Vernichter waren?«, fragte Kaya dann.

»Definitiv«, antwortete Rian.

»Und was Elida gesagt hat ... über die Welt da oben und die Sonnenmenschen ... was, wenn das wirklich mehr ist als nur eine Geschichte? Was, wenn es da oben eine ganze Welt gibt?«

»Kaya ...«

»Ich sollte gehen.«

»Ich auch. Meine Eltern fragen sich bestimmt sch...«

»Nein, so meine ich das nicht«, unterbrach Kaya ihn und deutete nach oben. »Ich sollte an die Oberfläche gehen.«

»Super, mach das. Ich reise derweil zum Erdkern.«

»Ich mein das ernst«, sagte Kaya. »Ist mir egal, was die Leute sagen. Es *muss* Leben an der Oberfläche geben. Vielleicht sogar Menschen. Wir werden belogen. Wir alle. Es gibt mehr auf der Welt als nur Atlantis, und ich werde die Wahrheit herausfinden.«

© Edel Kids Books

RÄTSELHAFTE EXPLOSION VOR NEW YORK

Marine bezeichnet Detonation im Long Island Sound als gewöhnliche Militärübung

The New York Times

TSUNAMI-KRISE: GEOPHYSIKER SUCHEN ANTWORTEN

Experten ratlos: Was steckt hinter der starken Zunahme an Riesenwellen,
die die Küstenregionen verwüsten?

Welt der Wissenschaft

WELTWIRTSCHAFT GEFÄHRDET: SCHIFFFAHRTSWEGE SCHLIESSEN

Unberechenbare Tsunamis machen Seewege für Containerschiffe
unpassierbar

Nachrichtenagentur Xinhua

SENAT BILLIGT PLÄNE ZUR VERLEGUNG DER US-HAUPTSTADT

Abstimmung über Verlegung des Regierungssitzes ins Inland aufgrund
steigender Meeresspiegel und häufiger Tsunamis

The Washington Post

SCHULAUFFÜHRUNG EIN ÜBERRASCHUNGSERFOLG

»Romeo und Julia«-Inszenierung wird dank tanzendem Nebendarsteller
zum Publikumsliebbling

Plainville Gazette



EIN WASSERDICHTER PLAN

Der Aerodrifter hatte ein paar Dellen. Und hier und da auch ein bisschen Rost angesetzt. Ein Scheinwerfer flackerte, und der Motor hatte leise gestottert, als Lewis' Dad hinten im Garten gelandet war. Aber dafür hatte das Ding Charakter. Wäre es ein Mensch gewesen, hätte es einen Bierbauch gehabt und mehr Haare in den Ohren als auf dem Kopf. Es hätte total witzige Geschichten auf Lager gehabt, und sein Name wäre Carl gewesen.

Nein, besser: Fred.

Ein Mondstrahl bahnte sich den Weg durch die dicke Wolkendecke und fiel wie Scheinwerferlicht auf Fred. Spätestens jetzt war klar, dass Lewis die Sache einfach durchziehen *musste*. Was blieb ihm schon anderes übrig, wenn sogar der Mond seine Idee großartig zu finden schien?

Lewis war nicht einfach nur aufgeregt – er war die Aufregung in Person. Wäre er ein Comic-Held gewesen, hätte er Ausrufezeichen aus seinen Fingerspitzen schießen können.

Lautlos stieg er durch sein Zimmerfenster im Erdgeschoss in den Garten. Dort blieb er reglos stehen und lauschte. Hier draußen war niemand, aber rechts von ihm befand sich die Küche, in der gerade seine Eltern stritten.

Niemand rief nach ihm.

Sein Zimmerfenster blieb dunkel.

Es hatte den ganzen Tag lang geregnet, und als Lewis auf Zehenspitzen durch den tiefend nassen Garten schlich, blieb sein linker Turnschuh, den er nicht zugebunden hatte, im Matsch stecken. Kalter Schlamm drang durch seine Socke und sammelte sich zwischen den Zehen. Aber davon würde Lewis sich nicht aufhalten lassen. Wer brauchte schon Schuhe? Und den Linken hatte er sowieso nie besonders gemocht, weil er einen Pizzasofenleck neben dem großen Zeh hatte. Außerdem würde sein Dad ihm neue Wanderstiefel kaufen, wenn sie in die Berge führen.

Wie er so durch den Garten schlich, kam er sich beinah vor wie ein Abenteurer. Oder ein Geheimagent. Nein, ein Undercover-Spion mit nur einem Schuh und dem Codenamen Linkie! Alle anderen Spione fragten sich, wie Linkie zu seinem Namen gekommen war. Weil er mit links besonders tödliche Tritte austeilte? Oder weil er einen besonders schlimmen linken Stinkefuß hatte, mit dem er die Wahrheit aus seinen Gegnern herauspresste? *Erzähl mir alles, du mieser Verräter, oder du wirst den Rest deines Lebens an meinem Stinkefuß schnupfern müssen!*

Hinter ihm gähnte sein Bruder. »Was machst du da?«, fragte Michael.

Er lehnte sich aus dem Fenster. Michael war acht und damit vier Jahre jünger als Lewis. Aus seinem linken Nasenloch tropfte Schnodder. »Putz dir die Nase«, flüsterte Lewis.

»Warum hast du nur einen Schuh an?«

»Ist der neuste Trend. Das machen jetzt alle so.«

»Und was machst du im Garten?«

»Nach dem Grünkohl sehen.«

»Ich glaub, den hast du gerade totgetrampelt.«

Lewis sah nach unten. Unter seinem beturnschuhten Fuß befand sich ein matschiger grüner Haufen. Ja, der Grünkohl war so tot, wie Grünkohl sein konnte. »Das ist ein wissenschaftliches Experiment. Ich will herausfinden, ob er sich erholt.«

»Sieht eher so aus, als ob du abhaust.«

»Mach ich aber nicht.«

»Und warum hast du dann deinen Rucksack auf?«

Der Rucksack ließ sich nicht leugnen. Und schließen ließ er sich auch nicht mehr, weil er nämlich so voll war. Aber ohne seinen Fußball ging Lewis nun mal nirgendwohin.

Er schlich zurück zum Fenster und schnüffelte. »Hab ich dir schon mal gesagt, dass du nach Käse riechst?«

»Tu ich gar nicht.«

Oh doch, und wie Michael nach Käse roch. Genauer gesagt nach Emmentaler. Michael wurde auf Schritt und Tritt von einer Käsewolke verfolgt. Sollte je ein laktoseintoleranter Superheld versuchen, die Weltherrschaft an sich zu reißen, konnte Michael sein Erzfeind werden, wie bei Batman und Joker.

»Das sag ich Mom.«

»Was denn?«

»Dass du dich im Aerodrifter von deinem Dad verstecken willst.«

»Aber ich will mich nich...«

»Willst du doch.«

»Und wenn ich dir später zwanzig Dollar gebe?«

Michael wischte sich die Nase ab, ehe er antwortete. »Dann hab ich dich nie gesehen.«

Im Mondlicht erkannte Lewis, dass sein kleiner Bruder eines seiner Lieblings-T-Shirts trug. Michael zog den Kragen hoch und schnäuzte sich in den Baumwollstoff.

»Das T-Shirt kannst du auch haben«, sagte Lewis.

Michael putzte sich noch einmal die Nase. »Echt?«

»Echt. Aber dafür hast du mich nie gesehen. Und wir reden gerade auch gar nicht miteinander.«

»Doch. Nämlich über die zwanzig Dollar. Versprichst du, dass du sie mir auch wirklich gibst?«

»Versprochen.«

Michael gähnte wieder. »Okay. Gute Nacht, Lewis.«

»Gute Nacht, Kleiner.«

»Bleib nicht so lange weg.«

»Abgemacht, Kleiner.«

Das Fenster schloss sich hinter Michael. Würden echte Spione auch ihre kleinen Brüder bestechen? Lewis hatte keine Ahnung, aber eigentlich interessierte ihn die Antwort auch gar nicht. Fred wartete. Lewis schlich durch den Garten über das feuchte Gras bis zum Aerodrifter seines Vaters, wo er sich hinter den Vordersitzen auf den Boden kauerte. Ein Gegenstand aus Metall presste sich in seine Rippen – ein Schraubenschlüssel. Er legte ihn auf die Rückbank, dann wagte er einen letzten Blick zum Haus.

Die Sonnenkollektoren waren sauber, die Windturbine drehte sich langsam. Die Rohre, die aus den Regenwasserspeichern auf dem Dach nach unten führten, glänzten weiß. Das Haus war klein, aber es reichte. Seine Mom und sein Stiefvater Robert schliefen am einen Ende, Lewis und Michael – der eigentlich nur sein Halbbruder war, weil Robert sein Dad war – teilten sich ein kleines Zimmer auf der anderen Seite. Dazwischen lag die Küche. Nur eins fehlte im Haus: *Lewis'* Dad. Na ja, und eine von diesen vollautomatischen Küchen. Ein Junge aus Lewis' Fußballmannschaft hatte eine, und sie bereitete alles zu, was man haben wollte. Einfach so. Fette Milchshakes, Brathähnchen, Sandwiches mit Erdnussbutter und Banane. Einmal hatte Lewis sogar einen Burrito mit Rattenfleisch bestellt, und die Küche hatte ihm einen Hotdog serviert. Womit sie gar nicht mal so weit danebenlag.

Heute war sein Dad zwar ausnahmsweise hier, aber es war kein fröhlicher Besuch. Robert steckte wahrscheinlich im Keller und bastelte an irgendwas herum, oder er polierte seinen glänzend roten Aerodrifter. Lewis konnte seine Eltern dabei beobachten, wie sie in der Küche miteinander stritten. Seine Mom marschierte wutentbrannt immer wieder um den Tisch herum. Sein Dad saß mit verschränkten Armen da und verzog das Gesicht.

Das Gespräch lief nicht gut.

Was meistens der Fall war.

Diesmal war Lewis' Mom wütend, weil sein Vater mal wieder ihre Reise in die Berge und zum Blackwater River abge-

sagt hatte. Sie behauptete, er würde sie schon zum vierten Mal verschieben. Lewis glaubte allerdings, dass es erst das zweite oder dritte Mal war. Außerdem hatte sich sein Dad bei ihm entschuldigt. Klar war Lewis enttäuscht. Ziemlich sogar. Um diese Jahreszeit trat der Blackwater River über seine Ufer, wodurch Wasserbecken zum Schwimmen und Tauchen entstanden, und der Fluss rauschte durch breite Kanäle im Felsstein, die man wie Wasserrutschen benutzen konnte. Lewis hatte sich so auf die Reise gefreut, dass seine Tasche schon seit Wochen fertig gepackt in seinem Zimmer stand. Dann hatte ihm sein Vater geschrieben, dass er es wegen der Arbeit leider nicht schaffen würde. Nun war sein Dad hier, um sich auch bei Lewis' Mom zu entschuldigen. Oder so. Aber deswegen brauchte sie ihn doch nicht gleich anzuschreien! Er hatte nun mal superwichtige Sachen zu erledigen.

Außerdem hatte Lewis eine Lösung gefunden.

Eine, die alle Beteiligten glücklich machte.

Plötzlich sprang sein Dad vom Tisch auf. Lewis duckte sich wieder in sein Versteck. Die Küchentür knallte gegen die Hauswand, dann hörte er seinen Vater über den Rasen stapfen. Lewis musste ein Lachen unterdrücken. Das würde eine super Überraschung werden! Aber er durfte sich noch nicht zeigen. Sonst würde sein Dad es vermutlich seiner Mom sagen, und dann musste Lewis zu Hause bleiben, und der ganze schöne Plan wäre dahin.

Geduld, rief Lewis sich ins Gedächtnis. *Geduld*.

»Batteriestand niedrig«, verkündete Fred. »Bitte umgehend aufladen.«

Als sein Dad seinen riesigen Körper auf den Fahrersitz plumpsen ließ, neigte sich das gesamte Fahrzeug zur Seite.

»Also bitte!«, empörte sich der Aerodrifter.

Wieder versuchte Lewis, nicht zu lachen. Dieser Fred hatte echt Charakter!

Die vier Turbinen in den kurzen Flügeln des Fahrzeugs begannen sich zu drehen. »Hab dich nicht so«, antwortete sein Dad. »Und hör auf mit dem Gejammer wegen der Batterie. Du hast noch genug Saft.«

Die Turbinen drehten sich schneller, die Motoren summteten. Als der Aerodrifter abhob, stieg Lewis eine kleine Furchenlinie in die Nase, und er musste würgen.

Aber sein Plan ging auf! Meriwether Lewis Gates war nach einem der berühmten Abenteurer benannt, die vor vielen Jahrhunderten Nordamerika durchquert hatten. Lewis selbst allerdings war eher nicht der Abenteurertyp. Jedenfalls noch nicht. Er war ja erst zwölf. Aber er hatte Pläne. Gewaltige Pläne! Sobald sein Vater die Arbeit im Labor abgeschlossen hatte, würden sie ihr eigenes Abenteuer erleben, Hunderte von Meilen weit weg von zu Hause, tief im Gebirge.

Wenn sie beim Labor ankamen, würde er aufspringen und rufen ... Ja, was eigentlich? *Hi?* Nein, das war lahm. *Überraschung?* Zu abgedroschen. *Guten Abend?* Ein bisschen zu förmlich. Außer er verbeugte sich dabei und sagte es mit Akzent. Dann kam es vielleicht witzig rüber.

Eigentlich war es aber sowieso unwichtig, was er sagte. Wichtig war nur, dass er endlich ein paar Tage mit seinem Dad verbringen würde.

Fred flog dröhnend los, sodass Lewis gegen die Halterung der Rückbank gedrückt wurde. Wieder forderte der Bordcomputer seinen Dad auf, die Batterie aufzuladen. Normalerweise hätte Lewis sich jetzt eingemischt. Denn Aerodrifter wurden nicht einfach langsamer, wenn ihnen der Saft ausging – sie krachten vom Himmel wie Steine. Einmal hatte er auf dem Heimweg von der Schule mitbekommen, wie eins in einen Baum gestürzt war. Sein Freund Jet hatte gelacht. Der Fahrer war nicht gestorben oder so, aber schmerzhaft hatte es schon ausgesehen.

Doch wenn sein Dad glaubte, dass der Wagen noch genug Saft hatte, dann war es auch so.

Der Aerodrifter neigte sich jetzt nach vorn und ging in den Sturzflug über. Aber es war nicht die Art von Sturz, nach der man im freien Fall in einen Baum krachte, sondern die gute Art von Sturz. Lewis kniff die Augen zu. Er brauchte nichts zu sehen, um zu wissen, wo sie waren und was passierte. Nah bei seinem Haus befand sich eine der mehrere Hundert Meter hohen Schutzklippen, und jetzt rasten sie gerade den Abhang entlang nach unten zur Küste.

Lewis wurde flau im Magen, als sie die Klippenwand hinabsausten. Dann hob sich die Fahrzeugschnauze wieder, und der Spinat vom Abendessen stieg ihm in der Kehle hoch, gefolgt von einem ekligen, feuchten Rülps. Lewis biss die Zähne zusammen und atmete durch die Nase. Er konnte rülpsen wie kein anderer – von winzig kleinen Stößerchen, die so sanft und leise aus seinem Mund plopten wie Seifenblasen, bis hin zu gewaltigen Superrülpsen, so mächtig, dass sie alles

und jeden in Reichweite vergifteten. Sein Freund Kwan plante sogar ein Experiment mit Lewis' Rülpsern. Kwan war überzeugt davon, dass sie Pflanzen abtöten konnten, und wollte seine These demnächst an einer Tulpe testen.

Der Aerodrifter nahm jetzt ruhige Fahrt auf und hielt sich dicht über dem Boden. Lewis verzog das Gesicht und schluckte den Spinat wieder runter.

»Batteriestand kritisch. Bitte umgehend landen.«

Das klang ernst.

Die Warnung wiederholte sich immer wieder, und sein Dad ignorierte sie immer wieder.

Dann endlich wurde Fred langsamer und landete mit einem sanften Bums. Lewis' Schulter presste sich knirschend gegen die Rückbank, und sein Knöchel verdrehte sich unangenehm.

Sein Dad tätschelte die Armatur. »Siehst du? Wir haben es ohne Probleme hierher zurückgeschafft. Du hattest noch mehr als genug Batterie.«

Dann stieg er aus, und als Nächstes waren eilige Schritte zu hören.

Lewis wartete kurz, dann sprang er auf. »Überraschung!«
Keine Reaktion.

Und auch keine Spur von seinem Dad.

Die Luft schmeckte salzig. Lewis sah sich um. Sie waren auf einem Gebäude direkt am Meer gelandet. Das leere Flachdach war übersät mit Pfützen, in denen sich grau das Mondlicht spiegelte. Der dunkle Ozean lag nur einen kurzen Spaziergang weit weg. In der Ferne konnte Lewis die riesigen Warntürme aus Stahl sehen. Sie säumten fast alle Küsten auf der ganzen

Welt und schmetterten Alarmsignale, sobald sich eine Riesenwelle näherte.

Obwohl die Nacht warm war, schauderte Lewis beim Anblick der Türme. »Dad?«, rief er. »Dad?«

Er wartete.

Nichts.

»Guten Abend?«

Er versuchte es noch mal, diesmal mit französischem Akzent. Immer noch nichts.

Lewis schnappte sich seinen Rucksack und lief zum Rand des Dachs. Das Gebäude war größer, als er gedacht hatte. Mindestens drei Stockwerke hoch. Unten brachen kleine Wellen auf dem Sand. Das Wasser war fast schwarz und die gesamte Küste leer. Es gab hier keine Häuser, keine Aerodrifter. Keine Bäume und ganz sicher keine Menschen. Was nicht weiter überraschend war. Niemand war so verrückt, in Küstennähe zu bauen. Nicht nach dem jahrelangen Ansturm der Riesenwellen, gigantischer Tsunamis, die noch kilometerweit hinter der Küste alles dem Erdboden gleichmachten. Was also hatte sein Dad hier zu suchen? War das hier sein Labor?

In der Nähe des Aerodrifters entdeckte Lewis eine viereckige Falltür im Dach. Er zerrte daran. Das Metall fühlte sich kühl an. Die Luke bewegte sich nicht. Lewis hämmerte dagegen und rief: »Dad? Bist du da unten?«

Sein Vater antwortete nicht.

Dafür aber die Türme.

Sie schlugen nur dann Alarm, wenn sich eine Riesenwelle näherte. Als Lewis jünger war, waren die Wellen noch dicht

aufeinandergefolgt. Manchmal wurde er mitten in der Nacht von den Sirenen geweckt. Dann lief er schnell zu seiner Mom, kuschelte sich zu ihr ins Bett, und sie sang ihm mit ihrer beruhigenden Stimme ein Lied vor.

Ging der Alarm los, wenn er in der Schule war, mussten sie sich unter ihren Tischen verkriechen. Was ziemlich sinnlos war, weil die Schule im sicheren Bereich hinter den Klippen stand. Nur wegen der Wellen hatte die Stadt die Schule überhaupt dorthin verlegt. Nichts konnte die Klippen überwinden. Und selbst wenn es doch einer Welle gelungen wäre, den ganzen Weg von der Küste zurückzulegen und die riesigen Klippen zu überschwemmen – dann half es garantiert nicht, sich unter einem Tisch zu verstecken. Denn das Wasser riss sowieso alles mit sich.

Außerdem verfangen sich immer Kaugummis in Lewis' Haaren, wenn er sich unter den Tisch kauerte. Und er konnte deswegen nicht mal sauer auf irgendwen sein, weil nämlich *er* es war, der die Kaugummis dorthin klebte.

Der Klang der Sirenen war für ihn also nichts Neues. Aber diesmal war es anders. Denn diesmal befand er sich nicht zu Hause oder in der Schule hinter den schützenden Klippen. Diesmal war er den Türmen so nahe, dass der schrille Alarm ihm durch Mark und Bein ging.

»Dad!«, brüllte er.

Der Wind flaute schlagartig ab. Die Sirenen gaben das nächste Alarmsignal von sich, und Lewis begann zu zählen. Die Zeit zwischen den Alarmtönen verriet, wie weit die Welle noch von der Küste entfernt war. Die Berechnung des Ab-

stands wurde sogar in der Schule durchgenommen. »Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht...«

Das nächste Schrillen ertönte.

Acht Sekunden?

Das konnte nicht sein! Er musste sich verzählt haben.

Eigentlich sollten die Sirenen losgehen, wenn die Wellen noch weit weg waren, damit die Leute genug Zeit hatten, sich in Sicherheit zu bringen. Zwischen den Tönen hätten mindestens zehn Sekunden verstreichen sollen. Zehn Sekunden Abstand bedeuteten, dass die Welle noch eine Stunde von der Küste entfernt war.

Lewis zählte noch mal mit. Doch, acht Sekunden. Er hatte richtiggelegen. Sein Vater hatte dafür gesorgt, dass er sich die Everett-Skala genau einprägte. Sie ordnete der Anzahl an Sekunden zwischen den Alarmtönen die Strecke, die die Welle noch zurücklegen musste, und die verbleibende Zeit bis zum Aufprall auf der Küste zu. Ein durchschnittlicher Tsunami rollte mit 800 Stundenkilometern durchs Meer. Zehn Sekunden bedeuteten 800 Kilometer Abstand, was hieß, dass man noch etwa eine Stunde Zeit hatte zu fliehen. Neun Sekunden bedeuteten schon nur noch 300 Kilometer. Und acht Sekunden? Das waren gerade mal 150 Kilometer! Oder zwölf Minuten bis zum Aufprall.

Lewis rannte wieder zur Dachseite, die aufs Meer hinausging. Im Augenblick lag das Wasser noch ruhig da. Aber irgendwo dort draußen in der Dunkelheit raste eine gigantische Welle auf die Küste zu. Und wenn sie erst einmal da war, würde sie das Gebäude dem Erdboden gleichmachen.

Die Welle würde kilometerweit alles und jeden unter sich begraben.

Auch Lewis.

Die Sirenen schrillten erneut.

Lewis schnappte sich den Schraubenschlüssel vom Rücksitz des Aerodrifters und hämmerte damit gegen die metallene Falltür. Ein scharfer Schmerz schoss durch seinen Unterarm. »DAD!«

Fred hinter ihm piepte. Die Lichter im Armaturenbrett blinkten rot, dann erloschen sie.

Lewis warf den Schraubenschlüssel beiseite und lehnte sich in die Fahrerkabine. Er würde Robert anfunken. Sein Stiefvater arbeitete bei der Küstenwache. Er würde kommen und ihn retten. Doch als er versuchte, das Funkgerät einzuschalten, passierte nichts. Freds Warnungen waren nicht übertrieben gewesen. Die Batterie des Aerodrifters war leer.

Plötzlich schwang die Falltür auf, und Lewis' Dad kam hervor. Er war wirklich ein Riese mit breiten Schultern, einem mächtigen Brustkorb, kräftigen Beinen und Fäusten wie ein Türsteher. Trotzdem bewegte er sich schnell und wendig. Lewis stand da wie festgefroren. Er kam sich vor wie bei einem Videospiel, in dem er alles durch seine VR-Brille beobachten und durch seine Kopfhörer hören konnte, aber nicht wirklich da war.

Und jetzt war er auch nicht wirklich da. Weil das alles unmöglich passieren konnte.

»Was machst du hier?«, brüllte sein Vater. »Wie hast du mein Labor gefunden?«

Lewis stammelte: »D...das hier ist d...dein Labor? Ich dachte ...«

Sein Vater zeigte auf den Aerodrifter. »Weißt du, wie man so ein Ding fliegt?«

»Ich ...«

»Ja oder nein?«

»Nein«, sagte Lewis. »Ich bin erst zwölf. Und außerdem ist die Batterie alle.«

Sein Vater trat gegen den Wagen, dann starrte er fluchend aufs Meer hinaus. Seine Kiefer mahlten, und seine Hände waren zu Fäusten geballt. »Warum ausgerechnet jetzt, Lewis?«, fragte er. »Und dann auch noch ihr beide. Warum ausgerechnet heute Nacht?«

Sie beide? Wovon redete er? »Tut mir leid, ich ...«

»Vergiss es. Egal«, blaffte sein Dad. Dann sagte er etwas sanfter: »Tut mir leid.« Er zog Lewis in seine Arme. Danach nahm er ihn bei den Schultern und suchte seinen Blick. »Wir müssen dich mitnehmen. Das ist die einzige Möglichkeit.«

Was meinte er mit »wir«? Und wohin mitnehmen?

Das Meer rauschte friedlich vor sich hin. Noch immer ließ nichts darauf schließen, dass gleich eine Riesenwelle alles mit sich reißen würde.

Noch nicht.

Die Sirenen heulten auf, der Abstand zwischen den Tönen wurde immer kürzer. Wo waren sie jetzt? Bei sechs Sekunden? Oder fünf? Lewis konnte sich nicht lang genug konzentrieren, um mitzuzählen. Trotzdem war ihm klar, dass sie nicht mehr viel Zeit hatten. Höchstens acht oder neun Minuten.

»Rein mit dir«, befahl sein Vater.

Unter der Luke führte eine Stahlleiter in einen riesigen Raum hinab. Halb rutschend, halb kletternd machte sich Lewis an den Abstieg. Das Licht drinnen war grellweiß. Er blinzelte.

»Los, los, los«, drängte ihn sein Vater.

Lewis machte, so schnell er konnte. Bei jeder Bewegung prallte ihm der Rucksack gegen den Rücken. Einmal trat ihm sein Vater versehentlich auf die Finger, aber Lewis sagte nichts, und sein Dad schien es gar nicht zu bemerken. Am Ende der Leiter sprang er auf eine viereckige Plattform aus Metall. Während er sich die schmerzenden Finger ausschüttelte, sah er sich staunend um.

Sie standen neben einer riesigen Metallkugel, so breit wie ein Haus und ungefähr dreimal so hoch. Die Außenseite war mit festgenieteten Stahlbändern ummantelt. Es gab auch Fenster, die aussahen wie die Bullaugen in einem altmodischen Schiff. Eingeklappt an der Seite befand sich etwas, das an eine Finne erinnerte.

»Was ist das denn für ein Ding?«, fragte Lewis.

»Erklär ich dir später. Steig ein jetzt.«

Lewis betrat durch eine kleine Tür in der Riesenkugel einen schmalen Gang. Sein Vater schloss die Tür hinter ihnen und verriegelte sie.

Am anderen Ende des Gangs stand ein Mädchen. Im High-school-Alter, schätzte Lewis. Neunte oder vielleicht zehnte Klasse. Also nur ein paar Jahre älter als er. Aber die waren wie Hundejahre. Das Mädchen hätte genauso gut auch zwanzig sein können. Sie war groß und dünn und hatte dunkle Haut

und eine kleine Nase. Ihr schwarzes Haar war oben zu Zöpfen geflochten und an den Seiten kurz rasiert. Selbst aus der Ferne konnte Lewis die drahtigen Muskeln in ihrem Kiefer, den Schultern und Armen erkennen. Ihre Klamotten waren an mehreren Stellen zerlöchert. Sie sah ein bisschen so aus wie eine DJane. Ob sein Vater inzwischen so was wie ein Bandmanager war?

»Das ist Hanna«, brummelte sein Dad. »Sie sollte genauso wenig hier sein wie du. Aber wenn sie dich nicht gehört hätte...«

»*Ich* sollte nicht hier sein? Ich habe dieses Schiff gebaut, Professor. Und damit habe ich jedes Recht, hier zu sein.«

»Du hast das Schiff nicht gebaut. Das waren Roboter.«

Die Sirenen heulten wieder los. Sie waren jetzt nur noch gedämpft zu hören, aber immer noch deutlich genug, um beängstigend zu sein.

»Ja, aber nach meinem Entwurf.« Sie zeigte auf Lewis. »Warum trägt er nur einen Schuh?«

Oh. Das hatte er ganz vergessen. Lewis wackelte mit den nassen Zehen.

»Keine Ahnung«, antwortete sein Dad. »Warum trägt...«

Die Sirenen heulten jetzt fast ununterbrochen.

»Nur noch drei Sekunden Abstand«, sagte sein Dad.

»Dann ist die Welle vielleicht zehn Kilometer weit weg«, antwortete Hanna. »Das sind höchstens drei Minuten bis zum Aufprall. Ich schlage vor, wir schnallen uns an.«

»Los!«, brüllte sein Dad ihn an.

Lewis rülpste.

Hanna verzog das Gesicht. »Das war echt eklig.«

»Wenn er Angst hat, muss er immer rülpsen«, erklärte sein Vater.

»Stimmt doch gar nicht!«, widersprach Lewis. Dabei stimmte es sehr wohl.

Hastig rannten sie den Gang entlang.

»Zwei Minuten«, rief Hanna ihnen über die Schulter zu.

Lewis packte seinen Dad hinten am Hemd. »Dad? Uns passiert doch nichts, oder?«

Sein Vater blieb stehen, legte ihm seine großen Pranken auf die Schultern und lächelte. »Hier drinnen sind wir sicher. Vertrau mir, mein Sohn. Habe ich dich je enttäuscht?«

Häufiger, als Lewis zählen konnte. »Na ja ...«

»Egal. Falsche Frage. Du kannst mir vertrauen.«

»Oder eher mir«, warf Hanna ein. »Schließlich habe ich das Schiff entworfen.«

Eigentlich traute Lewis gerade keinem von beiden.

Sein Dad neigte den Kopf und lauschte. Hanna packte Lewis an einem seiner Rucksackträger und zog ihn ins Cockpit. Vor einem großen Fenster standen vier gepolsterte Sitze in zwei Reihen. Hanna drückte ihn in einen der Sitze in der zweiten Reihe. »Du hast eine Minute«, sagte sie. »Mach es dir bequem. Schnell!«

Er schmiss seinen Rucksack auf den Boden, während Hanna und sein Dad vorne Platz nahmen und sich anschnallten. Sein Vater bewegte sich wie ferngesteuert, so, als müsste er gar nicht mehr hinschauen, was er da tat. Sein Blick war fest auf die Holzwand draußen vor dem Fenster gerichtet.

»Vielleicht sollten Sie Ihrem Sohn besser sagen, dass er sich anschnallen muss, Professor.«

Ohne sich zu ihm umzudrehen, sagte sein Dad: »Du hast sie gehört, Lewis.«

»Noch dreißig Sekunden«, rief Hanna.

Als Lewis sah, dass die Sitze jeweils sieben verschiedene Gurte hatten, ahnte er Schreckliches. Er schloss einen Gurt über seinem Schoß und mehrere weitere schräg über der Brust. Mit zitternden Händen schnallte er auch seine Beine fest. Sein Herz hämmerte. Ein paar Sekunden lang war alles ruhig, selbst die Sirenen, und Lewis wagte kurz zu hoffen, dass die ganze Angelegenheit nur eine Übung gewesen war, wie in der Schule. Oder ein Fehlalarm.

Dann explodierte die Wand vor dem Fenster. Eine Lawine aus Wasser und Holzsplittern prallte auf das Panzerglas, dann krachte eine riesige Welle gegen das Metallschiff, und Lewis wurde nach hinten geschleudert.



DIE EINZIGE WELT

Kaya und Rian hasteten zu Fuß durch die Stadt. Kaya war sich zwar ziemlich sicher, dass sie die Vernichter inzwischen abgehängt hatten, aber trotzdem sahen sie sich beide immer wieder nervös um. Und Rian hörte einfach nicht auf, an ihrem Plan rumzumäkeln. Dabei hatte sie ihm doch alles ganz genau erklärt! Sie würde rüber nach Akrios fahren, das am Rand von Atlantis lag, und dann an die Oberfläche und wieder zurück schwimmen, ohne sich erwischen zu lassen. Sie hatte einen Tiefsee-Tauchanzug – einen von den richtig Guten sogar. Und es war ja nicht so, dass sie wochenlang wegbleiben wollte. Ihr Plan war total wasserdicht!

Trotzdem schien Rian nicht viel davon zu halten. Gar nichts, um genau zu sein.

»Ist dir eigentlich klar, wie gefährlich das ist?«, fragte er.

»Jupp.«

»Du könntest echt in Schwierigkeiten geraten«, fuhr Rian fort. »Die Leute, die außerhalb des Riffs erwischt werden... sie verschwinden einfach!« Er senkte die Stimme und fuhr im Flüsterton fort: »Wenn die Vernichter Elida schon dafür verhaften, dass sie Geschichten erzählt...«

Rians Vorträge gingen ihr langsam echt auf den Zeiger.

Wieso fand er ihr Vorhaben nicht genauso spannend wie sie? Und warum versuchte er, ihr Angst einzujagen, statt ihr zu helfen? »Mein Entschluss steht, Rian. Ich zieh die Sache durch. Einem 14-jährigen Mädchen werden die Vernichter schon nichts tun.«

»Und was ist mit deinem Dad?«

»Der wird gar nichts davon mitbekommen.«

»Wie willst du überhaupt nach Akrios kommen?«

»Ich hab genug für den Vakuum-Zug gespart.«

Rian hielt überrascht inne. »Echt? Das ist ganz schön viel Geld.«

»Babysitten«, erklärte sie. »Bei den Murakis.«

»Sind das die, die sich ständig anschreien?«

Sie nickte. »Die zahlen echt gut. Also. Mit dem Vakuum-Zug schaffe ich es an einem Tag von Atlantica nach Akrios, hoch an die Oberfläche und wieder nach Hause.«

»Locker.«

»Du sagst es.« Sofort fühlte sie sich besser. Bis sie Rians spöttisches Grinsen bemerkte. Er hatte das sarkastisch gemeint. »Ich will die Oberfläche sehen. Ich *muss* sie sehen, Rian.«

»Aber...«

Sie hob die Hand, um ihm das Wort abzuschneiden.

»He, verbietest du mir etwa gerade den Mund?«, pampfte Rian sie an.

Aus ihren In-Ear-Kopfhörern drang eine Stimme. Ihr Vater.

»Kaya?«, sagte er. »Bist du noch wach? Deine Tür ist abgeschlossen.«

Offenbar war die Nahrungsmittelsendung nicht langweilig genug gewesen. Kaya legte sich die Hände um den Mund, um die Hintergrundgeräusche abzuschirmen. »Ich mach gleich auf, Dad.«

»Okay«, antwortete er. »Ich warte.«

Sie stellte das Mikrofon stumm.

»Geh nach Hause«, sagte Rian. »Über die andere Sache reden wir später noch mal, okay? Wenn du jetzt wieder Hausarrest bekommst, schaffst du es nie an die Oberfläche.«

Vermutlich schuldete sie Rian ein Dankeschön, aber ihr Vater wartete vor ihrer Zimmertür! Also streifte Kaya sich hastig den Rest ihres Anti-Schwerkraft-Sets über und drückte sich vom Boden ab. Als sie schon in der Luft schwebte, rief Rian ihr hinterher: »Bist du sicher, dass ich mir die Ausrüstung nicht mal ausleihen darf?«

»Nie im Leben!«, erwiderte sie grinsend.

Die Wände links von ihr waren voller Balkone, die auf den Hauptplatz hinausgingen. Kaya drückte sich im Vorbeifliegen von den Brüstungen ab, wodurch sie schneller und schneller wurde. Tief unter ihr flogen vereinzelt Passanten, die Wasserstraßen mit den vielen Fähren, die gewundenen Kanäle und Belüftungsschächte vorbei.

Ihr Vater wurde langsam ungeduldig. »Kaya? Was machst du denn da drin?«

Die Anti-Schwerkraft-Cruiser über ihr waren sogar noch schneller als ihre Ausrüstung. Einer von ihnen schlug gerade die Richtung ihres Wohnblocks ein. Kaya schwebte näher zu einem Balkon in einem der oberen Stockwerke und drückte

sich mit beiden Füßen von der Brüstung ab. Sie schoss nach oben, bekam eine der Kufen unten am Cruiser zu fassen und hielt sich fest.

Ihre Schulter schmerzte, aber sie ließ nicht los. Das Klopfen in ihren Kopfhörern wurde lauter. »Moment noch, Dad!«

Als sie vor sich die Kristallwände ihres Wohnblocks aufblitzen sah, ließ sie die Kufe wieder los und rauschte direkt auf das Gebäude zu, in dem sie wohnte. Aber sie war viel zu schnell!

Aus dem Nachbarfenster hing eine Flagge. Kaya packte sie und hielt sich fest, um abzubremesen. Dabei riss sie die Flagge zwar ab, aber ihr Plan ging auf: Sie schwang herum und landete sicher auf ihrem Balkon.

»Kaya«, sagte ihr Vater. »Wenn du jetzt nicht sofort aufmachst, gibt es Ärger.«

Sie riss sich die Ausrüstung vom Leib und ließ sie auf dem Balkon liegen. Dann rannte sie nach drinnen, knibbelte den alten Kopfhörer und den Lautsprecher von ihrer Zimmertür, warf die Flagge auf ihr Bett und ließ sich auf den Boden fallen, in Liegestützposition.

Die Tür ging auf, und ihr Dad kam herein. Kaya sah auf. »Schon mal was von Privatsphäre gehört?«

»Du trainierst?«

Sie setzte sich auf und stützte die Ellenbogen auf die Knie. »Was dachtest du denn?«

»Nichts, ich ...«

»Kann ich dir irgendwie helfen?«

Er sah sich in ihrem Zimmer um. »Nein«, sagte er. »Mor-

gen früh muss ich wieder für ein paar Tage beruflich weg. Ich wollte dir einfach nur eine gute Nacht wünschen und mich verabschieden.«

Ihr Vater bemerkte die leicht geöffnete Balkontür.

»Ich hab ein bisschen gelüftet«, erklärte sie.

»Und was ist das da?«, fragte er und wies auf die Flagge auf dem Bett.

»Die wollte ich an die Wand hängen.«

Ihr Dad ging zum Bett und breitete die Flagge aus. »Aber du hasst die Narwale doch!«

Die Narwale? Wie kam er denn jetzt darauf? Klar hasste sie die. Die Narwale waren die schlimmste Band der Welt, ihre Musik die totale Folter. Aber was hatte das mit der Flagge zu t... Oh, Mist. Die Familie von nebenan liebte die Narwale und ihre albernen Songs. Offenbar so sehr, dass sie eine Flagge mit dem Logo der Band aufgehängt hatten, das einen Narwal zeigte, der mit seinem Stoßzahn auf eine Trommel haute. »Stimmt«, sagte sie. »War ironisch gemeint.«

Ihr Dad verschränkte die Arme. »Ach ja?« Es war offensichtlich, dass er ihr die Geschichte nicht abkaufte. »Wo warst du? Und diesmal die Wahrheit, bitte.«

Etwas an seinem Tonfall oder seinem Blick ließ sie einlenken. Sie konnte ihn nicht belügen – nicht, wenn er sie so ansah. Seufzend senkte sie den Blick. »Rian und ich waren bei einem Auftritt von Elida. Wir haben uns nur ein paar Geschichten angehört, nichts weiter.«

Ihr Dad erstarrte. »Dann hast du dich also rausgeschlichen?«

»Schon irgendwie.«

»Warum hast du nicht einfach gefragt?«

»Weil du Nein gesagt hättest.«

»Die Frau verdient ja auch ihr Geld damit, Lügen zu verbreiten! Ihre Aufführungen sind aus guten Gründen verboten.«

»Und was sind das für Gründe?«

Er seufzte. »Lass uns jetzt nicht wieder damit anfangen, Kaya. Und hör auf, das Thema zu wechseln. Du hast dich rausgeschlichen, obwohl du morgen Schule hast.«

»Ich bin Klassenbeste«, erinnerte sie ihn. »Außerdem haben wir ja nichts Gefährliches getan. Wir haben uns einfach nur ein paar Geschichten angehört.«

Tatsächlich war ihr Ausflug sogar *supergefährlich* gewesen. Immerhin waren sie von den Vernichtern verfolgt worden. Und entkommen! Aber irgendwie fühlte es sich gar nicht so heftig an. Kaya musste bei dem Gedanken sogar ein Lächeln unterdrücken. So viel Spaß hatte sie schon lange nicht mehr gehabt! Trotzdem würde ihr Dad ausflippen, wenn sie ihm die ganze Wahrheit sagte. Er regte sich auch so schon genug auf.

Gerade lief er im Zimmer auf und ab und sagte: »Du weißt, was ich von diesen Hirngespinsten halte.«

Hirngespinnste? Sie hasste es, wenn er dieses Wort benutzte. »Aber ich...«

Er hob eine Hand, um sie zu unterbrechen, und legte sich die andere ans Ohr. Bestimmt ein Anruf von der Arbeit. Sein leicht genervter Gesichtsausdruck wick Verärgerung. »Sie haben *was*? Schon wieder? Ich habe ihnen doch gesagt, dass

sie ...« Dann verstummte er und hörte zu. »Wir können das im Detail besprechen, sobald ich da bin.«

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, legte er Kaya die Hände auf die Schultern. »Ich werde dich nicht bestrafen.«

»Nein?«

»Mir ist klar, dass ich nicht unschuldig an deinem Verhalten bin. Dir ist langweilig. Ich arbeite zu viel. Aber sobald dieses Projekt abgeschlossen ist, habe ich wieder mehr Zeit für dich, versprochen.«

»Das sagst du jedes Mal.«

»Ich weiß«, erwiderte er. »Ich weiß. Aber du musst mir vertrauen. Und jetzt solltest du ins Bett gehen. Kinder brauchen ihren Schlaf.«

»Ich bin kein Kind mehr, Dad. Ich bin 14.«

»Trotzdem brauchst du Schlaf. Versprochen?«

Kaya nickte. »Versprochen. Und ... Dad?«

»Was denn?«

»Glaubst du wirklich, an der Oberfläche gibt es kein Leben? Mom hat immer ...«

Er schüttelte den Kopf. »Du gehörst der einzigen intelligenten Zivilisation auf diesem Planeten an, Kaya. Ich enttäusche dich ja nur ungern, aber Atlantis ist nicht nur *unsere* Welt. Es ist auch die *einzig*e.«

SCIENTIFIC AMERICAN

Michelle Moyer
Redaktion Sonderbeiträge
Scientific American
700 Water Street, Suite 400
Denver, Colorado 80211

Sehr geehrter Dr. Gates,

besten Dank für die Einreichung Ihres Artikels »Mitteltektonische Anomalien und die Entstehung von Atlantis«. Bedauerlicherweise können wir den Beitrag trotz Ihrer beeindruckenden Referenzen nicht veröffentlichen. Ich gehe davon aus, dass Sie sich davon nicht entmutigen lassen und uns – wie in den vergangenen Jahren auch – weiterhin Artikel über Ihre verschiedenen Theorien zu Atlantis schicken werden. Ich kann Ihnen allerdings glaubhaft versichern, dass unsere Chefredaktion derartige Theorien niemals veröffentlichen wird, solange keine stichhaltigen Beweise vorliegen. Als Wissenschaftsmagazin arbeiten wir mit Fakten, Dr. Gates, nicht mit Fantasie. Darum möchten wir Sie höflich bitten, nicht mehr an uns heranzutreten.

Mit freundlichen Grüßen

Michelle Moyer

Richard,
wie schön, Dich letzte Woche auf dem Geophysik-Kongress gesehen zu haben! Ich würde gern behaupten, dass Du fantastisch aussiehst, aber wir sind ja immer schon ehrlich zueinander gewesen. Du wirkst vollkommen verwahrlost. Diese lächerliche Atlantis-Besessenheit ruiniert dich, Richard! Du bist einer der genialsten Geophysiker, die ich kenne, aber was Du im Augenblick treibst, hat nichts mehr mit Wissenschaft zu tun. Da könntest Du Dich auch gleich auf die Suche nach dem Yeti machen.

Wenn Du die ganze Atlantis-Geschichte auf sich beruhen lässt, kann ich Dir vielleicht helfen und Dir einen Job in einem Projekt zuschanzen. Nichts Großes erst mal, aber es wäre ein Anfang. Du könntest dich wieder wissenschaftlich betätigen. Dein Leben in den Griff bekommen. Was meinst Du? Melde Dich wenn Du Interesse hast. Aber bitte hör auf, mir Artikel über Atlantis zu schicken.

Hans

Gates! Schön, von Dir zu hören, alter Freund!

Ich kann mir kaum vorstellen, was Du in den letzten Jahren alles durchgemacht haben musst. Leider habe ich mit der Suche nach einem neuen Zuhause für deine Forschungsergebnisse bisher kein Glück gehabt. Aber bitte halte mich weiterhin über Deine Ideen auf dem Laufenden. Immer wieder spannend, mit was für faszinierendem Zeug Du daherkommst! R.B.



WELLENREITEN

»Haben Sie etwa die Anker vergessen?«, brüllte Hanna.

»Natürlich nicht.«

»Und wieso bewegen wir uns dann?«

»Weil ich ... die Anker vergessen habe«, gab Lewis' Dad zu.

Lewis beobachtete, wie seine riesigen Finger über den Touchscreen der Steuerkonsole flitzten. Das Kugel-Dings kam ruckartig zum Halt. Lewis war immer noch am Stuhl festgeschnallt, lag jetzt aber auf dem Rücken, den Blick zur Decke gerichtet. Sein Rucksack war sonst wohin gepurzelt, und Lewis wünschte, er hätte die einzelne nasse Socke ausgezogen.

An den Fenstern rauschten Wassermassen vorbei, als befänden sie sich am Grund eines Riesenflusses. »Was passiert hier?«, fragte er. »Ist das Ding etwa ein U-Boot?«

»Ein Flugzeug ist es jedenfalls nicht«, antwortete Hanna.

»Ja, es ist ein U-Boot«, erklärte sein Dad. »Entspann dich einfach, Sohnmann. Später erkläre ich dir alles. Diese Phase hier dürfte nicht länger dauern als ein paar Minuten.«

Lewis drehte das Handgelenk, um einen Blick auf seine Armbanduhr zu werfen, ein altmodisches Ding, das er von Robert bekommen hatte. Normalerweise ließ er sie zu Hause, wenn er sich mit seinem Dad traf, weil er nicht von ihm ge-

fragt werden wollte, woher er sie hatte. Aber jetzt war er froh, dass er vergessen hatte, sie abzunehmen. Konzentriert blickte er auf den Minutenzeiger, der sich endlos langsam vorwärtsbewegte.

Nach ein paar Minuten hörte das Kugel-U-Boot auf zu beben. »War's das?«

Hanna lachte. »Wir haben gerade erst angefangen.«

Die Welle war über sie hinweggespült. Jetzt würde das Wasser bald die Richtung wechseln. Lewis wusste, das war die Phase, in der Tsunamis den größten Schaden anrichteten. Der erste Aufprall war brutal. Aber wenn eine Welle erst einmal so weit ins Land gerauscht war, wie sie konnte, strömte sie zurück ins Meer und riss dabei alles mit sich, was nicht tief im Boden verankert war. Bäume. Häuser. Restaurants. Schulen. Bürogebäude. Kirchen. Sogar riesige Brücken. Der Ozean war wie eine gigantische Hand, die sich gewaltige Brocken Landmasse krallte. Das war der Hauptgrund, aus dem die Küsten inzwischen wie leer gefegt waren. Die Tsunamis hatten alles weggespült.

Wieder ließ sein Dad die Finger über den Touchscreen fliegen. Unter ihnen, irgendwo in den Eingeweiden des Gefährts, erwachten Motoren und Kabel knirschend zum Leben. »Ich hole jetzt die Anker ein«, sagte sein Dad. Das U-Boot zuckte leicht, dann rollte es los.

»Jetzt auf keinen Fall abschnallen!«

Das Fahrzeug bewegte sich ruckartig vorwärts, und sie holpten über den Meeresboden. Der Sog der Welle zog sie mit, fort von der Küste. Hanna johlte. Die Gurte schnitten Lewis

in Bauch und Brust, aber zumindest wurde er nicht wieder durch die Gegend geschleudert. Trotzdem musste er einen weiteren Spinatrülpser unterdrücken. Hanna brüllte über das Klappern und Rauschen hinweg: »Die Außenschicht der Kugel ist beweglich, sie hat einen Drall wie ein Ball. Aber das Cockpit ist stabil. Wir reiten mit der Welle!«

Nach einer Weile nahm die Geschwindigkeit wieder ab, die Anker bohrten sich in den Meeresboden, und das U-Boot kam ruckelnd zum Halt.

Die nächste Welle rauschte über sie hinweg. Lewis' Dad sagte nichts, und auch Hanna schwieg. Lewis sah wieder auf seine Uhr. Eine Minute verstrich, dann nahm die Kraft der Welle ab, bis sie zum Stillstand kam und schließlich die Richtung wechselte, zurück ins offene Meer. Wieder löste sein Dad die Anker, und das U-Boot wurde mitgerissen.

»Es funktioniert tatsächlich«, stellte Hanna leise fest.

»Du hast daran gezweifelt?«, fragte sein Dad.

»Na ja, irgendwie schon«, gab sie zu. »Ich hätte nicht gedacht, dass es so gut läuft. Die Fahrt ist viel ruhiger, als ich angenommen habe.« Sie wandte sich an Lewis: »Wie heißt du noch mal?«

Wie konnte es sein, dass sie mit seinem Dad zusammenarbeitete und trotzdem seinen Namen nicht kannte? »Lewis«, erinnerte er sie.

Sein Dad korrigierte ihn: »Meriwether Lewis Gates.«

»Nach dem Abenteurer?«, fragte Hanna.

»Genau!«, antwortete sein Dad.

»Dann werd ich dich Meri nennen«, verkündete Hanna.

»Mir gefällt Lewis aber besser.«

»Und? Wie findest du unser kleines Schiffchen hier, Meri?«, fragte Hanna ungerührt.

»Ein Flugzeug wär mir lieber gewesen, Hanny.«

»Im Ernst jetzt. Wie findest du es?«

Inzwischen herrschte weniger Lärm, und sie waren langsamer unterwegs. Klar war das hier nicht das Abenteuer, das ihm vorgeschwebt hatte. Sein Dad und er hätten schon längst in den Bergen sein sollen. Lewis würde neue Schuhe bekommen, Wanderstiefel. Tagsüber würden sie schwimmen gehen und nachts in Zelten schlafen und Suppe über einem Lagerfeuer kochen. Leckere Suppe! Stattdessen steckte er mitten in einem Tsunami. Und war trotzdem noch am Leben. Lewis hatte Geschichten von Leuten gehört, die an ein Boot oder irgendwelche Trümmerteile geklammert draußen auf dem offenen Meer, kilometerweit von der Küste entfernt, lebendig geborgen worden waren, nachdem sie eine Welle mitgerissen hatte. Aber noch nie hatte er von jemandem gehört, der freiwillig auf – geschweige denn in – einer Welle mitgeritten war. Bootfahren war inzwischen sowieso weitestgehend verboten. Robert erzählte immer wieder, dass man inzwischen ungefähr zwanzig verschiedene Dokumente brauchte, nur um mit dem Kajak rausfahren zu dürfen. Sogar Angeln war kaum noch gestattet.

Was Lewis gerade erlebte, war also ziemlich cool.

Nein, besser als cool.

Total abgefahren.

Hanna wartete immer noch auf seine Antwort. »Und?«, hakte sie nach.

Wie sich herausgestellt hatte, handelte es sich beim Labor seines Dads um ein U-Boot.

Ein U-Boot, das dazu diente, sich von Tsunamiwellen mitnehmen zu lassen.

Das war größer, besser, schräger als jede Geschichte, die Lewis sich je ausgedacht hatte. Er atmete auf. Dann lächelte er. »Es ist toll«, sagte er. »Absolut megatoll.«

»Du ... findest das aufregend?«, fragte sein Vater.

»Klaro.« Er atmete durch, schluckte, atmete noch mal durch. Seine Angst verblasste, und sein Hirn entspannte sich. Auf einmal hatte er jede Menge Fragen. »Wohin fahren wir überhaupt? Und was ist das für ein Knirschen? Was soll das Ganze eigentlich? Was machen wir hier?«

»Das sind ganz schön viele Fragen auf einmal«, stellte Hanna fest.

»Und ich hab noch eine: Gibt es hier ein Klo?«

»Ja«, antwortete sein Dad. »Aber das muss noch ein bisschen warten.«

»Ist das Ding hier sicher?«

»Schätze schon«, sagte Hanna.

»Du *schätzt*?«

»Ich hab auch mal eine Frage«, fuhr Hanna fort. »Warum trägst du nur einen Schuh?«

»Das ist ein neuer Trend«, antwortete Lewis. Vielleicht wurde es ja wirklich einer, wenn er es nur oft genug behauptete. Vielleicht würden bald schon Popstars und berühmte Schauspieler mit nur einem Schuh auf Partys gehen. Die Turnschuhhersteller würden überhaupt keine Paare mehr herstel-

len. Weil die eh kein Mensch mehr kaufte. Die Welt würde nur noch aus Einzelschuhträgern bestehen.

»Is klar«, erwiderte Hanna. »Was das Knirschen betrifft: Jedes Mal, wenn eine Welle über uns hinwegrollt, werfen wir unsere Anker aus. Die sind allerdings gar nicht wie richtige Anker...«

»...und dadurch entsteht das Geräusch«, warf sein Dad ein.

»Jedenfalls krallen wir uns sozusagen am Meeresboden fest, während die Welle über uns drüberrollt. Und wenn das Wasser dann wieder von der Küste zurückfließt, lösen wir die Anker und...«

»...lassen uns von der Strömung raus ins offene Meer tragen«, vollendete Lewis ihren Satz.

»Genau!«

Lewis lockerte seinen Klammergriff um die Sitzlehnen, und seine Schultern und sein Nacken entspannten sich etwas. Wie lange musste er noch warten, ehe er endlich aufs Klo durfte?

»Alles in Ordnung bei dir?«, fragte sein Vater. »Keine Verletzungen?«

»Alles gut«, sagte Lewis. Was auch halbwegs stimmte. Ein paar Minuten würde er noch durchhalten. »Aber was soll das Ganze?«

»Was denn?«

»Na, alles hier. Diese Fahrt. Das U-Boot-Kugel-Dings.«

»Das SuperSub«, sagte Hanna.

»Was?«

»Das hier ist kein U-Boot-Kugel-Dings, sondern ein Super-

Sub. Du weißt schon – U-Boot, Submarine, und super, weil es viel mehr kann als ein normales U-Boot.«

»Okay. Aber was habt ihr damit vor?« Lewis musste an Robert und die Küstenwache denken. Es waren schon Leute im Gefängnis gelandet, weil sie unerlaubt auf dem Meer unterwegs gewesen waren. »Ihr könntet euch damit eine Menge Ärger einhandeln.«

»Stimmt«, antwortete Hanna. »Das SuperSub ermöglicht es uns, heimlich bis in die Tiefsee zu gelangen, unterhalb des Radars der Küstenwache. Der Tsunami gibt uns Deckung. Wenn wir einfach so losgefahren wären, hätten sie uns wahrscheinlich schon nach einem Kilometer wieder eingesammelt.«

Das ergab zwar alles Sinn. Aber seine Frage hatte sie ihm trotzdem nicht beantwortet. »Okay, okay. Aber warum? Erforscht ihr die Tsunamis?«

Sein Vater hüstelte. »Könnte man so sagen«, murmelte er. Das Wasser um sie herum beruhigte sich, die Anker bohrten sich in den Meeresboden, und die nächste Welle kam ange-rollt. Aber diese hier war nicht ansatzweise so stark wie die ersten. »Seit Anbeginn der Geschichtsschreibung kamen große Tsunamiwellen höchstens einmal im Jahrhundert vor«, setzte sein Dad zu einem seiner Vorträge an. »Aber als du klein warst, Lewis, waren es weltweit durchschnittlich 20 pro Jahr! Alle Ozeane, alle Küsten auf dem Globus waren betroffen. Inzwischen sind die Zahlen zwar wieder etwas gesunken, aber trotzdem treten noch unnatürlich viele Tsunamiwellen auf. Der Großteil der Wissenschaftler vertritt dennoch die Ansicht, dass die Wellen natürlich sind.«

»Dein Vater vertritt aber eine andere Theorie über den Ursprung der Wellen.« Hanna wies auf Lewis' Dad. »Wollen Sie es selbst erklären, Professor, oder soll ich es versuchen?«

»Muss sie es denn überhaupt erklären, Lewis?«

Nein. Nein, das musste sie nicht. Er wusste, worum es ging. Sein Dad glaubte, dass die Wellen absichtlich verursacht wurden. Und zwar mithilfe einer neuartigen Technologie, entwickelt von einer Zivilisation, die tief unter dem Meer lebte. Eine verlorene Welt, die sich im Krieg gegen die Menschheit befand. Ihre Waffe: gigantische Tsunamiwellen, die die Küsten verwüsteten.

»Atlantis«, sagte Lewis. »Du meinst Atlantis.«

Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann seufzte sein Vater. »Vermutlich kannst du das Wort nicht mehr hören, genauso wie deine Mom. Und vermutlich glaubst du mir genauso wenig wie sie.«

Es dauerte etwas, bis Lewis antwortete. In Gegenwart seiner Mom durfte er »Atlantis« nicht einmal aussprechen, geschweige denn Fragen darüber stellen. Und dafür gab es gute Gründe. Als sein Dad angefangen hatte, seine Atlantis-Theorie zu entwickeln, war er noch Professor und glücklich verheiratet gewesen. Doch je mehr Wellen die Küstenregionen überfluteten, desto besessener wurde er von dem Thema. Er schrieb Artikel und Essays. Er diskutierte mit Reportern und Politikern. Eine Filmproduktionsfirma drehte sogar eine kurze Doku über seine Arbeit. Er wurde so was wie eine Berühmtheit, jedenfalls in Wissenschaftlerkreisen. Sogar ein paar Beweise hatte er. Na ja, oder wenigstens Sachen, die er für Beweise *hielt*. Mit der

Zeit trug er ganze Lagerräume voller seltsamer Werkzeuge und Artefakte zusammen, die eher so aussahen, als würden sie Außerirdischen gehören. Dazu Texte in alten Sprachen, in denen ein hoch entwickeltes Volk sogenannter Meeresmenschen erwähnt wurde. Alte Zeitungsartikel über Fischer und andere Leute, die behaupteten, Besucher aus Atlantis gesehen zu haben. Wissenschaftliche Daten hatte er auch gesammelt – irgendwas von wegen Zusammenhang zwischen Schwerkraft und Tsunamiwellen. Genau hatte Lewis das nie verstanden.

Leider war der Großteil der Beweise bei einem Brand in Dads altem Labor verloren gegangen. Aber eigentlich war er mit seiner Idee auch vorher schon angeeckt. Die Leute wollten Lösungen für das Tsunamiproblem hören, keine versponnenen Theorien über vergessene Zivilisationen.

Erst verlor sein Dad seinen guten Ruf. Dann den Job. Und schließlich seine Familie.

Aber Lewis hatte ihn nie aufgegeben. Ganz egal, was seine Mutter oder Robert oder die Leute in der Schule sagten. Das hier war sein Dad. Sein riesiger, genialer, womöglich ein bisschen merkwürdiger Dad. Und wenn sein Dad sagte, dass es Atlantis wirklich gab, dann gab es Atlantis auch wirklich. »Ich glaube dir immer noch, Dad.«

»Ehrlich?«, fragte Hanna skeptisch.

»Hä? Du etwa nicht?«, fragte Lewis zurück.

»Nein«, antwortete Hanna. »Jedenfalls nicht so richtig.«

Sein Dad ließ sich in seinem Sitz zurücksinken. Hannas Geständnis schien auch ihn ein wenig zu überraschen.

»Aber was machst du dann hier?«, fragte Lewis.

Sie klopfte auf das Steuerelement. »Ich fand die technische Herausforderung reizvoll«, erklärte sie. »Außerdem braucht dein Dad hier keine Leute, die ihm glauben, sondern Beweise. Und für den Fall, dass er recht hat, helfe ich ihm, diese Beweise zu sammeln. Weißt du, ich halte es durchaus für möglich, dass jemand diese Wellen absichtlich auslöst. Ich bin nur nicht sicher, ob es sich bei diesem Jemand um einen Haufen Fischmenschen handelt.«

»Du solltest gar nicht hier sein«, wies sein Dad sie zurecht. »Und du auch nicht«, sagte er direkt danach zu Lewis.

»Aber ich dachte, sie ist Teil deines Tea...«

»Bin ich ja auch«, blaffte Hanna. »Ein *wesentlicher* Teil sogar! Aber dein Vater fand die Expedition zu riskant, also wollte er sich heimlich davonmachen!«

»Aber es *ist* ja auch sehr gefährlich...«

»Dabei habe ich genau deshalb ein unzerstörbares U-Boot entworfen«, unterbrach Hanna ihn.

»Deine Eltern werden mich garantiert verklagen«, brummte Lewis' Dad.

»Wir sind längst wieder zu Hause, ehe sie überhaupt merken, dass ich weg war«, konterte Hanna. »Meine Mom ist in China und Dad in London. Sie haben die Haus-KI darauf programmiert, dass sie ein Auge auf mich hat.«

Moment mal. Ihr Haus war mit künstlicher Intelligenz ausgestattet? So was war unfassbar teuer! Eine Haus-KI half einem sogar bei den Hausaufgaben. Und räumte hinter einem her. Wenn Hannas Haus eine KI hatte, dann gab es da drin garantiert auch eine vollautomatische Küche. Eine, die so clever

war, dass sie *sogar* Ratten-Tacos servieren könnte. Nicht, dass Lewis scharf darauf war. Aber trotzdem ... Lewis wollte auch. Also, so eine Haus-KI mit vollautomatischer Küche. Nicht den Ratten-Taco.

»Und was, wenn deine Eltern sich bei dir melden?«, fragte sein Dad.

»Ich habe die KI umprogrammiert und ein paar Videos von mir hochgeladen, in denen ich sage, dass es mir prima geht. Keine Sorge, Professor. Bis Ende der Woche wird mich keiner vermissen. Und wie sieht's bei dir aus, Lewis?«

Er dachte an seine Mom. Sie war garantiert jetzt schon in Panik. Und Robert auch. Und Michael fragte sich bestimmt, ob er je seine zwanzig Dollar bekommen würde. »Wir müssen ihnen Bescheid sagen, dass es uns gut geht«, sagte er.

»Deine Mutter macht sich sicher schreckliche Sorgen«, gab sein Dad zu. »Aber wir sollten ihr jetzt keine Nachricht schicken. Dann könnte uns die Küstenwache aufspüren und verhindern, dass wir weiterfahren. Sie dürfen nicht mitbekommen, was wir hier machen. Sonst bringen sie uns zurück und beschlagnahmen das Schiff. Schließlich tun wir hier was minimal Illegales.«

»Minimal?«, fragte Lewis.

»Total«, sagte Hanna.

»Und was machen wir jetzt?«, wollte Lewis wissen.

Hanna richtete ihre Antwort direkt an seinen Dad. »Wir könnten die Rettungskapsel nutzen und Lewis hoch zur Oberfläche schicken. Dann kann ihn die Küstenwache einsammeln. Das Wasser ist hier noch flach genug.«

»Zu riskant«, erwiderte sein Dad. »Ich kann nicht zulassen, dass mein Sohn da oben mutterseelenallein auf dem offenen Meer herumtreibt.«

Was ja zumindest ein bisschen beruhigend war. Weil es hieß, dass er seinem Dad nicht egal war. Außerdem wollte Lewis nicht aus dem U-Boot geschossen werden wie ein lästiger menschlicher Furz. »Aber was dann?«, fragte er.

Sein Vater starrte durchs Fenster hinaus in die endlosen, dunklen Weiten des Ozeans. »Wir fahren nach Atlantis«, sagte er schließlich. »Und du kommst mit.«

© Edel Kids Books



DIE DARKWATER TRADING COMPANY

Sie hatte sich zwar ein paar Tage gedulden müssen. Aber dafür war der Zeitpunkt jetzt perfekt. Kayas Vater war dank seines Endlosprojekts auf Geschäftsreise, und ihre Großmutter sollte auf sie aufpassen. Kaya hatte die alte Dame wahnsinnig lieb. Sie war witzig und hatte einen hellwachen Verstand, und außerdem erzählte sie tolle Geschichten, die sie stets mit einer kleinen Prise Moral würzte. Vor allem aber schief sie andauernd und ließ Kaya machen, was sie wollte. Einmal hatte sie erklärt, sie würde Kaya deshalb nie fragen, wohin sie wollte oder was sie vorhatte, weil ihre eigenen Eltern sie schließlich auch in Ruhe gelassen hätten, als sie jung war. *Sei pünktlich zum Abendessen zu Hause.* Das war ihre einzige Regel. Normalerweise missbrauchte Kaya ihre Freiheit nicht, sondern nutzte die Zeit, um sich in der Bibliothek Geschichten anzuhören oder in den Tiefsee-Pools schwimmen und tauchen zu trainieren. Aber heute? Tja, heute würde sie die Regeln ein bisschen freier auslegen müssen.

Na gut, ein bisschen sehr viel freier.

Zum Frühstück schlang sie einen Teller großzügig gewürz-

ten Seetang mit gedämpftem Fisch herunter, dann stopfte sie ihre Anti-Schwerkraft-Ausrüstung, Ersatzbatterien, etwas zu essen, ihre Wasserflasche, ihr Tablet und ihr gesamtes Erspartes in ihren Rucksack. Der Tiefsee-Tauchanzug steckte zusammengerollt in ihrem Helm, den sie ganz oben in den Rucksack schob. Dann ging sie im Kopf zum ungefähr tausendsten Mal die Liste durch, verabschiedete sich von ihrer Großmutter und drückte ihr einen flüchtigen Kuss auf die Stirn.

»Vergiss nicht, pünktlich zum Abendessen wieder zu Hause zu sein«, sagte ihre Großmutter.

»Werd ich nicht.«

»Meinst du damit, dass du es nicht vergisst oder dass du nicht pünktlich zu Hause bist?«

Interessante Frage. »Dass ich es nicht vergesse.« Kaya lächelte.

Ihr blieben zehn Stunden.

Zehn Stunden, um bis nach Akrios zu fahren.

Sich bis zu einem der Tiefsee-Pools durchzuschlagen.

Ihren Tauchanzug überzustreifen.

Zur Oberfläche zu flitzen.

Die glitzernden Paläste der Sonnenmenschen zu sehen.

Wieder zurück nach Atlantis zu schwimmen.

Und zum Abendessen nach Hause zu hetzen.

Rian hielt die Sache für unmöglich. Akrios lag rund 800 Kilometer weit von Atlantica entfernt. Auf den Wasserstraßen hätte allein die Anreise einen ganzen Tag gedauert, und sogar ein Anti-Schwerkraft-Cruiser benötigte sechs bis sieben Stunden. Aber Kaya hatte sich alles ganz genau überlegt. Mit

dem Vakuum-Zug brauchte man höchstens dreißig Minuten. Das kostete zwar einen Haufen Geld, aber dank ihrem Babysitterjob bei den Murakis stellte das kein Problem dar.

Wenn sie in Akrios angekommen war, würde sie sicherlich noch einmal eine Stunde brauchen, um einen Pool zu finden. Dann hieß es ab ins Wasser und hoch an die Oberfläche. Ihr Tauchanzug war absurd schnell – das wusste sie durch ihr Training in den Pools von Atlantica. Ihren Berechnungen zufolge würde sie für die Strecke vom Riff zur Oberfläche weniger als eine Stunde brauchen. Sie würde sich kurz umsehen, um herauszufinden, ob es dort oben Leben gab und tatsächlich Paläste auf dem Wasser trieben, und dann wieder zurück nach Akrios schwimmen, um anschließend mit dem Vakuum-Zug nach Hause zu fahren. Zehn Stunden reichten locker. Acht, wenn sie sich beeilte.

Sie schnappte sich ihre Sachen und hastete runter auf die Straße. Rian wartete schon auf sie, was sie sich irgendwie hätte denken können. Kaya hatte ihm zwar nicht erzählt, was sie heute vorhatte, aber bisher war ihm noch keines ihrer Geheimnisse entgangen. »Bekomm ich deine Ausrüstung, falls du nicht wiederkommst?«, fragte er.

»Nein, aber in meinem Zimmer liegt eine Flagge von den Narwalen. Die kannst du gern haben.«

Rian grinste. Er hasste die Band mindestens genauso wie sie. »Also, wie genau sieht dein Plan aus?«

Lügen war zwecklos. »Komm, begleite mich ein Stück«, sagte sie. Auf dem Weg zum Bahnhof erklärte sie ihm alles.

»Ich hatte mir schon so was gedacht.«

»Was? Dass ich es durchziehe?«

»Nein. Dass du das Wichtigste vergisst. Hast du dir schon überlegt, wie du einen Tiefsee-Pool finden willst?«

»Nein, aber ich kann doch rumfragen und ...«

»In Akrios fragt man nicht einfach rum. In Akrios redet man am besten überhaupt nicht. Mit niemandem!«

Seit wann war Rian bitte Akrios-Experte? Voll nervig!

»Dass du ein paar Geschichten über die Stadt gehört hast, heißt nicht, dass du dich dort besser auskennst als ich«, sagte sie.

Er zeigte auf ihren Rucksack. »Schau mal auf dein Tablet, ich hab dir eine Wegbeschreibung geschickt.«

»Wohin?«

»Zu einem Tiefsee-Pool in Akrios.«

Okay. Das war nicht nervig, sondern megacool von ihm.

»Echt?«

»Der Pool führt vom Riff direkt bis in den Ozean. Und dann ... Na ja, schätze, dann heißt es einfach nur noch aufsteigen.«

Sie lächelte. »Wie bist du an die Wegbeschreibung gekommen?«

»Über einen meiner Onkel.«

Rians Familie war riesig und umfasste unter anderem mehrere zwielichtige Onkel. »Der, mit dem dein Dad nicht mehr redet? Der im Gefängnis saß?«

»Genau der. Er sagt, der Pool ist abgelegen und meistens leer, sodass du gute Chancen hast, reinsteigen zu können, ohne dass es jemand mitbekommt.«

»Aber du hast ihm doch nicht etwa gesagt, wer ich ...«

»Quatsch. Und er hat auch nicht gefragt. Also, nach *Geld* gefragt hat er schon, aber ...« Rian zuckte mit den Achseln und verstummte. Sie starrten einander an. Kaya und Rian waren Freunde, solange sie denken konnten. Aber manchmal war es trotzdem ein bisschen komisch, dass ihr bester Freund ein Junge in ihrem Alter war. Besonders in Augenblicken wie diesem. Wäre Rian ein Mädchen gewesen, hätten sie sich jetzt einfach umarmt. Stattdessen legte Kaya die Handflächen zusammen und verneigte sich leicht. »Danke.«

»Was war das denn?«, fragte Rian.

Sie lief rot an. »Keine Ahnung.«

»Kaya?«

»Hm?«

»Pass auf dich auf, ja?«

»Mach ich. Ehrlich.«

Sie wartete, ob er noch mehr sagen würde. Aber Rian scheuchte sie nur mit einer Geste davon. »Los, dein Zug wartet.«

Der nächste Eingang zum Vakuum-Zug lag in einem der neuen Stadtviertel, die erst vor wenigen Jahren ins Riff gehöhlt worden waren. Hier allerdings waren die Gebäude nicht in den Felsen gehauen, sondern nachträglich in die gigantische Höhle hineingebaut worden. Auf den Fassaden und Fenstern der turmhohen Paläste aus buntem Kristall und Glas tanzte glitzernd das Licht. Die Straßen waren gepflastert und wurden jede Nacht sorgfältig gereinigt. Das gesamte Viertel strahlte, und in den Läden gab es nur die teuersten Marken zu

kaufen. Kleidung und Schmuck, aber auch Geräte, die natürlich alle auf dem allerneuesten Stand waren. In einer Auslage entdeckte Kaya ein Anti-Schwerkraft-Set, dessen Akku angeblich einen ganzen Tag lang hielt. In dem Ding hätte sie durch halb Atlantis fliegen können!

Der Eingang zu den Gleisen befand sich mehrere Ebenen tief im Untergrund. Kaya war früh dran, trotzdem dauerte es nicht lange, bis der Zug vom Haupttunnel heraufgeschwebt kam. Außer ihr warteten nur wenige andere Passagiere. Die Verbindung Atlantica-Akrios war nicht sehr gefragt, zumindest nicht mit dem Vakuum-Zug. Rian mit seinem Geschichtsfimmel hatte Kaya erzählt, dass die Regierung von Atlantis den Tunnel nach Akrios in der Hoffnung gebaut hatte, die Stadt dadurch neu zu beleben. Vor Jahren war Akrios eine blühende Hafenstadt und die Heimat einiger der reichsten Händler von Atlantis gewesen. Dann war die Felsdecke über zwei der umliegenden Städte unter dem Gewicht des Wassers zusammengebrochen und Akrios jahrelang vom restlichen Atlantis abgeschnitten gewesen. Der einzige Weg in die Stadt hatte außen um das Riff herum durch die Tiefsee geführt. Der Tunnel war ein Versuch gewesen, Akrios zu neuem Glanz zu verhelfen. Aber als er endlich fertig war, so erzählte Rian, war der Kampf um Akrios längst verloren. Die Stadt war ein Magnet für Kriminelle geworden, und daran konnte auch der schnellste Vakuum-Zug nichts ändern.

Aber Kaya würde schon nichts passieren. Schließlich hatte sie einen Plan.

Die Türen glitten auf, und ihr Herz schlug etwas schneller.

War das Angst? Aufregung? Sie trat beiseite, um den aussteigenden Passagieren Platz zu machen, dann suchte sie nach ihrem Sitzplatz. Während der Zug leicht schaukelnd nach unten in einen Verbindungstunnel schwebte, schnallte Kaya sich an. Gleich würde alle Luft aus diesem Tunnelabschnitt gesogen werden, woraufhin sich die nächste Tür öffnete und der Zug in den Haupttunnel absank. Und von dort aus würde er losschießen. Saß man zu diesem Zeitpunkt nicht fest angeschnallt auf seinem Platz, wurde man gegen die nächste Wand geschleudert. Die meisten Leute hassten diesen Teil der Fahrt. Kaya liebte ihn.

Als der Zug beschleunigte, wurde sie so fest in den Sitz gepresst, dass sie nicht einmal mehr den Kopf drehen konnte, um aus dem Fenster zu sehen. Nach kaum einer Minute hatte der Zug Höchstgeschwindigkeit erreicht. Der Druck auf ihren Körper ließ nach, und während der Zug durch den Tunnel raste, fiel sie in einen traumlosen Schlaf, aus dem sie erst erwachte, als ihr Sitz herumschwang, sodass er nun nach hinten zeigte. Auf diese Weise wurde man wieder in den Sitz gedrückt, während der Zug zum Halten kam.

»Nächste Haltestelle Akrios. Endstation, bitte alle aussteigen«, verkündete eine Lautsprecherstimme.

Hastig zog Kaya ihr Tablet aus dem Rucksack und las sich Rians Wegbeschreibung ein letztes Mal durch. Dann verließ sie den Zug, stieg die dreckige Bahnhofstreppe hoch und tauchte ein in die nasskalte, überfüllte Stadt. Musik plärrte aus allen Richtungen, Melodien und Rhythmen prallten unharmonisch aufeinander. Irgendwo liefen die Narwale, und

Kaya verzog das Gesicht. Leute brüllten aus den Fenstern rußverschmierter Felsgebäude. Eine Schallwaffe summte, Sirenen kreischten.

Kein glitzerndes Glas, keine schimmernden Türme. Akrios war echt übel. Laut. Schmutzig. Kaya hatte noch nie etwas Vergleichbares gesehen. Und sie fand es toll! Sogar den Gestank. Und der war echt widerlich. Er kam vermutlich von den vielen Menschen, den engen Wohnungen, den stinkenden Müllbergen und gammeligen Haufen aus Algen und Fischresten am Straßenrand. Alles hier war echt und ungeschönt. Hohe Metallsäulen reichten von den Straßen bis zur Decke hoch über den Straßen. Kaya hatte darüber gelesen – sie sollten verhindern, dass Akrios wie seine Nachbarstädte einstürzte. Bei dem Gedanken an all den Stein und das viele Wasser über ihrem Kopf lief es ihr eiskalt den Rücken runter.

Aber solche Gedanken waren gerade nicht hilfreich. Kaya musste stark wirken, hart im Nehmen. Wie eine Einheimische, nicht wie ein verängstigtes kleines Mädchen. Ihr Rucksack war viel zu vollgestopft. Sie straffte die Träger, richtete den Blick auf den Boden und drängelte sich voran. In einer dunklen Gasse blieb sie stehen, um noch einmal nachzusehen, ob sie auf dem richtigen Weg war. Ihr Herz raste. *Entspann dich, befahl sie sich. Immer schön locker bleiben.*

Dann legte sie ihre Anti-Schwerkraft-Ausrüstung an, streifte sich den Rucksack wieder über, schaltete den Antrieb ein und drückte sich vom Boden ab. Aber sie kam nicht weit, denn plötzlich schoss eine Hand aus dem Dunkel und packte sie am Fußgelenk.

»Runter mit dir!«, dröhnte eine Stimme.

Die Hand und die Stimme gehörten zu einem Mann mit dicken Lippen, der nun auch mit der zweiten Hand zupackte. Kaya regelte durch einen Pfiff den Antrieb hoch und trat dabei kräftig nach den behaarten Armen des Mannes.

»Los, gib mir das Set!«, knurrte er.

Verzweifelt verpasste sie ihm einen Tritt ins Gesicht, woraufhin er sich schützend die Hand vor die Augen hielt und seinen Griff lange genug lockerte, damit Kaya sich mit dem Fuß von seinem Kopf abstoßen konnte. Sie schoss nach oben, aus seiner Reichweite. Der Anti-Schwerkraft-Antrieb lief immer noch auf Vollgas, und fast wäre sie in ein verrostetes Schild gekracht, das aus einer Wand ragte. Der Mann schrie ihr hinterher. Aber sie war frei. Mit einem erneuten Pfiff regelte sie den Antrieb herunter, dann stieß sie sich von einer Felswand ab.

Während sie über den überfüllten Hauptplatz schwebte, versuchte sie, ihre Atmung zu beruhigen. *Konzentrier dich auf deinen Plan!*, befahl sie sich. Sie sollte der Wasserstraße folgen, die in südlicher Richtung aus der Stadt führte. So stand es in Rians Wegbeschreibung. Aber welches war die richtige? Unter ihr erstreckte sich ein Wirrwarr an Wasserstraßen, alle vollgestopft mit Booten und Fähren.

Der Mann aus der Gasse stürmte über den Hauptplatz und zeigte dabei auf Kaya. Sie musste weg hier, und zwar schnell! In einem ihrer Handschuhe befand sich ein eingebauter Kompass, und nachdem sie einen Blick darauf geworfen hatte, fand sie die Wasserstraße, die nach Süden führte. Durch die

Mitte verlief eine dünne, bröcklige Trennwand aus dunklem Stein, sodass das Wasser auf den beiden Seiten in unterschiedliche Richtungen fließen konnte. Kaya ließ sich herabsinken und schwebte durch die große Öffnung in der Höhlenwand, in der der Kanal verschwand.

Die Luft im Tunnel war warm, schwer und feucht. Wassertropfen fielen wie ein Vorhang von der Decke. Der Durchgang verengte sich und war bald nur noch breit genug, um einer Reihe Boote pro Richtung Durchlass zu gewähren. Kaya begegnete nur wenigen Fahrzeugen. Offenbar fuhren kaum Leute so weit nach draußen. Sie hatte die Stadtgrenze erreicht. Den Rand von Atlantis.

Nach einer Weile mündete die Wasserstraße in eine der größten Aquafarmen, die sie je gesehen hatte. Vermutlich wurden hier vornehmlich Seetang und Algen angebaut. Aber die vielen Stellen, an denen sich die Wasseroberfläche kräuselte, verrieten ihr, dass in einigen Becken auch Fische gezüchtet wurden. Die Höhlendecke verbarg sich hinter einer dicken Nebelschicht, das Wasser war grünlich und kaum bewegt, die Luft roch nach Salz, und in weiter Ferne glitzerten die Höhlenwände im blassblauen Licht. Ein paar Boote sprinkelten das Wasser, und auf den Beckenumrandungen entdeckte sie einige Farmer, die ihre Unterwasserernte pflegten. Herumbrüllende Diebe gab es hier zum Glück nicht. Kaya schwebte eine Weile auf der Stelle, sah sich in Ruhe um und achtete auf ihre Atmung. Ihre Nerven beruhigten sich. Ihr Puls legte sich. Das Wasser war wie Balsam für ihre Seele. Sie war so weit gekommen. Jetzt würde sie es auch noch bis zur Oberfläche schaffen.

Die Wasserstraße verlief quer durch die Aquafarm bis zu einem Tunnel auf der anderen Seite. In Rians Wegbeschreibung war von einer Grenzstation ganz am Ende der Wasserstraße die Rede. Diese Grenzstation durfte niemand passieren, und sein Onkel riet, sie komplett zu meiden. Also wandte sich Kaya nach rechts und folgte einem Weg, der entlang der Westwand der riesigen Farm verlief. Direkt über der Wasseroberfläche gab es einen Fußweg auf einem Sims entlang der Wand, von dem hier und da die Eingänge zu Umschlagplätzen und Lagern abgingen. Fischer lieferten hier ihren Fang ab, um ihn zu verkaufen und in die Städte weitertransportieren zu lassen. Der beißende Geruch aus einem der Lager verriet Kaya, dass es sich um eine Halle handelte, in dem Seetang getrocknet wurde. Zum Glück musste sie laut Rians Wegbeschreibung keinen der stinkenden Trockenräume betreten. Der Umschlagplatz, zu dem sie wollte, lag so nah, dass sie auch hätte laufen können. Auf einem kleinen Schild über dem Eingang stand *Darkwater Trading Company*.

Hier war sie richtig. Kaya schwebte zum Eingang und landete auf einem schmalen Weg. Hinter ihr schaukelte ein einzelnes kleines Boot auf dem Wasser, das an der zerklüfteten Simskante des Fußwegs festgemacht war. Unter dem Schild führte ein Durchgang in einen engen Tunnel. Kaya schaltete den Anti-Schwerkraft-Antrieb aus. Der Durchgang war so schmal, dass sie mit der Schulter die feuchte Wand streifte. Nach ein paar Schritten fand sie sich in einer niedrigen Höhle wieder. Der Raum war kalt – wegen des Tiefseewassers, wie sie vermutete. Kühle Luft strich über ihre Haut.

Das Höhleninnere wurde größtenteils von einem Tiefsee-Pool eingenommen, dessen Inhalt immer wieder über den Steinboden schwappte. Drei kleine U-Boote waren am Beckenrand festgemacht, und an den Wänden standen Aquarien auf Rollen herum, in denen Fische aller Größen und Formen schwammen. Ein paar Arten hatte Kaya noch nie im Leben gesehen.

An der Wand neben dem Eingang lehnten zwei klapprige Stühle mit Blick auf das kalte, schwarze Wasser. Zum Glück waren beide leer. Aber unter einer Tür rechts von Kaya drang blaues Licht hervor. Sang da drinnen etwa jemand? Ja, und zwar ziemlich schief. Mit Sicherheit der Besitzer des Boots draußen. Kaya bezweifelte, dass ihr viel Zeit blieb, ehe er zurückkam und Schweigegeld von ihr kassieren wollte. Sie hatte zwar genügend Bares, aber das wollte sie sich lieber für eine andere Gelegenheit aufsparen.

Kaya fand eine Wandnische, in der sie sich verstecken konnte, und schlüpfte hinein, um ihren Tiefsee-Tauchanzug überzustreifen. Vorsichtig nahm sie den Rucksack ab und rollte den Anzug auf dem Boden aus. Dann aktivierte sie ihn. Das Material wurde hart und dehnte sich aus. Kaya kniete sich hin und pikte in Ärmel und Helm. Beides war so hart wie der Felsboden unter ihren Füßen. Aber sobald man den Anzug anlegte und sich darin bewegte, wurde er so geschmeidig wie ein weiches Shirt. Die Technik dahinter war beeindruckend. Es gab keinen Grund zur Besorgnis. Warum also zitterten ihr immer noch die Hände? Warum wummerte ihr das Herz in der Brust?

Im Inneren des Anzugs war jede Menge Platz, also behielt sie den Rucksack auf und das Anti-Schwerkraft-Set an. So blieb keinerlei Beweis zurück, dass sie sich je in dieser Höhle aufgehalten hatte. Nachdem sie den Anzug von innen geschlossen hatte, füllte er sich rasch mit Sauerstoff, sodass sie atmen konnte. Kaya sprang ein paarmal auf der Stelle. Keine Lecks. Alles funktionierte einwandfrei. Und die Tür war immer noch zu. Wenn sie die Sache wirklich durchziehen wollte, musste sie es jetzt tun.

Kaya stapfte an den Rand des Tiefsee-Pools, der gefüllt war mit eiskaltem, schwarzem Wasser. *Du gehst einfach nur schwimmen*, sagte sie sich. Sie hatte den Anzug mehrere Dutzend Mal getestet. Gerade erst vor zwei Tagen hatte sie einen der größten Tiefsee-Pools von Atlantis durchschwommen. Und das Riff hatte sie zwar noch nie verlassen – aber war der Unterschied wirklich so groß? Am Ende war Wasser Wasser. Und mit Wasser kannte sie sich aus. Außerdem waren die Anzüge ja dazu da, Schutz vor dem Druck und der Kälte der Tiefsee zu bieten.

Die Tür hinter ihr ging auf. Ein Gruselmonster von Mann mit einer riesigen Nase betrat die Höhle und zerrte sich dabei die tief hängende Hose zurecht.

Kaya winkte ihm zu, dann drehte sie sich um und tauchte ab.



TIEFSEETAGE

Das SuperSub war zwar groß, der Wohnbereich aber winzig. Die Räume verteilten sich über das gesamte Fahrzeug und waren durch schmale Gänge miteinander verbunden. Es gab ein Schlafzimmer mit einem Hochbett. Lewis hatte zwar versucht, das obere zu ergattern, aber Hanna sagte, es sei ihres. Wie sie meinte.

Er war zwar wahnsinnig, wahnsinnig glücklich gewesen, als er endlich aufs Klo konnte, aber das Bad war so winzig, dass er darin nicht mal richtig die Arme ausstrecken konnte. Außerdem gab es eine Küche mit einem winzigen Kühlschrank, einer Mikrowelle, zwei niedrigen Schemeln und einem Klapp Tisch an der Wand. Die Küchenschränke waren vollgestopft mit Dosen. Pfirsiche, Birnen, Bohnen, Suppen, alle Arten von Fertiggerichten. Die Küchenschränke waren magnetisch, sodass man die leeren Dosen vom Gang aus dagegenwerfen konnte und sie haften blieben.

Jedenfalls glaubte Lewis das. Versuchen würde er so was Kindisches natürlich nicht. Immerhin war er schon zwölf, nach einem berühmten Abenteurer benannt und auf einer wichtigen Mission, bei der es um nichts Geringeres als die Entdeckung einer komplett neuen Welt ging. So jemand malte

doch keine Zielscheiben auf Magnettüren und erfand ein Spiel, bei dem man mit so wenigen Versuchen wie möglich drei Treffer landen musste! Und noch viel weniger tat so jemand so, als sei er Zirkusartist oder als hätte er unsichtbare Gegner.

Wenn er keine selbst ausgedachten Spiele spielte, erkundete Lewis das SuperSub bis in den letzten Winkel. Leider förderte seine Expedition nur eine Erkenntnis zutage: dass Langeweile unvermeidlich war. Wenigstens hatte er seinen Fußball eingepackt. Und sein Dad hatte ein paar ganz annehmbare Spiele auf dem X-Pad, das er am Handgelenk trug. Und dann war da ja noch die Tatsache, dass sie auf dem Weg nach Atlantis waren! Lewis' letzter Stand war, dass sie sich mehr als anderthalb Kilometer tief unter der Meeresoberfläche befanden. Anderthalb Kilometer! Und das SuperSub war extra für die Druckverhältnisse der Tiefsee gebaut, also würden sie sogar noch weiter absteigen.

Am ersten Tag machte sich Lewis nach dem Mittagessen auf die Suche nach seinem Dad und erwischte ihn allein im Cockpit. Etwas machte Lewis zu schaffen. Etwas, das er mit seinem Vater besprechen wollte. Er lutschte seinen kleinen Finger an und steckte ihn seinem Dad ins Ohr.

Seine halb volle Kaffeetasse flog einmal quer durch die Kabine. Mehrere Entschuldigungen und eine Putzaktion später kam Lewis endlich dazu, seine Frage zu stellen. »Also, wegen Mom... Was, wenn sie denkt, dass wir... Na ja, du weißt schon. Wir müssen ihr doch irgendwie Bescheid geben!«

»Ich weiß, ich weiß«, sagte sein Vater, während er den letzten Kaffeeleck wegwischte. »Schrecklich, was sie durchstehen muss, und ich habe ein grauenhaft schlechtes Gewissen deswegen. Aber wir dürfen das Risiko nicht eingehen. Jedenfalls noch nicht.«

»Aber ...«

»Wenn wir jetzt schon ein Signal losschicken, spürt uns die Küstenwache womöglich auf. Und wenn sie uns finden, lassen sie uns garantiert nicht mehr weiterfahren.« Er breitete die Arme aus. »All das hier wäre umsonst gewesen.« Er umfasste Lewis' Gesicht mit seinen riesigen Pranken und seufzte. »Aber natürlich verstehe ich dich, mein Junge. Sie muss wissen, dass es dir gut geht, das sind wir ihr schuldig. Wir schicken ihr eine Nachricht. Versprochen.«

»Und wann?«

»Bald. Spätestens in ein paar Tagen.«

Sein Vater klopfte ihm auf die Schulter, lächelte und drehte sich wieder zum Fenster. Lewis' Mom würde klarkommen, oder? Bald würden sie ihr Bescheid sagen. Er musste darauf vertrauen, dass sein Vater wusste, was zu tun war.

Später am Nachmittag trainierte Lewis mit seinem Fußball gerade Abgabe und Annahme mit links, als Hanna vorbeikam und sich gegen die Wand lehnte. »Ich kann nicht fassen, dass du das Ding da ernsthaft mitgebracht hast.«

»Ich habe immer einen Fußball dabei.«

Er schoss ihr einen Pass zu. Der Ball prallte von ihrem Fuß ab und rollte langsam aus.

»Spielst du gut?«, fragte sie.

Er überlegte kurz, ihr zu erzählen, er sei aufgrund seiner einmaligen Kombination aus Eleganz und Kraft der nächste große Weltspieler. Aber dann entschied er sich doch lieber für die Wahrheit. »Ganz okay, würde ich sagen.«

»Ich mache gar keinen Sport.« Sie zeigte auf sein T-Shirt. »Das hattest du gestern auch schon an. Hast du keine Wechselsachen dabei?«

»Ein bisschen was.« Er hatte zwar ein zweites T-Shirt, aber das hier war noch nicht so weit, dass es auf den Sondermüll gehörte. Ein zweites Paar Socken hatte er auch eingepackt. Die einzelne Socke mit den Schlammflecken hatte er schon im Badezimmerwaschbecken gewaschen und die perfekte Stelle gefunden, um sie zum Trocknen aufzuhängen. Was Unterhosen betraf, war er ebenfalls bestens versorgt. Er hatte zwar nur eine dabei, aber wenn er aufpasste, hielt die mindestens eine Woche.

»Und eine Zahnbürste?«

Eigentlich hatte er vorgehabt, sich eine von seinem Dad zu klauen. »Ähm...«

»Dein Dad hat auch keine dabei. Ihr zwei habt Glück, wenn ich verreise, packe ich immer alles doppelt und dreifach ein. Vor ein paar Jahren war ich mal bei einer Übernachtungsparty, und drei verschiedene Mädchen haben meine Zahnbürste benutzt. Bei dem bloßen Gedanken...« Sie verzog angewidert das Gesicht.

»Woher weißt du, dass es drei verschiedene Mädchen waren?«

»Ich habe Speichelproben von den Borsten genommen und

einen DNA-Test durchgeführt.« Sie zuckte mit den Achseln, als sei das ja wohl naheliegend.

Lewis fing wieder an, den Ball gegen die Wand zu kicken, diesmal aber mit rechts. Hanna blieb in der Tür stehen.

»Woher kennst du meinen Dad eigentlich?«, fragte er.

»Vor ein paar Jahren habe ich online eine seiner Vorlesungen gesehen. Ich war gerade kurz vor dem Collegeabschluss und...«

»College? Du bist doch erst so alt wie ich!«

»Drei Jahre älter. Und ziemlich klug. Extremst klug, um ehrlich zu sein. Ich bin mit zwölf aufs College gekommen und war mit 14 fertig. Jetzt bin ich auf der Uni und studiere Ingenieurwissenschaften.«

»Wow.«

»Ja, kopfmäßig fällt mir so ziemlich alles leicht. Deswegen bin ich immer auf der Suche nach Herausforderungen. Als ich gehört hab, was dein Vater vorhat, dachte ich, vielleicht kann ich ihm helfen.«

»Wieso?«

»Ehrlich gesagt wegen meiner Eltern.«

»Was haben die denn damit zu tun?«

»Ach, ich bin ihnen einfach nie gut genug. Nicht mal ansatzweise.«

Seine Mutter wäre vermutlich ausgeflippt, wenn er auch nur halb so schlau gewesen wäre wie Hanna. »Aber du hast doch gesagt, dass du mit 14 deinen Collegeabschluss gemacht hast.«

»Meine Mom war schon mit 13 fertig.«

Darüber musste er kurz nachdenken. Die Denkerei brachte ihn aber nicht weiter. »Ich kapiert's trotzdem nicht. Was hat mein Dad mit deinen Eltern zu tun?«

»Eines Abends hab ich zusammen mit meinen Eltern einen Beitrag über ihn im Fernsehen gesehen – irgendeine Doku über Verschwörungstheorien. Meine Eltern meinten, er sei der totale Idiot, und ...« Sie brach ab und verzog wieder das Gesicht. »Tut mir leid, ich wollte nicht ...«

»Schon okay.« Die Leute in der Schule hatten schon Schlimmeres über seinen Dad gesagt.

»Na ja, jedenfalls hab ich gehört, was sie über ihn sagten«, fuhr Hanna fort. »Und obwohl dein Dad damals schon lange seine Stelle an der Uni verloren hatte, war er tausendmal interessanter als all meine Professoren zusammen, und da dachte ich: Das ist es! Das ist genau mein Ding! Kennst du das Gefühl, wenn man endlich seine Bestimmung findet?«

»Nö.«

»Ach, das kommt schon noch. Jedenfalls hab ich beschlossen, dass ich diesem Typen unbedingt helfen muss. Dazu kam natürlich, dass ich immer schon besessen war von U-Booten und Expeditionen in die Tiefsee. Dein Dad und ich waren also das perfekte Team. Und meine Eltern machte das stinkwütend, was ich natürlich super fand.«

»Du hast also ein ganzes U-Boot gebaut, nur um deine Eltern zu ärgern?«

Hanna überlegte kurz. »So habe ich es zwar noch nie betrachtet, aber ja, ich schätze, du hast recht. Jedenfalls fing ich also an, bei deinem Dad im Labor zu arbeiten. Also, nicht in

der Hütte unten an der Küste. Die haben wir erst kürzlich aus dem Boden gestampft. Ich meine das echte Labor. Das dann abgebrannt ist.«

Na klar. Das echte Labor. In dem Lewis genauso wenig willkommen gewesen war wie in dem an der Küste. Und Hanna hatte sogar dort arbeiten dürfen? Immer, wenn Lewis gefragt hatte, ob er helfen könne, meinte sein Dad, er würde grundsätzlich allein arbeiten. War Lewis ihm einfach nicht gut genug, nicht schlau genug? Er kickte den Ball hart den Gang entlang. »Warum hat er dir erlaubt, ihm zu helfen?«

»Na ja, ich hatte eine coole Idee für ein U-Boot. Und dann gibt es da noch eine andere Kleinigkeit.«

»Und welche?«, fragte Lewis.

»Ich bin reich.«

Das wunderte Lewis nicht wirklich. Schließlich hatte sie ein KI-Haus. Allerdings sah man Hanna den Reichtum nicht an. Ihre Klamotten waren an den Knien und Ellenbogen durchlöchert, einer ihrer Schuhe wurde von Klebeband zusammengehalten, und sie hatte nicht mal ein X-Pad. Das einzige Gerät, das sie am Körper trug, war ein MusicRing am Finger, aber einen von den einfachen, die nur Audiospuren aufnehmen und abspielen konnten. »Wie reich?«

»Meine Mom gehört zu den Leuten, die das X-Pad erfunden haben.«

Oh. Krass. »Echt jetzt?«

»Echt jetzt.« Hanna kam näher und senkte die Stimme. »Aber weißt du, diese ganze Sache mit meinen Eltern ... Dass ich sie ärgern will und so ... Also, ich bin hier, weil ich mit dir

reden wollte, und der Grund dafür hat was mit den beiden zu tun. Ich habe zugehört, als du vorhin mit deinem Dad geredet hast und er meinte, wir müssten noch abwarten, bis wir deiner Mom sagen, dass es dir gut geht.«

Der Ball rollte wieder zu Lewis zurück. Das SuperSub hatte eine leichte Neigung, weil es immer tiefer fuhr. Er stoppte den Ball mit seinem linken Fuß. »Und?«

»Und da wollte ich euch sagen, dass ihr euch echt bescheuert benehmt.«

»Bescheuert?«

»So gefühlsmäßig«, sagte sie. »Ist nicht böse gemeint.«

»Kam auch nicht so rüber.«

»Und ich bin genauso bescheuert. Was, wenn meine Eltern früher von ihrer Geschäftsreise zurückkommen? Die KI kann sie schlecht davon überzeugen, dass ich zu Hause bin, wenn sie selbst auch dort sind. Die beiden werden bestimmt panisch. Und deine Mom ist es vermutlich jetzt schon. Wir können sie nicht warten lassen, Lewis. Auch wenn ich so meine Probleme mit meinen Eltern hab, sind sie immer noch meine Eltern. Und ich will nicht, dass sie sich sorgen. Jedenfalls nicht so. Wir müssen ihnen so schnell wie möglich Bescheid geben, dass uns nichts Schlimmes passiert ist.«

Lewis hob den Ball mit dem rechten Fuß und balancierte ihn.

Vermutlich hatte Hanna recht. Ach, *natürlich* hatte sie recht.

Nach fünfmal Kicken hörte er auf. »Glaubst du, du kannst meinen Dad überzeugen?«

»Das muss ich gar nicht. Er braucht nichts davon zu wissen«, antwortete Hanna. »Es gibt eine Notfall-Kommunikationskapsel. Wir können eine kurze Nachricht hochladen und die Kapsel an die Oberfläche senden, damit sie die Nachricht abschickt. Aber du müsstest deinen Dad eine Weile ablenken, damit er nicht mitbekommt, wie ich die Kapsel losschicke.«

Ablenken? Lewis überlegte. »Ich könnte tanzen.«

»Nicht dein Ernst, oder?«, seufzte Hanna.

Teils, teils. Lewis war ein ausgesprochen ablenkender Tänzer. Sein Spezialgebiet war der Ententanz. Dazu schlug er mit den angewinkelten Ellenbogen als Flügel und streckte das Kinn vor, alles im Rhythmus eines echten Lieds oder einer Melodie in seinem Kopf. Aber Hanna schien nicht viel von seinem Plan zu halten, und eigentlich war er auch gar nicht in Stimmung, ihr den Ententanz vorzumachen. Auf Kommando war das sowieso schwierig. »Nein, keine Ahnung, ich hab einfach das Erstbeste gesagt, was mir eingefallen ist.«

»Und was war das Zweitbeste?«

»Yoga.«

»Du kannst Yoga?«

»Eigentlich nicht.«

»Du bist gerade echt keine große Hilfe.«

»Ich weiß.«

»Wie wäre es mit ...«

Lewis hob eine Hand, um sie zu unterbrechen. Ihm kam gerade eine Idee. Und zwar eine richtig gute. »Ich hab's!«

»Okay ... mach einfach. Ich vertrau dir mal. Auch wenn ich es vermutlich besser lassen sollte«, sagte Hanna. »Aber vor-

her musst du noch deine Nachricht aufschreiben. Sie sollte kurz sein, höchstens 15 Wörter. Und es muss was drinstehen, das deiner Mom beweist, dass die Nachricht wirklich von dir ist.«

Er nickte. »Wann soll ich zu Dad?«

»So schnell wie möglich.«

Und damit marschierte Hanna los in Richtung Schlafzimmer.

Lewis starrte auf seinen Fußball. 15 Wörter? Was sollte er schreiben? Er fing wieder an, den Ball zu balancieren, und überlegte sich dabei eine Botschaft nach der anderen. Aber alle waren zu lang. Am Ende beschloss er, sich einfach kurz zu fassen, angelte sein Notizbuch aus seinem Rucksack, riss eine Seite heraus und schob sich das Notizbuch in die Hosentasche. Er kritzelte die Nachricht auf das herausgerissene Blatt.

Hanna lag auf dem oberen Bett und schmökerte in einem Buch, als er ihr den Zettel reichte. Leise las sie seine Nachricht vor. »*Bin bei Dad. Alles gut. Komme bald wieder. Sag Michael, er riecht nach Käse.*« Sie musterte Lewis mit zusammengezo-

genen Brauen. »Käse?«

»So wissen sie, dass die Nachricht wirklich von mir ist.«

»Und wie sieht es mit dem Ablenkungsmanöver aus?«

»Ich hab alles im Griff. Wir können jederzeit loslegen.«

»Okay«, sagte sie und schwang die Beine über die Bettkante.

»Eine Sache noch, Lewis.«

»Was denn?«

Sie warf ihm eine Socke ins Gesicht, die ihm entfernt bekannt vorkam. »Mein Bett ist keine Wäscheleine.«

Lewis' Vater saß im Cockpit und bekam offenbar nicht mit, dass er näher kam. Lewis hustete. Nichts. Dann klatschte er einmal so laut, dass seine Hände brannten. Vielleicht hätte er das nicht ganz so nah am Ohr seines Dads tun sollen. Der fiel nämlich fast vom Stuhl vor Schreck.

»Was zum ...«

»Hey, Dad, kann ich dich mal was fragen?«

»Warum hast du ... Ich hab zu tun, Lewis. Ich muss dafür sorgen, dass wir auf Kurs bleiben.« Er beugte sich über seine Karten.

»Okay, klar. Ich wollte eigentlich sowieso in die Küche und mir was zu essen holen. Aber ich hab mich gefragt ... Also, mal abgesehen von den Wellen und so ...« Er zögerte. Wartete ab, bis er sicher war, dass sein Dad auch wirklich zuhörte. »Ich wollte nur wissen, wieso du so sicher bist, dass es Atlantis wirklich gibt. Aber egal, ist nicht so wichtig. Du kannst es mir auch später erzählen.«

Lewis kehrte um und lief zurück in Richtung Küche. Währenddessen zählte er.

Drei Sekunden. Mehr brauchte sein Vater nicht, um den Autopiloten einzuschalten, seine Karten beiseitezulegen und Lewis in die Küche zu folgen. Er ließ sich nie eine Chance entgehen, seine Theorien über Atlantis zu erklären, und so schwadronierte er ohne Punkt und Komma über die verborgene Welt, während Lewis eine Runde Dosenwerfen nach der nächsten spielte. Sein Dad erklärte, dass die Wellen nur einen Teil des Beweismaterials bildeten. Dass es seit Anbeginn der Geschichte Sichtungen gegeben hatte. Seemannsgarn. Gerüchte über selt-

same Gefährte, die an Stränden rund um den Globus angespült und rasch von den jeweiligen Regierungen weggeschafft wurden. Er erzählte von den antiken Schriften, die man auf der ganzen Welt gefunden hatte und die von einer hoch entwickelten Seefahrernation erzählten, die Jahrtausende vor den alten Ägyptern geherrscht haben sollte. Sein Dad war studierter Geologe, und so bezog er in seine Erklärungen auch sein Wissen über den Anstieg des Meeresspiegels und tektonische Verschiebungen ein, die durchaus dafür hätten sorgen können, dass eine riesige Insel nach und nach im Meer versank.

Nichts davon war neu für Lewis, aber faszinierend fand er es trotzdem. Er versuchte, sich die Katastrophe auszumalen – eine ganze Insel, die vom Meer verschlungen wurde. Wie sollte das irgendetwas überleben? Waren die Bewohner schon Meermenschen gewesen, als die Insel versank? Aber wie? Man konnte doch nicht gleichzeitig an Land und im Wasser leben! Mit einem dicken Fischschwanz statt zwei Beinen konnte man schließlich nicht laufen. Vielleicht waren die Bewohner von Atlantis ja auch überall hingerobbt. Was ganz schön schräg gewesen wäre. Und langsam. Aber schon irgendwie witzig.

»Natürlich liegt die Vermutung nahe, dass diese Zivilisation durch den steigenden Meeresspiegel und den Landverlust einfach ausgelöscht wurde«, fuhr sein Dad fort. »*Ich* aber glaube, dass sich die Menschen von Atlantis im Lauf der Zeit an die Veränderungen angepasst haben – nicht durch Evolution, sondern durch technologischen Fortschritt. Sie haben nach unten gebaut, nicht nach oben, und sich komplett vom

Wasser abgeschottet. So konnte Atlantis bestehen, Lewis. Und seine Bewohner existieren noch heute. Unter dem Meeresboden in der Tiefsee.«

Sein Dad lächelte, aber Lewis' Fragen waren noch nicht alle beantwortet. Eine brannte ihm besonders auf der Zunge. »Und wieso lassen sie die Wellen auf uns los?«, fragte er. »Was haben wir ihnen denn getan?«

Die Frage verpasste seinem Dad einen neuen Energieschub. Aufgestachelt lief er in der kleinen Küche hin und her. Lewis rettete sich auf eine Anrichte, um ihm Platz zu machen. »Das habe ich mich anfangs auch gefragt«, legte sein Dad los. »Als die ersten Wellen kamen und man sich noch frei am Meer bewegen konnte, machte ich eines Morgens bei Sonnenaufgang einen Spaziergang und beobachtete dabei das Wasser. Es war Ebbe, und vor der Küste holte ein Fischkutter seine Netze ein. Sie waren praktisch leer, es waren kaum mehr als ein paar silbrige Fische darin. Ich lief weiter, sammelte Plastikteile und anderen Müll ein. Was ich eben so fand. Es dauerte keine fünfzig Meter, bis mein Rucksack bis obenhin voll war mit salzverkrusteten Abfällen. Etwas weiter stieß ich auf Tausende toter Krebse. Sie lagen überall herum, und ihre Panzer waren brüchig, wie aus Papier. Ich dachte zurück an die leeren Netze. Dann das Plastik, die toten Krebse ... Ich blieb stehen und sah aufs Meer hinaus.«

Sein Dad starrte die Wand an, als handle es sich ums offene Meer. »Und?«, fragte Lewis.

»Und ich dachte: Klar sind sie wütend!«, rief sein Vater. »Wir schmeißen unseren Müll ins Meer. Wir vergiften die

Atmosphäre. Wegen uns sterben die Meereslebewesen in Scharen. Wir zerstören die Ozeane. Sie haben allen Grund, gegen uns in den Krieg zu ziehen.«

Das klang nachvollziehbar. Na ja, wenigstens halbwegs. Lewis sprang von der Anrichte. »Aber wieso haben sie denn nicht erst mal mit uns geredet? Uns gebeten, uns zu ändern?«

Wieder hatte sein Dad sofort eine Antwort parat. »Oh, aber das haben sie doch versucht!«, sagte er. »Vor acht Jahren kam es vor der Küste von New York, das damals noch eine Weltstadt war, zu einer gigantischen Explosion. Die Regierung bezeichnete das Geschehen als *U-Boot-Vorfall*. Aber ein Marineoffizier hat heimlich Kontakt zu mir aufgenommen und mir verraten, dass es sich in Wahrheit um ein Boot aus Atlantis handelte, das von unserem Militär angegriffen und zerstört wurde.«

Jetzt kam Lewis nicht mehr mit. »Aber wieso sollten wir eins ihrer U-Boote angreifen?«

»Der Offizier meinte, es habe sich um ein Versehen gehandelt«, erklärte sein Dad. »Das Boot kam mit der Geschwindigkeit eines Torpedos angeschossen, und alle Kontaktaufnahmeversuche scheiterten. Die Marine kam zu dem Schluss, dass es sich tatsächlich um einen Torpedo handeln musste, denn unsere eigenen U-Boote können nicht mal halb so schnell fahren. Also entschied man, den Torpedo zu zerstören, um New York zu schützen. Nur dass es eben gar kein Torpedo war. Sondern ein U-Boot aus Atlantis. Es wurde vernichtet, die Regierung kehrte ihren Fehler unter den Teppich, und der Krieg begann.«

Sein Dad behauptete sogar, Beweise für seine Theorie zu haben, nämlich die Daten mehrerer Unterwasser-Ortungsgereäte, die das Fahrzeug entdeckt hatten. Früher hatten sich außerdem Trümmerteile des explodierten Schiffs in seinem Besitz gefunden. Aber die waren bei dem Feuer im Labor zerstört worden, an dem laut Lewis' Dad natürlich irgendeine geheime Regierungsbehörde schuld war. Aber niemand kaufte ihm die Geschichte ab. Der Offizier, der ihm die Informationen zugespielt hatte, war genauso verschwunden wie die Trümmer. So gut wie niemand glaubte seinem Dad. Jedenfalls niemand, auf den es ankam. Online war seine Geschichte allerdings ein Riesenerfolg. Sie zählte zu den beliebtesten zehn Verschwörungstheorien im Internet, gleich hinter dem Verdacht, der letzte Präsident der USA sei ein Außerirdischer gewesen.

Lewis wartete ab, ob der Vortrag jetzt beendet war. Sein Dad kauerte auf einem der winzigen Küchenschemel wie ein Riese auf einem Pilz. Er wirkte erschöpft, als hätte ihn die Erklärung seiner Theorie zu viel Kraft gekostet. Dann ließ er die Finger knacken und richtete sich auf. »Die eigentliche Frage aber lautet: Wie kann man Atlantis aufspüren?«, fuhr er fort. »Ich will dich nicht mit meiner Theorie über Gravitationsanomalien langweilen, aber ...«

»Danke«, sagte Lewis.

Sein Dad wirkte ein bisschen enttäuscht. Hätte Lewis weiter nachhaken sollen? Aber sein Hirn war doch jetzt schon kurz davor, zu explodieren!

Sein Dad streckte den Arm mit dem X-Pad aus und projizierte eine dreidimensionale Karte des Meeresbodens in die

Luft. »Jedenfalls deuten all meine Forschungsergebnisse darauf hin, dass sich Atlantis genau hier befindet«, erklärte er.

Lewis starrte auf die Projektion. »Aber das ist ja mitten im Atlantik! Bist du sicher?«

Plötzlich tauchte Hanna in der Tür auf. »Deswegen sind wir doch hier, oder? Um genau das herauszufinden.«

»Exakt!«, rief sein Dad.

Als der gerade nicht hinsah, zwinkerte Hanna Lewis zu. Die Nachricht war also unterwegs zur Oberfläche. Lewis seufzte erleichtert auf. Zumindest würde seine Mutter erfahren, dass es ihm gut ging. Aber tat es das denn überhaupt?

Nachdem er seinem Dad eine gute Stunde lang zugehört hatte, war er sich da nicht mehr so sicher. Erlebte er gerade ein legendäres Abenteuer, oder tauchten sie einfach nur ohne jeden guten Grund in die Tiefen des Meeres ab? War sein Dad ein brillanter Forscher, oder hatte er inzwischen den Verstand verloren?

Vielleicht hatten die Leute ja doch recht.

Vielleicht wäre Lewis besser zu Hause geblieben.

Drei Tage verstrichen.

Die ersten paar Mal, die er draußen Fische vorbeischwimmen sah, war Lewis total aus dem Häuschen.

Inzwischen interessierten ihn die Fische nicht mehr die Bohne.

Er kannte viele Arten von Langeweile.

Die Langeweile, wenn er an einem Regentag zu Hause festsaß.

Die Langeweile, wenn er sich einen von diesen sterbens-öden Filmen anschauen musste, die seine Mom manchmal aussuchte.

Die Langeweile, wenn er sich durch die Klassenlektüre quälte, die meistens von Kindern handelte, die irgendwelche Gefühle hatten, mit denen sie ständig rumfühlten, ohne dass je irgendwas explodierte. Bis auf die Gefühle vielleicht.

Aber hier im SuperSub lernte er eine ganz neue Dimension der Langeweile kennen. Die Kilometerweit-von-der-Oberfläche-entfernt-ingesperrt-in-einem-U-Boot-Langeweile.

Er schlief, so viel er konnte. Er erfand ein Dutzend Dosenwurfspiele. Er kickte so lange mit seinem Fußball herum, bis er Blasen an den Füßen bekam. Seinen persönlichen Tiefpunkt allerdings erreichte er, als er Verstecken spielte. Und zwar gegen sich selbst.

Am Morgen ihres vierten Reisetags kauerte er schon sehr, sehr lange unter dem Klappstisch in der Küche, als sein Dad hereinkam. Es war ziemlich peinlich, zu erklären, was er da unten wollte.

»Hast du gewonnen?«, fragte sein Dad.

»Weiß nicht.«

»Hör mal, ich habe deswegen schon mit Hanna geredet, aber ...«

Lewis konnte es von dem blassen, traurigen Gesicht seines Vaters ablesen. Er wusste Bescheid über die Nachricht.

Lewis kam sich absolut und total selbstsüchtig vor. Sie hatten die Mission aufs Spiel gesetzt! Die gesamte Arbeit seines Dads. Einfach alles. Er hätte darauf vertrauen sollen, dass

sein Vater wusste, was er tat. »Es tut mir leid, wir dachten bloß...«

»Nein, *mir* tut es leid«, unterbrach ihn sein Dad. »Du hastest recht. Ihr beide hattet recht. Deine Mutter, Hannas Eltern – sie mussten die Wahrheit erfahren. Ich fürchte, ich war einfach zu sehr von meiner Arbeit eingenommen...«

Das U-Boot machte ohne jede Vorwarnung einen Schlenker. Lewis konnte sich gerade noch an der Tischkante festhalten, aber sein Vater geriet ins Taumeln. Die Dosen in den Küchenschränken klapperten. Sein Dad rieb sich den Hinterkopf, dann rief er vom Boden aus in Richtung Cockpit: »Was war das? Sind wir mit irgendwas kollidiert?«

»Ich weiß nicht«, rief Hanna zurück. »Kommen Sie mal!«

Sein Dad stürzte los, Lewis rannte hinter ihm her. Ihre Schritte dröhnten über die Metallgitter. Hanna saß am Steuer und schaltete zwischen verschiedenen Bildschirmen hin und her. »Was auch immer wir getroffen haben, war groß und hat sich bewegt.«

Auf dem Screen erschien eine Karte des Meeresbodens. »Vor uns kommen ein paar ziemlich seltsame Formationen.«

Lewis' Dad schob sich eine altmodische Lesebrille mit runden Gläsern auf die große Nase. Dann beugte er sich vor, um sich das Bild genauer anzusehen. »Was meinst du mit seltsam?«, fragte er aufgeregt. »Etwa Gebäude?«

»Nein, sieht eher nach einem Unterwassergebirge aus.«

»Aber mit was sind wir denn jetzt zusammengestoßen?«, fragte Lewis.

Ein Teil von ihm hoffte, dass es ein anderes U-Boot gewe-

sen war. Eins mit Luxusausstattung, das einem kauzigen Milliardenär gehörte, der sie an Bord einlud und ihnen ein üppiges, superleckeres Abendessen spendierte. Vielleicht würde er sogar flauschige Bademäntel an sie verteilen, solche mit kleinen Monogrammen drauf. Und Puschen. Kuslig weiche Puschen.

»Weiß ich auch nicht«, antwortete sein Dad. »Hier unten in der Tiefe schwimmt nichts herum, das groß genug wäre, um unser U-Boot beiseitezuschieben. Wir haben eine Tiefe von sechs Kilometern erreicht.«

»Das Ding da vorn sieht das offenbar anders«, warf Hanna ein.

Aus dem Dunkel vor ihnen schälte sich die größte Kreatur, die Lewis je gesehen hatte – ein Wassermonster, das so wirkte, als könne es das SuperSub mühelos mit ein, zwei Happen verschlingen. Seine Nase erinnerte an einen Hai, die riesigen Augen dagegen traten hervor wie bei einem Krokodil. Unter der Schnauze befand sich ein riesiges, fest geschlossenes Maul. Aber das Monster brauchte sein Maul gar nicht weit aufzureißen. Lewis wusste auch so, was ihn dahinter erwartete: Reihe um Reihe scharfer Zähne, die selbst vor Metall nicht haltmachten.

»Was ist das für ein Ding?!«, fragte er.

»Festhalten!«, rief Hanna. »Anschnallen, alle beide!«

Das SuperSub schwenkte nach rechts ab und streifte dabei die Seite des Riesenviechs.

Lewis war immer noch mit Anschnallen beschäftigt. »War das ein Megalodon?«

»Nein, die sind ausgestorben«, antwortete sein Dad. »Aber das Viech da draußen ist gigantisch! Ist euch klar, was das heißt? Wir haben gerade womöglich eine neue Spezies der Megafauna entdeckt! Das ist eine Sensation!«

Sie wurden mehrere Kilometer tief unter der Wasseroberfläche von einer riesigen, prähistorischen Kreatur angegriffen, und sein Vater fand das sensationell?! Lewis beugte sich zur Seite, als Hanna das Schiff nach links lenkte.

»Wenn uns das Ding auffrisst, wird niemand von unserer Entdeckung erfahren«, sagte sie. »Das SuperSub ist nicht dafür gebaut, Seemonstern zu entkommen. Irgendwelche Vorschläge?«

Als das riesige Ding erneut an ihnen vorbeischwamm und für den nächsten Angriff wendete, fiel Lewis etwas Seltsames auf. Aber das SuperSub warf so wenig Licht, dass er nicht ganz sicher war, ob er richtig gesehen hatte.

Er schnallte sich ab.

»Setz dich sofort wieder auf deinen Platz!«, befahl Hanna. Aber er ignorierte sie und beugte sich über das Steuermodul.

»Was machst du da?«, pflaumte sein Dad ihm an.

»Hat das Schiff Scheinwerfer?«

»LEDs. Wieso? Willst du das Monster erschrecken?«, fragte Hanna.

»In dieser Tiefe fühlen sich Lebewesen von Licht angezogen, nicht abgeschreckt«, erklärte sein Dad. »Also lass es lieber.«

Lewis fand die richtige Taste und schaltete die Scheinwerfer

ein. Grellweißes Licht erhellte das dunkle Meer vor ihnen. Hanna versuchte, es wieder auszuschalten, aber er legte die Hand über den Schalter. »Ich will das Ding da nicht erschrecken«, erklärte er. »Sondern euch was zeigen.«

»Und was?«

»Dass es uns nicht fressen wird.«

»Wieso nicht?«

»Weil es kein Fisch ist«, sagte er. »Sondern eine Maschine.«

Das riesige Ding schwamm durch das grelle Licht hindurch, und tatsächlich! Diesmal konnte Lewis sie ganz deutlich erkennen: die Nahte zwischen zwei Metallplatten.

»Du hast recht«, flüsterte Hanna. »Er hat recht!«.

Sein Dad sagte gar nichts. Er saß einfach nur da und glotzte.

»Was machen wir jetzt?«, fragte er schließlich.

Eigentlich hatte Lewis gehofft, dass sein Vater derjenige sein würde, der diese Frage beantwortete.

Das Robotermonster drehte sich wieder zu ihnen, kam diesmal aber nicht näher. Das Wasser pulsierte und kräuselte sich im Licht. Dann spürte Lewis, wie unsichtbare Wellen sein Gesicht und seine Brust durchdrangen wie der Bass bei einem Konzert, wenn man direkt neben den Lautsprechern stand. Seine Nasenflügel bebten. Seine Rippen und Hände schlotterten. Plötzlich sah alles irgendwie neblig aus. Er biss die Zähne zusammen, und dann wurde alles schwarz.



ANGRIFF AUS DER FINSTERNIS

Alles lief genau nach Plan. Kaya hatte es ins Wasser geschafft. Und jetzt der Aufstieg an die Oberfläche. Der Anzug war der Wahnsinn. Sie spürte weder Druck noch Kälte.

Dann geriet das Wasser um sie herum in Bewegung. Als hätte sie wieder eine Hand an den Füßen gepackt, diesmal unsichtbar. Es gelang ihr einfach nicht, weiter aufzusteigen. Irgendeine seltsame – und seltsam starke – Strömung schien sie erfasst zu haben. Das Wasser wirbelte sie immer schneller und in immer kleineren Kreisen herum. Ob schon mal jemand in einen Tiefsee-Tauchanzug gekotzt hatte? Jedenfalls wollte Kaya nicht die Erste sein, die es probierte.

Jetzt zog der Sog Kaya nach unten und schleuderte sie dabei weiter herum. Es fühlte sich an, als würde sie von einer Klippe stürzen.

Nur dass sie nicht in einen Pool oder eine Aquafarm platschte, sondern in einen kleinen Raum gesogen wurde. Hinter ihr schloss sich eine Tür. Sie war vom Ozean abgeschottet, um sie herum aber immer noch überall Wasser. Wo war sie? Anfangs war sie nicht mal ganz sicher, wo oben und unten war. Sie machte einen halben Salto, bis ihr Körper zur Ruhe kam und mitten im Raum schwebte. Dann geriet das

Wasser erneut in Bewegung und lief durch ein Bodengitter ab. Kaya versuchte, ihre Atmung zu beruhigen. Zumindest war ihr nicht mehr schlecht.

Als ihr das Wasser nur noch bis zur Taille reichte, setzte sie die Füße auf. Es gab keine Fenster, aber selbst durch den Helm konnte sie draußen das Wasser vorbeirauschen hören. Sie schien sich in einem U-Boot zu befinden, das gerade in rasantem Tempo absank. Sie geriet ins Wanken und taumelte zu einem Geländer, um sich festzuhalten, damit sie nicht umkippte. An dem Geländer entlang hangelte sie sich bergab, zum Cockpit des Gefährts, wie sie hoffte. Doch es gab keine weiteren Räume oder Kabinen. Sie war von einem U-Boot aufgegriffen worden, in dem sie offenbar allein war. Das war ... gut.

Ja, das war gut. Fantastisch sogar! Zwar hatte sie es nicht bis zur Oberfläche geschafft, aber wenn sonst niemand hier war, wusste vielleicht auch niemand, was sie getan hatte, und mit etwas Glück würde sie keinen Arger bekommen. Vielleicht war das Ding hier ja automatisiert. Wahrscheinlich eine Sonde, die darauf programmiert war, Taucher einzusammeln, die zu weit vom Riff wegtrieben. Unmöglich war das nicht, denn wenn Rian recht hatte, verfügte Atlantis über einen ganzen Haufen Geheimtechnologie, von der kein Atlanter etwas ahnte. Und wenn Kaya wirklich von einem superschlauen Roboter-U-Boot aufgegriffen worden war, konnte sie unbemerkt nach Atlantica zurückfahren.

Das war zumindest die optimistische Version. In der anderen würde sie im Gefängnis landen. Oder sogar den Ver-

nichtern in die Hände fallen. Bei dem bloßen Gedanken lief es ihr eiskalt den Rücken herunter.

Das U-Boot wurde langsamer und begab sich zurück in die Waagrechte. Dann stieg es wieder, aber nur langsam. Und schließlich blieb es stehen.

Kaya hörte schwere Riegel zurückgleiten, dann öffnete sich vorn im U-Boot mit lautem Zischen eine Luke. Ein Mann mit langem Silberhaar starrte sie an. Na toll. Das war's dann wohl mit der Hoffnung, dass niemand mitbekommen hatte, wo sie gewesen war. Keine Chance, dass sie jetzt noch heimlich aus der Sache rauskam.

Aber ganz so schlimm war die Lage auch wieder nicht. Denn der Fremde hatte zwar einen riesigen Sonic-Blaster auf ihren Bauch gerichtet, und zwar einen von denen, die mit einem Schuss ein ganzes Dutzend Soldaten lahmlegten. Aber dafür sah der Mann selbst nicht sonderlich angsteinflößend aus. Und er war auch nicht so hässlich wie das Monster vorhin am Umschlagplatz. Er schien ein paar Jahre jünger zu sein als ihr Vater. Sein Gesicht war rund, und er knabberte an seiner dünnen Unterlippe herum. War der etwa nervös? Er blinzelte ständig, als würde er in ein grelles Licht blicken.

»Raus aus dem U-Boot. Und aus dem Anzug!«, befahl er.

Kaya hob die Hände und kam langsam heraus.

Das lief nicht wie geplant. Was bedeutete, dass sie *umplanen* musste. Vor allem brauchte sie jetzt eins: Informationen. Daten. Wo war sie? Sie sah sich um. Sie befand sich in einer beeindruckend großen Höhle mit unbearbeiteten Wänden, darunter ein riesiger Tiefsee-Pool, in den mindestens ein Dut-

zend U-Boote gepasst hätten. Das Teil war mindestens dreimal so groß wie das von heute Morgen!

Das Schiff, das sie geschluckt hatte, war im Augenblick das einzige Gefährt, das am Rand festgemacht war. Aber die Höhle war voll von Maschinen, Arbeitsplätzen und halb fertigen Fahrzeugen. Das hier war ein völlig anderes Kaliber als das Tiefsee-Dock, durch das sie eingestiegen war. Es erinnerte Kaya eher an eine Mechanikerwerkstatt. In den Felsen gehauene Kanäle transportierten Wasser vom Becken in dunkle Tunnel, die in den Wänden verschwanden.

»Der Anzug«, wiederholte der Mann. »Ausziehen. Sofort.«
Kaya öffnete den Helm und legte ihn ab.

Der Typ war so überrascht, dass er ins Stammelnen geriet.
»Aber ... Aber ... Du bist ja noch ein Kind!«

Sie hasste es, wenn die Leute das sagten. »Ich bin 14.«

»Wie hast du es geschafft, das Riff zu verlassen? Weißt du, wie gefährlich das ist?«

»Ehrlich gesagt hat es sich nicht sonderlich gefährlich angefühlt. Jedenfalls nicht, bis du mich mit diesem Strudel nach unten gesogen hast! Du weißt schon, dass ich dabei hätte draufgehen können, oder? Was gibt dir eigentlich das Recht ...«

»Atlantis«, unterbrach er sie.

»Wie bitte?«

»Atlantis gibt mir das Recht, junge Dame. Das hier ist mein Job. Ich hüte die Grenzen. Sorge dafür, dass niemand sie verletzt.«

»Vor allem keine 14-Jährigen?«

Er seufzte, und seine breiten Schultern sackten herunter.

»Ich tue nur, was man mir sagt, okay? Riegele die Grenzen ab, fange Flüchtige ein... Mir persönlich ist das alles total egal. Ein Schmuggler will draußen vor dem Riff illegal Fische fangen und sie in Akrios verkaufen? Lasst ihn doch machen. Ein Mädchen will sein Leben aufs Spiel setzen, nur um in der Tiefsee herumzuschwimmen? Meinetwegen. Ich hab mir diesen Job nicht ausgesucht.« Er biss sich auf die Lippe und starrte auf den Boden. Dann hielt er einen Finger hoch. »Na ja, doch, ausgesucht hab ich ihn mir schon. Aber ich hätte nicht gedacht, dass ich irgendwann auch mal wirklich was tun muss. Und ganz sicher hab ich nicht damit gerechnet, dass ich Teenager von Fluchtversuchen aus Atlantis abhalten muss.«

Ein Alarmsignal unterbrach ihn. Er rautte sich sein langes Silberhaar. »Du lenkst mich ab!«

»Ich?« Eigentlich schien der Mann das auch allein ganz gut hinzubekommen.

»Sechs Monate lang war hier nie was los. Sechs herrliche, angenehme Monate lang. Und jetzt? Zwei Mal Alarm an einem Tag! Und dann auch noch ein möglicher Angriff! Ich kann einfach nicht fassen, dass ... Ach, das ist einfach zu viel. Zu viel!«

»Ein Angriff?« fragte sie. »Was denn für ein Angriff?«

»Das geht dich ni...«

Das Alarmsignal wurde ohrenbetäubend.

Er legte seine Schallwaffe auf einem Tisch ab und hastete zu einem der Arbeitsbereiche. Dort presste er die freie Hand auf ein Tablet. Die Oberfläche geriet in Bewegung, winzige Balken hoben und senkten sich. Kaya beobachtete, wie der Mann

die Lippen bewegte, während er mit der Handfläche einen Text las. Rian sprach auch immer mit. Es reichte ihm nicht, die Worte beim Lesen nur zu fühlen – er musste sie aussprechen, sie hören.

»Zählst du?«, fragte sie.

»Ruhe jetzt!« Er zielte mit der unbewaffneten Hand auf ihren Bauch, dann starrte er überrascht auf seine leeren Finger.

Was für ein Wachmann! Sie deutete auf den Sonic-Blaster auf dem Tisch. »Keine Sorge«, sagte sie. »Ich hab nicht vor, ihn mir zu schnappen. Verrätst du mir dafür, was du zählst?«

»Zwei Minuten«, murmelte er.

»Zwei Minuten bis was? Und was hast du mit ›Angriff‹ gemeint?«

Er wedelte mit der Hand in Richtung Tür. »Geh jetzt, bitte. Raus mit dir!«

Und schon ging er weiter zum nächsten Arbeitsbereich. Als hätte er Kaya bereits vergessen. Klar war sie neugierig. Aber sie war auch frei. Konnte einfach nach Hause fahren. Am Ende würde also doch noch alles gut werden. Sie machte sich davon, so schnell es der Tauchanzug zuließ. Als sie die Tür hinter sich schloss, redete der Wächter gerade über seine In-Ear-Kopfhörer mit jemandem. Kaya folgte einem schmalen Gang bis zum Ende, dann verließ sie das Dock durch den Ausgang und betrat einen breiten Tunnel.

Direkt vor der Tür endete eine zweispurige Wasserstraße. Kaya streifte den Tauchanzug ab, breitete ihn auf dem Boden aus und schaltete ihn aus. Das Material wurde weich, und die

Luft entwich langsam. Währenddessen blickte sie den Tunnel hinunter. Die Wasserstraße führte in einen großen, offenen Raum. Eine Aquafarm. Und zwar die, über die sie heute Morgen geflogen war. Nur dass sie sich jetzt auf der anderen Seite befand – an der Grenzstation. Dem einen Ort, vor dem Rian sie eindringlich gewarnt hatte. Trotzdem hatte sie Glück gehabt. Denn sie musste nur noch ihre Anti-Schwerkraft-Ausrüstung einschalten und über die Aquafarm fliegen. Danach konnte sie dieselbe Route nehmen wie beim Hinweg, in den nächsten Zug steigen und pünktlich mit ihrer Großmutter zu Abend essen.

Aber warum hatte der Wächter sie einfach gehen lassen? Und das auch noch ohne Standpauke? Was sie getan hatte, war absolut verboten. Und was sollte das Gerede von wegen Angriff? Ging es um Leute aus dem Abgrund? Über den Abgrund, eine östlich der Hauptstädte von Atlantis gelegene Gegend, hatte sie schon Horrorgeschichten gehört. Das Gebiet war beinahe vollständig vom Rest von Atlantis abgeschnitten, und die Menschen, die dort lebten, waren angeblich halbe Monster. Jemandem zu unterstellen, dass er aus dem Abgrund stammte, war eine der schlimmsten Beleidigungen überhaupt. Aber noch nie hatte sie gehört, dass Leute aus dem Abgrund über andere Teile von Atlantis herfielen. Vielleicht ging es ja nur um ein einzelnes Schiff. Oder um ein paar Schmuggler.

Kaya tippte ihren Kopfhörer an und prüfte die Uhrzeit. Ein bisschen Zeit blieb ihr noch, bis der nächste Vakuum-Zug nach Hause ging. Ein letzter Blick in die seltsame Werkstatt konnte nicht schaden. Sie ließ den Anzug auf dem Boden lie-

gen und betrat den Gang gerade noch rechtzeitig, um zu hören, wie etwas Großes, Schweres auf Felsgestein prallte.

Leise schlich sie den Gang entlang. Die Werkstatttür war nicht verschlossen. Drinnen hörte sie lautes Platschen. Als sie eintrat, sah sie zwei riesige U-Boote am Beckenrand liegen. Eines erinnerte sie an ein prähistorisches Ungeheuer. Bei dem anderen handelte es sich um eine glänzende Kugel, die bestimmt so groß war wie ihre ganze Wohnung. An der Seite des Kugelschiffs stand eine Luke offen, aus der eine lange Metallrampe zum Höhlenboden führte. Wasser schwappte auf den Boden, als die Kugel gegen die Beckenkante stieß. Während Kaya zusah, stapfte der langhaarige Typ von vorn durch die Öffnung und die Rampe hinab.

Auf den Schultern trug er den größten, seltsamsten Mann, den Kaya je gesehen hatte.



SONNENMENSCHEN

Lewis blinzelte. Abgesehen von einem sanften, blauen Leuchten herrschte im Cockpit tiefe Finsternis. Sein Kopf tat weh. In seinen Ohren klingelte es. Er lag auf dem Boden. Und zwar auf dem Rücken. Hatte er ein Nickerchen gemacht? Er war ein außerordentlich talentierter Schläfer – immer schon gewesen. Er konnte auf dem Boden und ausgestreckt auf Anrichten schlafen, oder mitten im Schulunterricht, besonders wenn sie Gesellschaftskunde hatten. Einmal war er sogar auf einem Baum eingeschlafen. Am Ende war er runtergefallen und hatte sich den Arm gebrochen. Aber jetzt? Er konnte sich nicht erinnern...

Das Monster! Dieses gruselige Metallmonster! Die Erinnerung ließ ihn schlagartig hellwach werden.

Dann stand er in einem dunklen Wald, umgeben von niedrigen Bäumen, an deren Ästen Socken aller Arten und Farben hingen, und die Socken waren allesamt frisch gewaschen und duftig, und...

Moment. Jetzt träumte er wieder. Aber das andere, die Sache mit dem Monster, das war wirklich passiert. Er sprang auf. Sein Dad war weg. Hanna auch.

Die Luft im U-Boot roch anders als vorher. Muffig. So wie

der Keller seiner Oma. Nein, schlimmer. Wie die alte Couch, die in der hintersten Ecke von Omas Keller stand. Lewis hatte die Couch mal als Versteck genutzt (da hatte er aber mit anderen gespielt) und danach noch stundenlang niesen müssen.

Heiß war es im Cockpit auch. Schweißperlen rannen ihm von den Augenbrauen. Er wischte sich mit dem T-Shirt-Saum über die Stirn. Wo waren Hanna und sein Dad? Die Hitze, das schummrige blaue Licht, der Stromausfall im Cockpit – irgendwie war das alles komisch. Falsch. Und wieso bewegte sich das U-Boot nicht? Draußen rauschte kein Wasser vorbei, also befanden sie sich nicht mehr im Meer. Durch die Fenster war im Dämmerlicht eine hohe Felswand zu erkennen, in die schwach glühende Lampen eingelassen waren.

Irgendjemand schnaufte. Jemand, bei dem es sich nicht um Lewis' Vater handelte. Schritte hallten über Metall. Auf Zehenspitzen näherte Lewis sich dem Geräusch.

Das U-Boot schwankte leicht, als würde es auf ruhiger See treiben. Und die Luke stand offen. Sie mussten sich also wieder an der Oberfläche befinden. Aber wo? Vielleicht waren sie ja hochgetrieben und an die Küste einer Tropeninsel gespült worden. Eine ohne Kannibalen, dafür aber mit Kokosnüssen. Vielleicht gab es auf dieser Insel ja sogar Hängematten. Und Schätze! Gold und Smaragde und Rubine. Die würde er benutzen, um seiner Mom damit ein Haus mit vollautomatischer Küche und KI zu kaufen.

Er kroch näher zur Luke und spähte nach draußen.

Das hier war keine Tropeninsel. Weder Schätze noch Hänge-

matten in Sicht. Das SuperSub war am Rand eines Beckens in einer Art Riesenhöhle festgemacht, die mindestens dreimal so groß war wie die Turnhalle in Lewis' Schule. Die Felswand, die er durch das Fenster gesehen hatte, wölbte sich hoch über ihm zu einer Decke. Das Metallmonster – er erkannte die Nähte an der Seite – war neben ihnen festgemacht. So ziemlich alles in der Höhle tropfte. Selbst die Wände schienen zu schwitzen.

Ins Gestein waren blau glühende Kristalle eingelassen, und eine Metallrampe führte vom U-Boot bis zum Felsboden, wo ein kleiner Mann mit breiten Schultern Hanna gerade vorsichtig ablegte. Neben ihr lag Lewis' Dad.

Der Mann hatte langes, silbernes Haar und graue Haut, die fast schon kränklich wirkte. Und er war klein. Bestimmt zehn Zentimeter kleiner als Lewis. Dafür war er aber noch breiter und stämmiger als Lewis' Dad. Seine Schultermuskeln sahen aus, als hätte er sich kleine Fußbälle unter sein Hemd gestopft, und seine Augen waren viel zu groß für sein Gesicht. Sie wirkten, als würden sie zu einer Comicfigur gehören, die Michael gezeichnet hatte. Neben diesem seltsamen Typen stand ein Mädchen mit ebenfalls riesigen Augen, die an zwei Monde erinnerten, und gespenstisch blasser Haut. Sie beugte sich über Lewis' Dad. Ihr schulterlanges Haar war silberweiß, und sie war sogar noch kleiner als der fremde Mann. Sie trug einen blau-grauen Anzug, der entfernt an einen Ganzkörperbadeanzug erinnerte, und einen Rucksack mit Taillengurt. In den Klamotten hätte sie genauso gut wandern gehen wie in den Krieg ziehen können. Lewis Herz begann zu hämmern. Das Mädchen war auf merkwürdige Weise hübsch.

Die beiden Unbekannten drehten sich um und starrten zu ihm hoch.

Keiner von ihnen bot ihm eine Kokosnuss an. blieb nur zu hoffen, dass sie keine Kannibalen waren.

Lewis erstarrte. Sollte er besser wegrennen? Um Hilfe rufen? Sich unter dem Klapptisch in der Küche verstecken? Den Ententanz aufführen? Nein. Den bekam er unter Druck nicht hin.

Stattdessen zuckte er mit den Achseln und winkte. Das Mädchen winkte nicht zurück. Der Mann mit den Fußballschultern auch nicht.

Plötzlich schreckte Hanna aus dem Schlaf hoch, rollte sich auf die Seite und rampte dabei versehentlich Lewis' Dad das Knie in die Rippen. Der rappelte sich mühsam auf und setzte sich hin, während Lewis die Rampe herunterrampte.

»Was ist passiert?«, fragte sein Dad. »Wo ist Lewis?«

»Hier«, sagte Lewis.

Sein Dad rieb sich die Schläfen. »Wo sind wir?«

Die beiden weißhaarigen Fremden beobachteten sie nach wie vor. Inzwischen waren sie aber ein paar Schritt weit zurückgewichen. Hatten sie etwas Angst vor ihnen? Und waren das überhaupt normale Leute? Koolde waren sie jedenfalls nicht. Dafür waren sie dann doch nicht klein genug. Und rotes Haar hatten sie auch nicht. Lewis zeigte auf sie. »Vielleicht sollten wir das die beiden da fragen«, sagte er. Dann fuhr er im Flüsterton fort: »Könnte aber sein, dass sie Kannibalen sind.«

»Kannibalen? Wie kommst du denn darauf?«, fragte sein Dad.

Das Mädchen mit den Mondaugen starrte ihn an, als sei er ein Außerirdischer. Ob er Essensreste zwischen den Zähnen hatte? Lewis überprüfte es mit der Zunge, fand aber nichts. Oder lag es an seinen Haaren? Er hatte sie erst vor ein paar Wochen schneiden lassen, und jetzt waren sie oben lang und an den Seiten und hinten kurz. Und der ungewaschene Look funktionierte zumindest bei Popstars total gut. Seine Haare waren vermutlich also nicht das Problem. Er fuhr sich mit der Hand über den Kopf, und das Mädchen imitierte die Geste.

»Ob sie das für eine Begrüßung hält?«, fragte Hanna.

Sein Dad winkte. »Hallo!«

Der fremde Mann langte in seinen Umhang, holte ein seltsames Instrument heraus und richtete es auf sie.

»Ist das eine Trompete?«, fragte Lewis. »Vielleicht sind sie ja Musiker!« Dann fiel ihm auf, dass die beiden barfuß waren. »Warum haben sie keine Schuhe an?«

»Ihre Fußbekleidung ist ja wohl unser kleinstes Problem«, sagte Hanna. »Ich glaube nicht, dass das eine Trompete ist, Lewis. Kein Mensch richtete eine Trompete auf andere Leute.«

»Vielleicht ist es ja eine Todestrompete«, witzelte Lewis.

Aber niemand lachte. Allerdings fand er auch selbst, dass sein Kommentar nicht sonderlich lustig gewesen war.

Der Mann hob das Trompetendings.

»Jetzt heißt es Ruhe bewahren«, sagte sein Dad. »Die beiden müssen Bewohner von Atlantis sein. Für sie ist die Situation garantiert genauso merkwürdig wie für uns.«

»Bewohner von Atlantis?«, fragte Hanna. »Kommen Sie

schon, Professor, das sind einfach nur zwei Leute, die extremst merkwürdig aussehen.«

Auch Lewis hatte seine Zweifel, dass sein Dad recht hatte. Atlanter? Da war es doch wahrscheinlicher, dass sie über zwei sehr blasse, sehr kleine unbeschuhete Musiker gestolpert waren, die außerdem vielleicht Kannibalen waren. »Vermutlich sind wir einfach nur in einer Höhle auf einer einsamen Insel gelandet«, schlug er vor.

Sein Dad drehte das X-Pad, sodass Lewis den Bildschirm sehen konnte, auf dem ihre aktuelle Position abgebildet war. »Stimmt das?«, fragte Lewis.

»Wir befinden uns in sechs Kilometer Tiefe. Das hier ist zwar eine Höhle, aber keine auf einer einsamen Insel.«

Hanna deutete auf das seltsame Paar, das sie weiterhin beobachtete. »Und wer sind die beiden dann?«

»Atlanter«, beharrte sein Dad. Er hielt die Hände hoch und wandte sich an den Mann mit der Waffe. »Sprechen Sie Englisch?«

»Warum sollten sie Englisch sprechen, wenn sie aus Atlantis stammen?«, fragte Hanna.

»Gute Frage«, gab sein Dad zu.

Das Mädchen tippte sich ans Ohr, dann legte es die Hand auf die Waffe des Mannes, und er ließ sie sinken. Langsam kam sie auf Lewis zu. Er wich in Richtung Rampe zurück. Als Nächstes tippte sich das Mädchen auf die Kehle, dann hielt sie sich die Finger vor den Mund und öffnete und schloss sie wie einen Schnabel.

Endlich hatte er jemanden gefunden, der seine ganz eigene

Sprache verstand. Er gab einen leisen, luftigen kleinen Rülpservon sich. Zart, aber deutlich.

Das Mädchen verzog das Gesicht und rümpfte die Nase.

»Was war das denn?«, fragte Hanna.

»Ich dachte, sie will, dass ich rülps.«

»Quatsch, du Schwachkopf. Sie will, dass du redest!«

»Wieso denn ich?«

»Keine Ahnung, jetzt sag was!«

Lewis winkte dem fremden Mädchen zu. »Äähmmm... Hi?«

»Und das erste Wort, das der große Entdecker Meriwether Lewis Gates an die Bewohner von Atlantis richtete, lautete Äähmmm.«

Sein Dad tippte auf sein X-Pad. »Das streichen wir aus den Aufzeichnungen.«

»Du zeichnest das auf?«

»Na klar! Das hier ist der Erstkontakt! Weißt du, was für ein bedeutender Augenblick das ist?«

Na ja, jetzt wusste er es. Nicht, dass ihm der Druck etwas ausgemacht hätte. Das hier war ja nur einer der wichtigsten Augenblicke in der Menschheitsgeschichte – zumindest vielleicht –, und er hatte ihn mit einem Rülpservon begonnen. Lewis atmete langsam durch die Nase ein. Sie befanden sich sechs Kilometer tief unter der Meeresoberfläche. Tatsächlich war es gar nicht so unwahrscheinlich, dass die beiden Fremden aus Atlantis stammten. Und das Mädchen wollte mit ihm reden.

Er würde das schon schaffen.

Er schloss die Augen, dann fing er an zu reden. »Hi. Ich bin Lewis.«

Das Mädchen beobachtete seine Lippen. Ihre riesigen Augen wurden schmal, und sie tippte sich gegen das rechte Ohr.

»Red weiter, Kleiner.«

»Also, ich bin Lewis, und das hier ist Hanna. Und das daneben ist mein Dad. Er heißt Richard Gates und ist Professor.«

»Nicht aufhören«, sagte Hanna. »Sie hört zu. Vielleicht versucht sie, unsere Sprache zu erkennen oder so.«

»Aber worüber soll ich denn reden?«

»Keine Ahnung. Irgendwas.«

Lewis war es nicht gewohnt, Monologe zu halten. In der fünften Klasse hatte er bei einer Schulaufführung mitgemacht, aber den Großteil seines Textes vergessen und den Ententanz getanzt, immer dann, wenn er etwas hätte sagen müssen. Das Stück war ein Wahnsinns-erfolg gewesen. Sein Lehrer hatte gesagt, noch nie hätte das Publikum bei einer *Romeo-und-Julia*-Aufführung so viel gelacht. Die Lokalzeitung hatte sogar eine richtig gute Kritik geschrieben!

Aber das hier war etwas anderes. Jetzt *musste* er reden. Sein Dad und Hanna ermutigten ihn weiter, und er plapperte einfach drauflos, erzählte alles, was ihm so einfiel. Er berichtete von seinen Lieblings-Erdnussbutterarten, wie gern er schwamm, wie chaotisch seine Familie war, was er von dem SuperSub hielt und dass er gern ein Spion mit dem Codenamen Linkie wäre.

Die ganze Zeit über veränderte sich der Gesichtsausdruck des Mädchens kaum. Während er vor sich hin blubberte, tippte sie sich zweimal gegens Ohr. Nach einer Weile fragte er: »Kann ich jetzt aufhören zu reden?«

Er hatte zwar seinen Dad gemeint, aber es war das Mädchen, das antwortete. Sie berührte ihre Kehle. »Ja, ich verstehe dich.«

»Was ist Erdnussbutter?«, fragte der langhaarige Mann.

Lewis war zu geschockt, um antworten zu können.

Sein Dad dagegen schien vor allem beeindruckt zu sein. »Moment mal. Hast du gerade einfach so Englisch gelernt?«, fragte er das Mädchen.

Sie zeigte erst auf die In-Ear-Kopfhörer, dann auf ihre Kehle. »Wir haben Übersetzer.« Sie deutete auf Lewis. »Ich habe dich gebeten zu reden, weil du so eine hohe Stimmlage hast. Die ist leichter zu analysieren.«

Hanna lachte los.

Hoch? Das war ja wohl lächerlich. »Meine Stimme ist nicht...« Seine Stimme brach, ehe er den Satz zu Ende bringen konnte.

»Wie funktioniert das?«, fragte Hanna.

»Der Kopfhörer wandelt eure Sprache in unsere um, und das hier«, sie deutete auf ein transparentes Pflaster auf ihrer Kehle, »unsere Worte in eure.«

»Unglaublich!«, verkündete sein Dad.

»Schon klar«, erwiderte Hanna leicht genervt. »Aber wie genau funktioniert die Technik dahinter? Was für Prozessoren verwendet ihr? Welche Algorithmen?«

Das Mädchen ignorierte ihre Fragen und starrte Lewis unverwandt an. »Seid ihr ... Sonnenmenschen?«

»Sonnenmenschen? Aber natürlich!«, rief sein Dad. »Wie sonst sollten sie uns nennen? Ja, ja, das sind wir!« Er wies auf die Höhlendecke. »Wir kommen von dort oben.«

Weit, weit oben, dachte Lewis. Sie befanden sich sozusagen im Keller der Erde unter sechs Kilometern Meerwasser. Er sah sich noch einmal genauer in dem riesigen Raum um. Durch schmale Kanäle im Felsboden floss Wasser aus dem Becken weiter in Tunnel in den Wänden.

»Wie heißt du?«, fragte Hanna.

»Kaya.« Das Mädchen deutete auf den weißhaarigen Mann. »Und das ist ...«

»Naxos«, erklärte der Mann. »Mein Name lautet Naxos. Ihr ... Ihr seht gar nicht aus wie Angreifer.«

»Angreifer? Wieso denn das?«, fragte Hanna.

Das Mädchen unterbrach sie. »Wusste ich's doch! Es gibt euch wirklich! Ich kann nicht glauben, dass ihr hier seid!« Sie streckte die Hand aus und berührte Lewis an der Schulter. Er schauderte. Dann drehte sie sich zu Naxos um. »Kannst du das glauben?«

Der Mann antwortete nicht. Er wirkte eher verwirrt als begeistert.

»Wo sind wir?«, fragte Lewis' Dad. »Was ist das für ein Ort?«

»Eine Grenzstation in der Nähe von Akrios«, erwiderte Kaya.

»Akrios?«

»Eine Stadt, die bekannt ist für ihre Schmuggler und Kriminellen«, erklärte Kaya.

»Ja doch«, sagte Lewis' Dad ungeduldig. »Aber wie nennt sich dieser Ort hier? Diese Welt?«

Und als sei es das Offensichtlichste überhaupt, erwiderte das Mädchen: »Atlantis.«

Hanna wich zurück, vor Kaya, vielleicht aber auch vor dem, was sie gerade gesagt hatte. »Soll das ein Witz sein?«

»Kein Witz«, antwortete Naxos.

Lewis verschlang es den Atem. Sein Dad wirkte einen Augenblick lang wie gelähmt, dann presste er die Arme an den Körper, stampfte mit den Füßen und drehte sich dabei im Kreis. Es war der merkwürdigste Freudentanz, den Lewis je gesehen hatte. Absolut peinlich, aber so witzig, dass Lewis sich ein Lächeln nicht verkneifen konnte.

»Alle sagen, dass die Luft an der Oberfläche giftig ist«, sagte Kaya. »Dass dort kein Leben möglich ist.«

Lewis' Dad zuckte mit den Achseln. »Dann irren sich alle.«

»Da oben leben fast acht Milliarden Menschen«, fügte Hanna hinzu.

»Acht Milliarden?«, wiederholte Kaya fassungslos.

Naxos beobachtete sie schweigend und knabberte dabei auf seiner dünnen Unterlippe herum. Er wirkte nachdenklich. Ein bisschen so wie jemand, der im Restaurant sitzt und nicht weiß, was er bestellen soll. Dabei fiel Lewis ein, dass sie Naxos' Erdnussbutterfrage immer noch nicht beantwortet hatten. Ob sie wohl welche in der Küche hatten? Auf einmal bekam Lewis einen schrecklichen Hunger. Aber nicht auf die

Dosennahrung aus dem SuperSub. Ob es hier in Atlantis Sandwiches gab? Oder Hotdogs?

Sein Dad wollte gerade etwas sagen, als Hanna ihm zuvorkam. »Wie habt ihr uns mit eurem U-Boot ausgeschaltet? Was für eine Art von Waffe war das?«

Naxos' dicke Brauen hoben und senkten sich. Was auch immer ihn beschäftigte, für den Augenblick war es vergessen. »Ein Sonic-Blaster. Beeindruckend, was? Wir sind Meister im Entwickeln nichtletaler Waffen.«

»Nichtletal?«, fragte Lewis.

»Das heißt, dass sie einen nicht umbringen«, erklärte Hanna, dann wandte sie sich wieder an Naxos. »Irgendwann müssen Sie mir zeigen, wie das Ding funktioniert.«

Naxos ging auf das SuperSub zu und beäugte es. »Bei eurer Ankunft habe ich euer Schiff gescannt. Ihr scheint keinerlei Waffen an Bord zu haben. Das passt doch überhaupt nicht zu einem Angriff.«

»Warum reden Sie ständig von Angriff?«, fragte Lewis' Dad. »Wir sind keine Angreifer. Wir sind eher so etwas wie ...«

»Touristen!«, beendete Lewis den Satz seines Vaters. »Wissenschaftstouristen.«

Er wollte noch mehr sagen, aber sein Dad unterbrach ihn. Was irgendwie nachvollziehbar war, schließlich beschäftigte er sich seit zehn Jahren mit nichts anderem als Atlantis. »Wie viele Menschen leben in Atlantis?«

»Etwa hundert Millionen«, sagte Kaya.

»Hundert Millionen?«, schrie Lewis' Dad. »Das übertrifft ja meine kühnsten Erwartungen!«

»Ist ganz schön eng hier unten«, warf Kaya ein.

»Wir müssen ständig neue Gebiete erschließen«, erklärte Naxos. »Wir bohren neue Höhlen, um Raum für die Bevölkerung zu schaffen, aber das Riff wird immer instabiler. Gerade erst vor ein paar Jahren sind zwei komplette Städte kollabiert. Der Vorfall hat unzählige Atlanter das Leben gekostet. Und das war nicht das erste Mal.«

Einen Moment lang herrschte Schweigen.

Aber wirklich nur einen Moment lang. Denn Lewis' Dad konnte es gar nicht abwarten, die nächste Frage stellen zu dürfen. »Schrecklich traurig. Wirklich, schrecklich traurig! Wovon ernährt man sich hier?«

»Von Nahrung«, gab Kaya trocken zurück.

»Es ist ein ständiger Kampf«, fügte Naxos hinzu. »Da sich das Meer so schnell verändert, können wir seit einer Weile nicht mehr auf die gewohnte Weise Lebensmittel produzieren.«

»Hm«, sagte Hanna. »Tut mir leid mit dem Klimawandel. Ich fürchte, der geht auf unser Konto.«

»Lasst ihr deshalb die Wellen auf uns los?«, fragte Lewis.

»Was für Wellen?«, fragte Kaya zurück.

Naxos dagegen blieb auffällig still. Dann legte er sich die Hand übers rechte Ohr und beugte sich weg. Es sah aus, als würde er sich eine Nachricht auf einem sehr, sehr kleinen Telefon anhören. Hanna und sein Dad nutzten die Atempause offenbar, um all die neuen Informationen sacken zu lassen, denn für einen Moment hörten sie auf, die beiden Atlanter weiter mit Fragen zu bombardieren. Lewis wiederum nutzte

die Gelegenheit, um endlich selbst ein paar Fragen zu stellen. Er zeigte auf Kaya.

»Wieso hast du keine Schuppen?«

»Warum hast *du* keine?«

Da hatte sie recht. »Kannst du richtig schnell schwimmen?«

»Mit Sicherheit schneller als du.«

»Das werden wir noch sehen. Kannst du mit Fischen reden?«

»Nein«, antwortete sie. »Die essen wir.«

»Aber ihr könntet doch trotzdem mit ihnen reden. Ehe ihr sie esst.«

»Das wär' irgendwie daneben.«

Auch da hatte sie recht. Lewis betrachtete ihre Füße. Sie waren lang, breit und nackt. »Warum hast du keine Schuhe an?«

»Was sind Schuhe?«, fragte Naxos, der mit seiner Aufmerksamkeit wieder bei ihnen war.

Lewis deutete auf die Stiefel seines Vaters und Hannas mit Klebeband umwickelte Turnschuhe.

Kayas Kopf zuckte leicht zurück. »Warum sollte man sich solche Dinger über die Füße ziehen?«

Lewis hielt inne und achtete darauf, wie sich seine Zehen anfühlten: feucht, warm und juckerig. Seinen einen übrig gebliebenen Schuh trug er inzwischen auch nicht mehr, weil er davon Rückenschmerzen bekommen hatte. Jetzt hatte er nur noch Socken an – stinkende, eklige, nasse Lappen, die seit drei Tagen nicht mehr gewaschen worden waren. Der Geruch war vermutlich schlimm genug, um ein kleines Tier zu töten. Has-

tig pellte er sich die Socken von den Füßen. »Wie alt bist du?«, fragte er Kaya.

»14.«

»Dann sind wir ungefähr im selben Alter.«

»Mach dir bloß keine Hoffnungen«, witzelte Hanna.

Er merkte, wie er rot wurde, und versuchte, Kaya nicht anzusehen. Aber sie beachtete ihn sowieso nicht, sondern starrte Naxos an, der sich wieder eine Hand ans Ohr hielt und mit der anderen ein seltsames, Tablet-artiges Dings bediente. Seine Miene verfinsterte sich. »Was ist los?«, fragte sie. »Mit wem kommunizierst du?«

Naxos legte das Tablet-Dings auf einem Arbeitstisch ab. »Es tut mir fürchterlich leid. Wirklich, das müsst ihr mir glauben.«

»Was tut dir leid?«, fragte Hanna.

»Die Schallwellen eurer Sensoren haben das gesamte Riff erreicht. Immer, wenn ein Signal von einem Schiff reinkommt, das nicht zur Regierung gehört und sich so weit außerhalb unserer Grenzen bewegt, soll ich es aufsammeln. Und da euer Schiff so seltsam war«, sein Blick wanderte zum SuperSub, »bin ich zu dem Schluss gekommen, dass ihr womöglich Angreifer seid. Was bedeutet: Ich musste meine Vorgesetzten informieren.« Er brach ab, hielt sich wieder die Hand ans Ohr und starrte auf eine Tür in der Höhlenwand. »Sie kommen.«

»Wer?«, fragte Kaya.

»Ich höre gar nichts«, bemerkte Lewis.

»Ihr Gehör ist womöglich viel sensibler als unseres«, merkte sein Dad an. »Vielleicht hat es sich anders entwickelt.« Er

schlang Lewis den Arm um die Schultern und deutete auf Kaya. »Sieh mal, ihre Ohren sind ziemlich groß. Und die Augen auch.« Er wies auf die Höhlenwände mit den blauen Lichtern. »Biolumineszenz, nehme ich an. Eine der Biologie nachempfundene Technologie. Sonnenlicht gibt es hier unten ja nicht. In derart schummrigen Lichtverhältnissen würden größere Augen evolutionär bevorzugt werden. Es passt alles zusammen!«

Kaya berührte ihre Ohren, dann drehte sie sich zurück zu Naxos. »Wer kommt?«, wiederholte sie.

Naxos schwieg. Sein Blick huschte zwischen den U-Booten und der Tür hin und her. »Ihr müsst mir glauben! Ich dachte, das hier sei ein Angriff. Ich habe mich bloß ans Protokoll gehalten! Ich konnte doch nicht wissen, dass ...« Jetzt drehte er sich wieder zu Kaya um. »Du musst sie sofort hier wegschaffen.«

»Wieso denn das?«, fragte Lewis' Dad. »Wir sind doch gerade erst angekommen!«

»Kaya«, fuhr Naxos fort. »Fällt dir ein Ort ein, an dem du sie verstecken kannst? Wo wohnst du? Hast du jemanden, der dir helfen kann? Deine Eltern vielleicht?«

»Ich wohne in Atlantica«, antwortete sie. »Mein Vater weiß vielleicht Rat, aber ...«

»Na, das klingt doch hervorragend! Perfekt.« Auf Naxos' blassem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus, verschwand aber sofort wieder. »Nein. Nein, nein, das ist viel zu weit weg! Selbst wenn ihr das nötige Geld hättet, könntest du die drei da nie im Leben in einem Vakuum-Zug hinschaffen.« Er

zeigte auf Lewis' Dad. »Am wenigstens den da.« Dann hob er die Hand, um ihnen zu bedeuten, dass sie still sein sollten. »Ein Cruiser ist eingetroffen.«

Lewis' Dad flüsterte in sein X-Pad: »Die Bevölkerung von Atlantis hat ein hochsensibles Gehör. Sie können selbst leise Geräusche durch Felswände wahrnehmen.«

»Im Ernst, Professor? Sie machen sich Notizen? Jetzt??«, fragte Hanna.

Er tippte auf das X-Pad. »Meine Atlantis-Tagebücher«, erklärte er. »Da drin stecken all meine Daten und das gesamte Beweismaterial. Diese Aufzeichnungen werden eines Tages die Wahrheit ans Licht bringen.«

Einen kurzen Moment lang war Lewis von Stolz erfüllt. Früher wäre er meistens am liebsten im Erdboden versunken, wenn jemand Atlantis erwähnte. Aber jetzt waren sie hier. Atlantis gab es wirklich. Vielleicht würden die Tagebücher seines Vaters die Welt verändern. Vielleicht würde sein Dad sogar einen Bestseller schreiben. Wie viele Bücher musste man eigentlich verkaufen, um sich eine Privatinsel leisten zu können?

Naxos tippte sich ans Ohr. »Unser Gehör ist gar nicht so sensibel«, korrigierte er Lewis' Dad. »Ich habe per Kopfhörer eine Benachrichtigung von meinem Sicherheitssystem erhalten.«

Lewis' Dad wirkte enttäuscht. Lewis selbst kam langsam nicht mehr mit. Was war hier eigentlich los? Warum mussten sie flüchten? Freuten sich die Atlanter denn nicht, dass sie hier waren? Lewis hatte gedacht, dass man Partys und Paraden für

sie veranstalten würde. Er hatte immer schon mal der Grund für eine riesige Parade sein wollen. Eine von denen, wie es sie Anfang des Jahrhunderts noch gegeben hatte – mit bunten Wagenkolonnen, die sich durch die ganze Stadt wanden, und die Bewohner warfen Zeugs aus dem Fenster. Leichtes, buntes, fröhliches Zeugs natürlich, keine Ziegelsteine oder Klaviere.

»Wer kommt?«, fragte Kaya Naxos jetzt schon zum dritten Mal. Aber er antwortete immer noch nicht. Dann klappte ihr die Kinnlade herunter. »Die Vernichter! Du arbeitest für die Vernichter, oder? Los, spuck's aus!«

Beim Wort »Vernichter« zuckte Naxos zusammen.

»Was sind Vernichter?«, fragte Lewis' Dad.

»Für Erklärungen bleibt uns keine Zeit«, erwiderte Naxos. Er starrte auf die Tunneleingänge in den Wänden. »Könnt ihr drei schwimmen?«

»Klar«, antwortete Hanna. »Wieso?«

Er deutete auf einen der Kanäle. »Diese Tunnel verlaufen abschüssig. Das Wasser ist ein bisschen kalt, aber es ist flach und fließt in ein wärmeres Becken. Von dort aus schwimmt man nicht lang bis zum Stadtrand am anderen Ufer. Ich kann meine Besucher hier lang genug aufhalten, um euch Zeit für die Flucht zu verschaffen.«

Lewis musterte die Tunnel. »Dann sind die also wie Rutschen?«

»Schätze schon«, antwortete Naxos.

Lewis lief zur Rampe des SuperSubs.

»Wo willst du hin?«, fragte Kaya.

»Meinen Rucksack holen«, sagte er.

»Ihr müsst sofort weg hier!«, beharrte Naxos.

Lewis' Dad sah wehmütig in Richtung SuperSub. »Meine Unterlagen. Meine Karten. Das ganze Material...«

»Dazu bleibt keine Zeit«, erklärte Naxos.

Lewis beobachtete das Kanalwasser, das rauschend in dem Loch in der Wand verschwand, und dachte an seinen Ausflug in die Berge, der nie stattgefunden hatte. Sein Dad und er hatten bis zu der Stelle wandern wollen, wo der Blackwater River das Tal verließ. Um diese Jahreszeit war der Wasserpegel so hoch, dass der Fluss über die Ufer trat und in glatten Felskanälen durch die Berge floss. Sie waren schon einmal dort gewesen. Da war Lewis neun gewesen, und er würde diesen Ausflug sein Lebtag nicht vergessen. Stundenlang waren sie immer wieder die Felskanäle runtergerutscht, wieder hochgeklettert, gerutscht, geklettert... Ihr Atlantis-Abenteuer war zwar nicht ganz die Art von Wiederholung, die ihm vorschwebt war. Aber irgendwie hatte sein Dad sein Versprechen gehalten. Auch jetzt würden sie durch Felskanäle rutschen. Nur dass die sich diesmal einige Kilometer tief unter der Meeresoberfläche befanden. Und zwar in Atlantis.

»Das ist also unsere einzige Chance, diesen Vernichtern zu entkommen?« Hanna wies auf den Tunnel.

»Exakt.«

»Na, dann los«, sagte Hanna.

Naxos sah Kaya fest in die Augen. »Im Augenblick bleibt euch nichts anderes übrig, als mir zu vertrauen. Sobald ihr in der Stadt seid, sucht ihr einen Mann namens Gogol auf. Er

wird euch ein Fahrzeug vermieten und erklären, wie ihr zurück nach Atlantica kommt. Hast du Gold?«

Kaya nickte. »Ein bisschen.«

Naxos hastete zu einem der Tische und zerrte eine Schublade auf, kramte darin und zog einen kleinen Geldbeutel heraus, den er Kaya zuwarf. »Nimm das. Es sollte reichen.«

Lewis' Dad flüsterte irgendetwas von wegen Währung in sein X-Pad.

»Und was ist mit Ihnen?«, fragte Hanna Naxos.

»Wir sehen uns in Atlantica wieder«, sagte er.

Kaya lief zum Tunneleingang, und Lewis wollte ihr gerade folgen, als sein Dad sich plötzlich auf den Nacken haute, als wolle er eine Mücke erschlagen. »Autsch! Was war das?«

Naxos senkte eine kleine Pistole, die ganz anders aussah als die Todestrompete. Hastig stopfte er sie wieder in die Schublade. »Tut mir leid«, sagte er. »Ein Tracker, damit ich euch später finde.«

Lewis' Dad kratzte sich den Nacken. »Faszinierend«, murmelte er. »Am Anfang hat es gepikst, aber jetzt spüre ich kaum noch etwas.«

Naxos warf Kaya seine Todestrompete zu. Sie fing die Waffe auf und stopfte sie in ihren Rucksack. »Akrios ist kein sonderlich einladendes Fleckchen«, erklärte er. »Trotzdem. Benutz die Waffe nur im Notfall.« Dann wandte er sich an Lewis, Hanna und den Professor. »Und ihr drei?«

»Ja?«, antwortete Lewis.

»Viel Glück. Ich kann es immer noch nicht fassen... Sonnenmenschen! Und jetzt weg mit euch!«

Das brauchte man Lewis nicht zweimal zu sagen. Er rannte bis zum Kanal und weiter durch das eiskalte, knöcheltiefe Wasser bis zum Tunneleingang. Dann hob er die Hände über seinen Kopf und machte einen Hechtsprung in die Dunkelheit. Die Felsrutsche hinab.

© Edel Kids Books



EIN WAL LÄSST SICH NICHT SCHRUMPFEN

Der Junge sprang einfach drauflos. Er hätte wenigstens warten können, bis sie ihm erklärt hatte, worauf er achten musste. Sein Aufprall im Tunnel musste ziemlich wehgetan haben. Das Wasser so flach, dass es seinen Fall nicht abfedern konnte, und Kaya war ziemlich sicher, einen kurzen Aufschrei gehört zu haben. Aber dann rief er ihnen mit hallender Stimme zu: »Alles okay-hay!«

Sein Dad, ein Wal von einem Mann, kam als Nächster. Das Mädchen namens Hanna wartete kurz, dann folgte es ihm.

Kaya sah sich zu Naxos um, aber er war schon verschwunden. Wer *war* der Typ? Er wirkte so ... harmlos. Und der sollte ein Vernichter sein? Sie würde unbedingt mehr über ihn herausfinden müssen. Jetzt musste sie aber erst mal den anderen hinterher. Sie setzte sich ins kalte Wasser, dann ließ sie sich flach nach hinten sinken.

Sonnenmenschen! Lächelnd schoss sie mit über der Brust verschränkten Armen und den Füßen voran los. Der Tunnel war kurvig, und Kaya nahm rasch Fahrt auf. Einer der Sonnenmenschen vor ihr johlte und jubelte. Dann fiel der Tunnel

jäh steil ab. Kaya wurde noch schneller, das kalte Wasser spritzte ihr über Beine, Brust und Gesicht, und sie prustete.

Eine Kurve, dann die nächste steile Stelle. Schnell, schneller – fast als würde sie fallen. Wer auch immer gerade noch geschrien hatte, war jetzt verstummt. Vor Angst vermutlich. Aber ihnen würde nichts passieren. Die Tunnel waren sicher, das Wasser ebenso.

Sie hörte den ersten Platscher. Dann einen zweiten, lauter. Sekunden später folgte der dritte.

Mit geschlossenen Augen wartete Kaya darauf, dass der Tunnel sie ausspuckte. Sie befand sich lange genug im freien Fall, um zu erkennen, wie Lewis und Hanna unter ihr im Wasser herumplatschten und panisch versuchten, ihr auszuweichen. Sie machte einen Rückwärtssalto. Natürlich nicht, weil sie angeben wollte, sondern weil es so Spaß machte. Na gut, ein bisschen Angeberei war vielleicht doch im Spiel. Jedenfalls machte sie einen Rückwärtssalto, und dann streckte sie sich. Machte die Füße lang. Hob die Arme über den Kopf. Und zerschneidete pfeilgerade die Wasseroberfläche zwischen ihren beiden Zuschauern.

Die Rutschpartie, der Flug übers Wasser, das Durchbrechen der Wasseroberfläche – all das fand Kaya super. Aber ihr Lieblingspart am Klippenspringen und Rutschen kam immer ganz zum Schluss: wenn das Wasser sie verschluckte und schlagartig abbremsste und sie für einen Augenblick fast schwerelos unter der Oberfläche schwebte. Als sei sie ein Teil des Wassers. Auch heute blieb sie so lange dort, wie sie konnte, kostete den Moment voll aus. Wäre am liebsten gar nicht mehr aufgetaucht.

Aber dann fielen ihr die Sonnenmenschen wieder ein. Lächelnd kehrte sie an die Oberfläche zurück.

Lewis und Hanna waren in heller Panik.

»Mein Dad!«

»Der Professor ist nicht wieder aufgetaucht!«

Kaya sah sich um, doch die beiden bewegten sich so heftig, dass sich die Wasseroberfläche überall wellte und kräuselte. Wie sollte sie so etwas erkennen? »Stopp!«, rief sie. »Stillhalten!«

»Was?«

»Hört auf, so wild um euch schlagen. Ich kann das Wasser nicht lesen, wenn ihr so ein Chaos veranstaltet.«

»Was meinst du mit les...«

»Tu einfach, was ich sage, Lewis.«

Die Sonnenmenschen beruhigten sich, wirbelten aber immer noch viel zu viel Wasser auf. Keine Chance, dass dieser Junge Kaya jemals beim Wettschwimmen schlagen würde. Er schien überhaupt kein Gespür fürs Wasser zu haben. Aber immerhin rissen die beiden sich so weit zusammen, dass Kaya nun eine kleine Wölbung in der Wasseroberfläche ausmachen konnte. Was bedeutete, dass unten etwas oder jemand um sich trat.

Ein schneller, tiefer Atemzug, dann tauchte Kaya mit dem Kopf voran ab. Ihre Augen gewöhnten sich schnell an die Dunkelheit. Der Wasserstand war hoch, deswegen befand sich der Tangwald mehrere Körperlängen unter ihr. Beim Aufprall vorhin hatte sie die langen Stränge nicht einmal gestreift. Aber der Professor war größer und schwerer als sie. *Viel* größer und schwerer. Also war er auch tiefer abgetaucht.

Inzwischen konnte Kaya klar genug sehen, um den riesigen Sonnenmenschen unter sich zu orten. Er hatte sich im Seetang verheddert. Die Angst stand ihm ins Gesicht geschrieben. Einen Atlanter hätte die Situation kein bisschen beeindruckt. So was passierte eben, wenn man in einen Tangwald abtauchte – manchmal bekam einen das Grünzeug fest in seinen schleimigen Griff, und man musste sich freischneiden. Deswegen hatte man ja auch immer ein Messer dabei, wenn man in Becken wie diesem schwimmen ging. Aber für den Wal, der auf dem Trockenen lebte, schien das alles neu zu sein. Er war blass geworden und ließ in großen Blasen alle Luft aus seinen Lungen. Der Typ machte jetzt schon schlapp? Echt jetzt? Das Ganze wäre irgendwie witzig gewesen, wäre die panische Angst dieses armen, blubbernden Giganten nicht so offensichtlich gewesen.

Kaya tauchte unter ihn. Seine Knöchel hatten sich hoffnungslos verheddert.

Doch das war nicht das Einzige, was ihn unten hielt. Ein riesiger Saugfisch hatte den halben Fuß des Mannes im Maul.

Na gut, das hätte sogar dem ein oder anderen Atlanter Angst gemacht. Der Fisch war wirklich riesig. Aber jedes Kind wusste, dass Saugfische keine Zähne hatten. Eigentlich waren sie ziemlich harmlos. Dieser hier hatte große Seitenflossen, mit denen er wild herumwedelte, während er versuchte, den Professor tiefer in den Unterwasserwald hinabzuziehen. Kaya hatte Geschichten über solche Riesenviecher gehört. Sie verschluckten kleinere Fische am Stück. Die Händler hielten sie in ihren Farmen, fingen sie und verkauften sie illegal zu hohen Preisen.

Inzwischen hatte das Monster den halben Unterschenkel des Professors im Maul. Kaya tauchte weiter ab und schob ihm die Finger in die Kiemen. So sanft, dass sie keinen dauerhaften Schaden anrichten würde, drückte sie zu.

Der Fisch geriet in Panik. Er spuckte das Bein des Professors aus.

Jetzt musste sich Kaya nur noch um den Seetang kümmern. Sie holte ihr Messer aus dem Knöchelhalfter und durchtrennte die ledrigen Blätter. Der Professor zerrte verzweifelt an seinen Fesseln, doch es gelang ihr, die Klinge zwischen seine Beine und den Tang zu schieben. Nun war der Sonnenmensch frei. Aber der schlimmste Teil stand ihr noch bevor: Sie musste ihn irgendwie an die Oberfläche bekommen – und er war grauhaft langsam. Ein echter Wal konnte wenigstens schwimmen. Dieser Mann hier bewegte sich, als sei er noch nie zuvor mit Wasser in Berührung gekommen. Sie schob eine Hand in seine Achselhöhle und schwamm mit aller Kraft drauflos. Mit dem freien Arm zerrte sie an ihm. Bis er endlich durch die Oberfläche brach und nach Luft schnappte.

»Dad!«

»Professor!«

Der Riese drehte sich auf den Rücken, hustete, schnappte erneut nach Luft.

»Geht es ihm gut?«

»Der wird wieder«, versicherte Kaya.

Als sich der Professor so weit erholt hatte, dass er wieder sprechen konnte, rappelte er sich auf und streckte eine Faust in die Luft. »Das war unglaublich! Danke!«

Er erzählte seinem Sohn und Hanna, was passiert war, während Kaya sie zur Wand unter dem Tunnelausgang lotste. Hier konnten sie sich kurz ausruhen, ehe sie die lange Strecke zur anderen Seite schwammen. Hoffentlich waren die drei nicht zu langsam.

Lewis und Hanna starrten nervös aufs Wasser.

»Keine Sorge«, versicherte Kaya. »Saugfische bleiben im Tangwald.«

Was fast die ganze Wahrheit war. Aber falls sich doch einer bis an die Oberfläche traute, würde Kaya ihm eben auch in die Kiemen langen. Es gab also keinerlei Anlass zur Sorge.

»Wo sind wir?«, fragte der Professor. »Diese Höhle ist ja gigantisch! Bestimmt so groß wie mehrere Fußballstadien!«

»Locker«, fügte Hanna hinzu.

Der Professor starrte hinaus aufs Wasser. »Eine üppige Wasserflora. Dient vermutlich als Sauerstoff- und Nahrungsquelle.« Er drehte sich um und kniff seine ohnehin schon kleinen Augen zusammen. »Ist ganz Atlantis so?«

»Wie denn?«

»Na ja, ein Netzwerk aus wassergefüllten Höhlen, die von Biolumineszenz beleuchtet werden?«

»Ja«, antwortete Kaya. »Was hast du denn gedacht?«

»Die Atlanter scheinen keine Höflichkeitsform zu kennen«, sagte er in das Gerät an seinem Handgelenk. »Jung und alt, Fremde und Freunde, alle scheinen sich zu duzen.« Dann fuhr er an Kaya gewandt fort: »Diese Lichter.« Er deutete auf die Wände. »Sind die künstlich oder natürlich? Wie ...«

Sie unterbrach ihn. Sie hatten keine Zeit für eine Frage-

stunde. »Ich erzähle Ihnen irgendwann gerne mehr über Atlantis, aber ...«

»...im Augenblick werden wir verfolgt«, beendete Hanna ihren Satz.

»Genau.«

»Wir sollten uns also beeilen.«

»Wo müssen wir lang?«, fragte Lewis.

Kaya wies ihm die Richtung, er stieß sich vom Beckenrand ab und planschte los. Die anderen beiden folgten ihm, und Kaya sah ihnen einen Augenblick nach. Die gegenüberliegende Höhlenseite war nicht allzu weit weg, aber die Sonnenmenschen waren langsamer als Seeschnecken. Sie schwammen über der Wasseroberfläche, nicht darunter. Galt *so was* überhaupt noch als schwimmen?

Sie schätzte die Entfernung und wie lang es bei diesem Tempo dauern würde, die Strecke zurückzulegen. Zu lang. Naxos konnte die Vernichter nicht ewig aufhalten.

Kaya trat noch einmal kräftig Wasser, sodass sie etwas weiter über die Oberfläche hinausragte und sich besser umsehen konnte. Entlang der Felswand verlief auch hier der Sims mit dem Fußweg, und in der Ferne konnte sie das Schild der Darkwater Trading Company erkennen. Die Oberflächenbewohner würden auf festem Grund vermutlich schneller vorankommen als schwimmend. So konnte Kaya sie schnell außer Sichtweite schaffen und in den Gassen untertauchen. Sie schwamm voraus und schnitt den Sonnenmenschen den Weg ab. »Folgt mir«, sagte sie. »Und... Professor?«

»Ja?«

»Beeil dich.«

Kaya versuchte, ganz langsam zu schwimmen. Ehrlich! Aber nach ein paar Zügen unter Wasser war sie den anderen trotzdem schon um mindestens zehn Körperlängen voraus. Der Junge und sein Vater brauchten eine Ewigkeit, Hanna war wenigstens ein bisschen schneller. Die beiden Mädchen warteten schon auf dem Sims, als Lewis und der Professor sich aus dem Becken hievten.

Zum Glück waren sie auf festem Boden mindestens doppelt so schnell. Trotzdem blickte Kaya sich immer wieder nach den Vernichtern um. Als sie sich gerade dem Eingang der Darkwater Trading Company näherten, hörte sie in der Ferne das Summen eines schwebenden Cruisers. »Rein hier, schnell!«, drängte sie.

Die vier schoben sich in den Tunnel und warteten direkt neben dem Pfad, bis der Cruiser vorbeigeflogen war.

Als sie so zusammengedrängt dastanden, fiel Kaya zum ersten Mal auf, dass die Sonnenmenschen ziemlich stark rochen. Nicht, dass sie stanken – der Geruch war eher... ungewöhnlich. Ein bisschen wie die Haare von alten Leuten oder getrockneter Seetang, aber eben doch nicht so ganz. Und sie waren riesig! Selbst Lewis, der Jüngste von ihnen, war so groß wie der größte Atlanter. Dabei war er erst zwölf! Und dann diese winzig kleinen Augen. Kaya versuchte, nicht allzu auffällig zu starren, aber sie konnte sich einfach nicht vorstellen, wie die Sonnenmenschen mit ihren Miniaugen auch nur irgendetwas sehen sollten. Und ihre Haut war so dunkel. Be-

sonders die des Mädchens. Die Farbe war wunderschön, Kaya war ein bisschen neidisch.

Das Summen des Cruisers verklang, als er über die Aquafarm davonschwebte.

Kaya kroch zurück zum Tunneleingang. Spähte hinaus. Lauschte.

Die blassblauen Rücklichter des Cruisers verschwanden im Nebel, als die Vernichter in den Haupttunnel abbogen, der Richtung Akrios führte. »Geschafft«, sagte sie.

Dann scheuchte sie die drei zurück zum Sims. Der Professor glotzte ihr dabei auf den Hals wie ein Riesenfisch, der auf eine Gelegenheit hoffte, ihr das Blut auszusaugen. »Was starrst du so?«, fragte sie.

»Bestimmt will er herausfinden, ob du Kiemen hast«, mutmaßte Lewis.

»Will ich nicht.«

»Willst du doch.«

Der Professor fragte zögernd: »Aber... hast du denn welche?«

»Kiemen?«, fragte sie. »Wie ein Fisch? Weshalb sollte ich Kiemen haben?«

Hanna erklärte: »Er dachte immer, dass ihr Atlanter vielleicht unter Wasser atmen könnt.«

»Aber das war nur *eine* meiner Theorien«, beeilte sich der Riese zu versichern. »Ich fand es genauso wahrscheinlich, dass ihr Luft atmet, so wie wir. 7.000 Jahre reichen nicht, damit sich eine so umfassende evolutionäre Veränderung vollziehen kann. Körpergröße, Muskulatur, Augen und Füße?«

Kein Problem. Aber eine Atmungsmethode, die völlig neue Organe erfordert?«

»Dafür würde die Evolution Jahrmillionen brauchen«, merkte Hanna an.

»Wie auch immer«, sagte Kaya. »Wir atmen Luft, genauso wie ihr.«

Der Professor tappte auf das Gerät an seinem Handgelenk, und auf einem kleinen Bildschirm leuchteten seltsame Symbole auf. Er bemerkte, wie Kaya ihn beobachtete. »Das ist ein X-Pad«, erklärte er. »Damit kann ich alles aufzeichnen – Audio, Video, Temperatur. Das Ding kann sogar einen Stein scannen und innerhalb von Sekunden die Molekularstruktur darstellen.«

Kaya verstand nur die Hälfte. Während sie sich das Geblubber des Riesen anhörte, fielen ihr wieder Naxos' warnende Worte ein. Der Professor war fast so groß wie zwei übereinandergestapelte Atlanter. Sein Haar war seltsam dick und dunkel, und seine Augen erinnerten an zwei winzige Münzen, die in seinem riesigen Schädel besonders klein wirkten. So ein Viech würde sie im Leben nicht unbemerkt durch Akrios schmuggeln können. Selbst die beiden jungen Sonnenmenschen würden auffallen. Es waren nicht nur die Augen. Haare und Haut waren zu dunkel, die Kleidung zu seltsam. Zumindest das ließ sich ändern. Und vielleicht fiel Kaya ja noch eine Möglichkeit ein, wie sie ihre Gesichter verstecken konnten. Aber ein Wal ließ sich nicht schrumpfen.

»Was war das?«, flüsterte Hanna.

Stimmen. In der Darkwater Trading Company. Offenbar

war also doch jemand dort. Dem Klang nach sogar mehrere Leute. Kaya wollte die drei Sonnenmenschen gerade über den Pfad davonführen, als in der Ferne jemand aus einer Lagerhalle kam. Der Mann bemerkte sie nicht. Noch nicht jedenfalls.

Plötzlich kam ihr eine Idee, und sie drängte die drei zurück in den Eingangsbereich des Umschlagplatzes.

»Wartet hier, okay?«, sagte sie. »Rührt euch nicht von der Stelle.«

»Alles klar«, sagte Lewis.

Kaya folgte dem kleinen Tunnel nach drinnen, wo der Monsterrmann von heute Morgen und eine Frau mit struppigem Haar neben dem Tiefsee-Pool auf kaputten alten Stühlen saßen. Der Mann schlief. Die Frau pulte sich mit dem vergilbten Nagel ihres kleinen Fingers zwischen den Zähnen herum. Sie musterte Kaya argwöhnisch und kratzte sich eine verkrustete Stelle am Ellenbogen. Der schlafende Mann grunzte und schnaubte, als sich die Frau auf seiner Schulter abstützte, um aufzustehen. Dabei wachte der Mann dann doch auf und erhob sich ebenfalls umständlich.

Die beiden waren die mit Abstand hässlichsten Kreaturen, die Kaya je gesehen hatte. Der Frau tropfte grünlicher Schleim aus der Nase. Der Mann hatte ein herabhängendes Auge, seine Ohren waren krumm, und auf seiner Stirn prangte eine dicke Beule. Und das hier waren Atlanter Nummer drei und vier, denen die Sonnenmenschen begegnen würden? Peinlich!

Der Mann zeigte mit einem kurzen, lumpenumhüllten Stummelfinger in ihre Richtung. Aber nicht auf Kaya.

Er meinte die Sonnenmenschen, die sich entgegen ihrer Abmachung natürlich *nicht* versteckt hielten. Die drei kauerten hinter Kaya, was bei ihrer Größe nicht viel brachte, und starrten den Mann an.

Kaya zückte den Sonic-Blaster. Es war das erste Mal, dass sie so eine Waffe benutzte, und ihr zitterten die Hände. Das Paar bemerkte ihre Nervosität, und die beiden stapften ohne eine Spur von Angst auf sie zu. Wie von selbst drückte Kayas Finger auf den Abzug, und sie fielen zu kleinen, knittrigen Häufchen in sich zusammen.

»Sie sind aber nicht tot, richtig?«, fragte Hanna, die an Kayas Seite geeilt war.

Kaya beugte sich über die zwei reglosen Gestalten und lauschte ihrem Atem. »Genau, nur bewusstlos.«

»Trotzdem ist das Ding eine Todestrompete«, murmelte Lewis.

»Habt ihr mir nicht zugehört?«

»Wann denn?«

»Als ich gesagt habe, dass ihr euch verstecken sollt!«

Lewis beugte sich über den Mann. »Ist das ein Troll?«

»Ein was?«, fragte Kaya.

»Na ja, ein Troll halt. Monströse Kreaturen, ein bisschen wie Menschen. Große Nasen und Ohren. Wohnen meistens unter Brücken und haben riesige Metallkessel zum Eintopf-kochen.« Er tat so, als würde er in einem riesigen Topf rühren.

»Ich glaube, die zwei hier sind einfach nur fürchterlich hässlich«, mutmaßte Hanna.

Der Professor richtete sein X-Pad auf das bewusstlose Paar.

»Was machst du da?«, fragte Kaya.

»Daten sammeln.« Das Gerät begann zu piepen. »Oh nein. Nein, nein, nein!«

»Was denn?«

»Der Speicherplatz ist voll.«

»Haben Sie etwa keine Daten gelöscht, ehe wir aufgebrochen sind?«, schalt ihn Hanna.

»Ein paar Ordner könnte ich sicher löschen, aber ... sie sind mir alle so fürchterlich wichtig!« Er stampfte mit dem Fuß auf wie ein riesiges, schmollendes Kind. Dann zeigte er auf Hannas Hand. »Dein Ring hat doch eine Diktierfunktion, oder?«

»Den Ring bekommen Sie nicht. Der ist brandneu!«

Er presste die Handflächen gegeneinander. »Und wenn ich lieb Bitte sage?«

Das Mädchen streifte kopfschüttelnd den dicken Metallring ab und reichte ihn dem Professor, dem der Ring gerade eben so über die Spitze seines gewaltigen kleinen Fingers passte. »Aber nicht den ganzen Speicher verbrauchen«, sagte Hanna. »Da ist meine Musik drauf.«

Kaya konnte nicht fassen, wie albern sich diese Sonnenmenschen benahmen. Gerade hatte sie zwei Fremde ausgeknockt, um ihnen bei der Flucht zu helfen, und sie hatten nichts Besseres zu tun, als um Schmuck zu streiten? »Das reicht jetzt!«, sagte sie. »Die beiden werden nicht ewig schlummern. Und wenn sie aufwachen, sind sie garantiert nicht gut auf mich zu sprechen. Also los, zieht sie aus.«

Der Junge lachte.

Kaya nicht.

»Moment. Das war gar kein Witz?«, fragte er.

Kaya zupfte an Hannas T-Shirt. »Ihr drei seid zu auffällig. Ihr seid groß und dunkelhäutig und ...«

»... gut aussehend?«, schlug der Professor vor.

Das war nicht das Wort, das Kaya im Sinn gehabt hatte. »Wenn wir aus Akrios rauskommen wollen, müssen wir euch normale Klamotten beschaffen.«

Lewis zeigte auf die Lumpen, in denen das Paar vom Dock steckte. »Und die sind normal?«

»Für Gauner und Halunken schon«, antwortete Kaya. »Und Akrios besteht aus Gaunern und Halunken.«

Sie befahl dem Professor, ihr dabei zu helfen, den Mann auf den Bauch zu drehen. Aber der riesige Sonnenmensch war überraschend schwach. Zerstörte die Sonne nicht nur ihre Augen, sondern auch ihre Muskeln? Na gut, dann erledigte sie die Sache eben selbst. Kaya zerrte den Mann vom Dock in Sitzposition hoch und schälte ihn aus seiner Weste. Der Junge starrte sie fasziniert an. »Was denn?«, fragte sie.

»Ach, nichts.«

»Du bist beeindruckend stark«, erklärte der Professor, musterte sie scharf und knabberte sich auf der Unterlippe herum. »Ich frage mich nur, wieso.«

Hanna zuckte mit den Achseln. »Vielleicht ist es in den Höhlen einfach sinnvoller, klein und stark zu sein.«

Kaya war nicht klein, die Sonnenmenschen waren einfach nur bizarr groß. »Die Klamotten«, erinnerte sie Lewis.

Er beugte sich vor und streifte der Frau die zerfledderten Handschuhe ab. »Igitt, die sind total verschwitzt und riechen nach Gewürzgurken.«

»Was sind Gewürzgurken?«

»Ein superleckeres Nahrungsmittel«, erklärte Hanna.
»Allerdings nichts, wonach Kleidung riechen sollte.«

Hanna wickelte einen Stofflappen vom Kopf der Frau und nahm sich zudem deren Jacke, wobei sie sich die Nase zuhielt. »Das stinkt wie eine Mischung aus gammeligen Kartoffeln und Bahnhofsklo.«

»Ist das richtig übel?«

»Schlimmer geht's fast nicht.«

»Trotzdem musst du sie anziehen.«

Nachdem sie ein Weilchen um die Sachen gestritten, gemeckert und Würgegeräusche von sich gegeben hatten, waren die Sonnenmenschen verkleidet. Ganz verbergen konnten die Sachen ihre Andersartigkeit zwar nicht, aber nun musste man zumindest etwas genauer hinschauen.

»Ich komm mir blöd vor«, sagte Lewis.

»So siehst du auch aus«, erwiderte Hanna.

Der Junge trug jetzt ein viel zu weites und viel zu kurzes Hemd, das seinen Bauchnabel gerade so bedeckte. Die Weste passte ihm etwas besser. Dazu hatte er sich aus ein paar Lumpen eine Art Turban zusammengeknotet, der seine Haare versteckte. Jetzt fiel er nicht mehr ganz so stark auf. Hanna trug die Jacke und das Kopftuch der Frau. Solange sie gebeugt lief und den Kopf gesenkt hielt, würde vermutlich auch sie unbenutzt bleiben. Aber der Professor... Nichts von den Sachen

passte ihm. Gerade versuchte er, sich in ein Hemd zu quetschen, bekam es aber nicht über die Schultern.

»Sie sehen aus wie ein Elefant im Turnanzug«, sagte Hanna.

»Oder ein Nilpferd im Bikini«, schlug Lewis vor.

»Ihr wisst schon, dass ich euch hören kann, oder?«, fragte der Professor.

Elefant? Nilpferd? Dabei musste es sich um Landlebewesen handeln. Und der Professor sah wirklich lächerlich aus. Sie versuchte, sein Hemd zurechtzupfen, woraufhin die Rücken-naht aufplatzte.

»Und jetzt?«, fragte der Riese.

»Keine Chance, dass wir dich auf der Straße verstecken können«, sagte Kaya. »Außer natürlich...«

»Was?«

»Was hältst du davon, eine Weile Fisch zu spielen?«

Kaya hastete zu einer langen Reihe großer Aquarien auf Rädern, suchte das größte heraus, packte den Griff und zog es zu den Sonnenmenschen. Es war mit einer braunen Plane zugedeckt, die sie nun herunterriss.

»Was ist das?«, fragte Lewis.

»Ein Aquarium, in dem normalerweise seltene Fische geschmuggelt werden«, erklärte Kaya. »Unsere Nahrung wird eigentlich in den Aquafarmen gezüchtet, aber es gibt Leute, die lieber Fisch essen, der außerhalb unserer Grenzen gefangen wurde.« Das wusste sie aus den Nachrichtensendungen, die sich ihr Vater immer anhörte.

Der Gedanke an ihren Vater ließ Kaya innehalten, und sie piffte leise, um zu prüfen, ob sie neue Nachrichten hatte. Nur

eine von Rian. Ihr Dad hatte nichts von sich hören lassen. Vermutlich hatte er zu viel um die Ohren. Mit einem erneuten Pfiff schaltete sie die Kopfhörer wieder ab.

Die Sonnenmenschen starrten sie an. Wo war sie noch mal gewesen? Ach ja, schmuggeln. »Die Regierung will nicht, dass außerhalb des Riffs gefischt wird«, erzählte sie. »Aber es gibt trotzdem Leute, die sich rausstellen.«

Hanna saß auf dem Boden und wrang ihre seltsame Fußkleidung aus. »Das ist ja, als würde man Reis nach China schmuggeln«, sagte sie.

Die Sonnenmenschen lachten, nur Kaya kapierte den Witz nicht. »Was ich sagen will«, fuhr sie fort. »Fischschmuggel ist hier in Akrios eine der verbreitetsten kriminellen Tätigkeiten. Die Fischer bringen ihren Fang in Aquarien wie diesen hier unter, verkaufen ihn gleich hier in der Stadt oder transportieren ihn in die größeren Städte.« Sie deutete auf den Gegenstand, den Lewis am Handgelenk trug, dann auf das X-Pad seines Vaters. »Geräte und so weiter schmuggeln sie auch. Die beiden Teile da würden in Atlantis ein Vermögen einbringen.«

Der Junge schob seine andere Hand über das Ding. »Aber die geb ich nicht her.«

»Musst du auch gar nicht«, versicherte Kaya.

Die Frau am Boden regte sich.

»Meintest du nicht, wir müssen uns beeilen?«, fragte Hanna. »Warum erzählst du uns so viel über Schmuggler?«

»Damit ihr versteht, was ich mit ihm hier vorhabe«, sagte Kaya und zeigte auf den Professor. Dann klopfte sie gegen die Aquariumswand. »Kletter rein, Professor. Dann werfen wir

die Plane über das Becken, und alle denken, darunter steckt ein dicker, fetter, leckerer Tiefseefisch.«

Der Professor beäugte das Becken, das mit Wasser gefüllt war. »Als lecker hat mich bisher noch niemand bezeichnet. Soll ich da drin die ganze Zeit über die Luft anhalten?« Kaya öffnete einen Ablauf, und das Wasser floss aus dem Becken. »Ah, Gott sei Dank«, seufzte der Professor. Dann reckte und streckte er sich, kletterte unbeholfen ins Aquarium und setzte sich, die dicken Beine im Schneidersitz, in den kleinen Rest Wasser, der noch übrig war. Kaya musste sich ein Lachen verkneifen. Dann drückte der Professor die Lippen ans Glas und blies die Wangen auf, bis er aussah wie ein riesiger Kugelfisch. Sie lächelte, doch Lewis und Hanna schüttelten nur peinlich berührt den Kopf.

»Kommt«, sagte Hanna, »gehen wir.«

Die Sonnenmenschen waren zu schwach, um das Aquarium zu ziehen, also kümmerte Kaya sich allein darum, hinaus aus dem Umschlagplatz und über den Weg auf dem Steinsims entlang der Ostwand in der Riesenhöhle. Rechts erstreckten sich die Aquafarmen bis in die Ferne. Links von ihnen folgten ein paar wenige weitere Umschlagplätze und Lager und Lagerhallen, aber da bald Mittagszeit war, schienen sich alle für ein Nickerchen in ihre Büros zurückgezogen zu haben. Jedenfalls begegneten sie keiner Menschenseele, was Kaya zutiefst erleichterte. Sie wollte den Blaster nie wieder auf jemanden richten müssen, auch nicht auf Schmuggler. Eigentlich wollte sie nur eins: diese Besucher so schnell wie möglich nach Hause in ihre Wohnung in Atlantica schaffen.

Schließlich bogen sie links ab und verließen die Höhle durch einen schmalen Tunnel, der Richtung Norden verlief. Die Luft in dem Durchgang, der so eng war, dass keine Cruiser hindurchpassten, veränderte sich, sobald sie die Aquafarmen hinter sich ließen. Die Temperatur stieg immer weiter, bis Hanna und Lewis der Schweiß von der Stirn tropfte. Sie blinzelten auch ständig und kniffen die Augen zusammen, als könnten sie kaum etwas erkennen. Dabei waren die Wände doch mit grünen Lampen versehen und der Weg gut beleuchtet.

»Du kennst den Weg, oder?«, fragte Hanna.

Doch, ja. Schon. Im Großen und Ganzen. Am Morgen war Kaya der Wasserstraße in südlicher Richtung gefolgt, nun liefen sie in die entgegengesetzte Richtung. Zwar auf einem anderen Weg, aber sie war sich ziemlich sicher, dass auch dieser Tunnel hier zurück ins Stadtzentrum führte. Und wenn nicht ... Na ja, dann würde sie sich eben etwas einfallen lassen müssen.

Sie waren schon eine Weile unterwegs, als Kaya zwei Männer auf sie zukommen hörte, die geräuschvoll sangen und lallten. Offenbar waren sie ziemlich betrunken. Kaya wurde nervös. Das hier war ihr erster Test. Sie stieß den Sonnenmenschen mit dem Ellenbogen in die Rippen. »Ihr bleibt rechts und links von mir«, befahl sie. »Und geht nach vorn gebeugt. Ihr müsst klein wirken.«

Die beiden Männer stanken nach Schnaps, hatten Krümel in den Bärten und stolperten aneinandergelehnt voran. Als sie an Kaya und ihren Schützlingen vorbeikamen, schnupperten

sie irritiert, liefen aber weiter. Sie schienen die kleine Gruppe gar nicht richtig wahrgenommen zu haben. Kaya atmete auf.

»Hattest du Angst?«, fragte Lewis.

»Quatsch«, log sie.

Der Professor im Aquarium hatte angefangen, Selbstgespräche zu führen. Oder er redete mit dem Ring an seinem Finger. Jedenfalls machte er Lärm. War das alles hier für ihn nur ein Spiel? Kaya klopfte gegen die Glaswand. »Ruhe jetzt!«

»Tut mir leid«, flüsterte er, »kommt nicht wieder vor.«

Oh doch, das würde es, daran bestand für Kaya kein Zweifel. Ihren ersten Test mochten sie bestanden haben, aber in der Stadt standen ihre Karten schlechter. Kaya wurde mit jedem Schritt nervöser. Der Tunnel wurde breiter und höher. Immer häufiger waren Türen in die Wand eingelassen. Dahinter fanden sich aus dem Fels gehauene Wohnungen, wie sie den anderen erklärte. Je größer der Tunnel wurde, desto mehr Menschen tummelten sich darin. Lewis und Hanna liefen nun die ganze Zeit vornübergebeugt. Kaya tappte gegen ihren Knopf im Ohr, um nach der Uhrzeit und ihrem Posteingang zu sehen. Rian hatte sich erneut gemeldet und fragte nach dem Stand der Dinge. Er klang gleichzeitig besorgt und aufgeregt. Sie musste ihm bald antworten, um ihm zu erzählen, was sie gefunden hatte. Beziehungsweise wen. Vielleicht konnte er ihnen ja sogar helfen. Ihr Dad hatte sich immer noch nicht gemeldet. Und die Uhrzeit erinnerte Kaya schmerzhaft daran, dass der Tag fast verstrichen war und ihre Großmutter sie in wenigen Stunden zu Hause erwartete.

Aber Kaya würde nicht kommen.

Über ihnen waren immer mehr Fenster in den Fels gehauen. Die beiden jungen Sonnenmenschen sahen sich vorsichtig um, versuchten aber, nicht allzu auffällig zu glotzen. Durch die Gasse schallten nun Geschrei, Musik und Gelächter. Der Klang von Akrios.

Eine Mischung aus Angst und Aufregung spülte über Kaya hinweg, als sie auf den großen, überfüllten Hauptplatz stolperten. Es wäre klug gewesen, einfach weiterzulaufen und so schnell wie möglich diesen Gogol zu finden. Aber wie hätte Kaya sich wohl verhalten, wenn sie zum ersten Mal die Welt der Sonnenmenschen gesehen hätte? Hätte sie sich beeilen wollen? Sie konnte verstehen, dass Hanna und Lewis immer wieder kurz anhielten, um sich umzuschauen. Kaya beobachtete ihre Gesichter, als sie die Umgebung auf sich wirken ließen. Sie glühten förmlich vor Aufregung.



FLUCHT AUS AKRIOS

Lewis musste schon wieder. Beim Schwimmen in der Aquafarm hatte er nicht einfach ins Wasser pinkeln wollen – wer wusste schon, ob die Bewohner von Atlantis das Zeug tranken? Natürlich hätte er Kaya auch einfach bitten können, ihm das nächste Klo zu zeigen, aber irgendwie erschien ihm der Moment unpassend. Außerdem war dieses Akrios total cool. Er kam sich vor, als sei er in ein Wurmloch gesprungen und in einer Alien-Stadt in einer anderen Galaxie wieder ausgespuckt worden.

Hunderte kleiner, blasser, großäugiger Atlanter schoben und drängten sich durch das überfüllte Zentrum. Es gab keine richtigen Gebäude. Stattdessen erhoben sich rund um sie herum Felswände mit Türen und Fenstern darin. Balkone und Schilder ragten aus dem Stein, und auf Straßenhöhe reihte sich ein Geschäft ans nächste. Auf dem Hauptplatz standen überall rostige Metallbuden und Stände herum. Lewis war bisher noch nicht in vielen Städten gewesen. Vor ein paar Jahren hatte er mit seinem Bruder, seiner Mom und Robert die neue Hauptstadt im Landesinneren besucht. Die Häuser dort waren so hoch, dass sie in den Wolken verschwanden. Hier in Atlantis dagegen wölbten sich die Gebäude nach oben hin zu-

sammen und verschmolzen zu einer bogenförmigen Decke. Er schüttelte den Kopf. Diese Stadt war der perfekte Ort für eine Parade. Er sah schon vor sich, wie das Konfetti durch die Luft schwebte, während die Leute seinen Namen riefen. Und Hannas. Und vielleicht auch den seines Dads. Vor allem aber würden sie »Le-wis, Le-wis!« rufen.

Und was die Menschen hier betraf... Lewis konnte sich nicht entscheiden, ob sie aussahen, als wären sie einem Mittelalterfilm oder doch einem Science-Fiction-Streifen entsprungen. Vielleicht beides. Er hatte gedacht, die Bewohner von Atlantis würden Glitzerkleidung tragen, mit Pailletten dran. Aber er hatte auch gedacht, sie wären groß, dünn und schön. Und vielleicht geschuppt. Oder dass kleine Blubberbläschen aus ihren Mündern aufstiegen, wenn sie redeten. Stattdessen hatten viele von ihnen Narben, offene Stellen und vulkanähnliche Pickel. Ein alter Mann, der an ihm vorbeilief, hustete, und kurz bekam Lewis Angst, sich irgendeine unheilbare atlantische Grippe einzufangen.

Die meisten Atlanter trugen braune oder graue Lumpen. Einige wenige hatten ähnliche Sachen an wie Kaya, aber in Blau und Silber. Und auch, wenn ihm klar war, dass er sich vermutlich ganz schön in das Thema verbissen hatte – niemand hier trug Schuhe! Alle Atlanter, die er bisher gesehen hatte, waren barfuß. Unauffällig stupste er Hanna an und deutete auf ihre klitschnassen Turnschuhe und Socken. Sie verstand sofort und kniete sich hin, um sie auszuziehen. Dann warf sie sie in die nächste Mülltonne.

Eine kleine Frau mit krummem Rücken drehte sich zu ihr

um und brüllte sie an. Kaya ließ das Aquarium stehen, lief hastig zu der Tonne und angelte Socken und Turnschuhe angewidert wieder heraus. Sie waren noch klitschnasser als vorher und mit lila Schleim bedeckt.

»Was war denn?«, fragte Hanna.

»Das war ein Topf«, erklärte Kaya. »Die Frau verkauft Suppe.«

Lewis lachte. »Jetzt mit einer Prise Sockenaroma.«

Kaya warf Hannas Lumpensocken und -turnschuhe in einen echten Müllimer und scheuchte sie weiter.

Lewis drehte sich noch einmal um. Nachdem die alte Frau von ihrer Suppe gekostet hatte, nickte sie und zuckte mit den Achseln. Vielleicht hatten die Turnschuhe dem Gebräu ja tatsächlich das gewisse Etwas verpasst.

Der Felsboden unter Lewis' Füßen fühlte sich warm an, die Luft war schwer und feucht. In den Buden und Geschäften gab es eine einzige Ansammlung von Merkwürdigkeiten: getrocknete Bündel aus grünem und braunem Seegras, riesige, tote Monsterfische mit großen Augen. Aßen die Atlanter so was etwa? In einem anderen Laden gab es verschiedene Arten von Tablets wie dem, das Naxos in seiner Werkstatt benutzt hatte. Lewis musste Hanna förmlich weiterschleifen, damit sie nicht in den Laden stürmte, um sich alles genau anzusehen.

Mitten auf dem Hauptplatz saßen ein paar Musiker und spielten auf trommelartigen Instrumenten einen Hintergrund-Rhythmus für das Geschrei und Geschnatter. Hinter beschlagenen Fenstern konnte Lewis ein dichtes Gedränge aus Män-

nern und Frauen sehen, die aus angelaufenen Metallbechern tranken. Zwischen den Läden in den hohen Felswänden schlängelten sich breite Wege und schmale Gassen hindurch. Nur etwas Toilettenartiges hatte er bislang leider noch nicht entdecken können.

Eine alte Dame lehnte sich aus einem Fenster über ihnen und schüttete einen Eimer voll grün-brauner Pampe auf die Gasse.

»Ist ja widerlich«, murmelte Hanna. »Jetzt hab ich das Zeug zwischen den Zehen.«

»Schmeißen die Leute ihren Abfall hier einfach auf die Straße?«, fragte Lewis.

»In meinem Viertel nicht«, antwortete Kaya. »Wir haben einen Müllschlucker. Aber der Dreck bleibt hier sowieso nicht lang liegen. Jede Nacht wird Wasser durch die Straßen geleitet, um alles zu reinigen. Ich erzähle euch später mehr, jetzt müssen wir dringend weiter.«

Hanna stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Seite und deutete nach oben. Hoch über den höchsten Fenstern schwebte ein Mann durch die Luft.

»Was zum ...«

Im selben Moment flog direkt unter der Höhlendecke ein Fahrzeug von der Größe eines Aerodrifters in die entgegengesetzte Richtung.

Nein. Es flog nicht. Es schwebte.

Das Ding hatte keine Propeller und auch sonst keinen erkennbaren Antrieb und bewegte sich trotzdem vollkommen mühelos. »Wie ist das... Was sind das...« Lewis sah Hilfe

suchend zu Hanna, die aber so fasziniert von dem seltsamen Schwebefahrzeug war, dass sie gerade nicht in der Lage war, ihm Antworten zu liefern. »Ist das Magie?«, fragte Lewis.

»Magie?«, wiederholte Kaya. »Was? Das da? Das ist ein ganz normaler Cruiser mit Anti-Schwerkraft-Antrieb.«

»Klar«, sagte Hanna achselzuckend. »Kein großes Ding. Ihr habt nur eine Möglichkeit gefunden, die Schwerkraft zu kontrollieren.«

»Ihr etwa nicht?«

»Nein«, antwortete Hanna. »Kaya, ich muss unbedingt... na ja, einfach alles über diesen Antrieb erfahren, okay?«

»Sobald wir in Sicherheit sind, kann mein Dad es dir erklären. Er macht das bestimmt besser als ich.«

Lewis deutete erneut auf die Leute, die hinter den Fenstern aus ihren Metallbechern tranken, und flüsterte: »Was trinken die da?«

»Gegorenen Seetang, schätze ich mal.«

»Klingt ja widerlich«, sagte Hanna.

Aber Lewis war so ausgedörrt, er hätte sogar Spülwasser getrunken. Oder aus einem Vogelbad. Vielleicht sogar aus einem Toilettenwasserkasten. Gegorener Tang? Keine große Sache. »Wie schmeckt das?«

»Bestimmt eklig«, antwortete Kaya. »Aber wir sind noch zu jung dafür. Seid ihr durstig?«

Hanna nickte. »Total.«

Kaya zog eine Wasserflasche aus ihrem Rucksack und warf sie Hanna zu, dann blieb sie an einem Karren mit mehreren Schaukästen darauf stehen. Eine Frau mit zweifarbigem

Augen – eins blau, eins silbern – stand von ihrem Schemel auf. Lewis beobachtete Kaya. Was hatte sie vor? Schmuck kaufen? Er wollte etwas trinken und aufs Klo, mit einer Halskette war ihm gerade nicht geholfen! Er schnappte sich die Flasche von Hanna. Das Wasser war kühl, schmeckte ein bisschen mineralisch und absolut köstlich. Hanna nahm ihm die Flasche wieder weg, ehe er sie austrinken konnte. »Was macht sie da?«, fragte er.

Hanna hielt sich einen Finger an die Lippen, um ihn daran zu erinnern, dass er sich ruhig verhalten sollte. Lewis sah genauer hin und bemerkte, dass die Vitrinen voller In-Ear-Kopfhörer waren. Kaya schacherte mit der Verkäuferin, wies auf verschiedene Modelle und schüttelte immer wieder den Kopf. Schließlich griff sie in ihre Tasche, zählte ein paar Münzen ab und reichte sie der Frau. Dann nahm sie drei Schachteln aus einer der Vitrinen, entfernte die Verpackung und drückte die Ohrstöpsel nacheinander gegen ihre eigenen. Ein Paar reichte sie Hanna, das andere Lewis. Dazu gehörten auch kleine, vier-eckige Pflaster. »Steckt euch die Kopfhörer in die Ohren, und die Pflaster kommen auf den Hals.«

Das größte Paar Ohrstöpsel behielt sie. Es war vermutlich für Lewis' Dad gedacht.

Hanna strahlte vor Begeisterung. »Sind das Übersetzer?«

Sie passten perfekt, genauso wie das Pflaster, das kurz auf seiner Haut vibrierte. »Krass«, flüsterte er.

»Naxos und ich haben unsere Übersetzer von euch lernen lassen«, erklärte Kaya. »Aber wir können es uns nicht leisten, das mit jedem zu machen, dem wir hier in Atlantis über den

Weg laufen. Also habe ich meinen Übersetzer einfach mit euren verbunden. Dadurch wurden alle Sprach-Updates übertragen. Jetzt müsstet ihr so ziemlich jeden in Atlantis verstehen können, und das Pflaster wandelt eure Sprache so um, dass auch ihr verstanden werdet.«

»Lass mich raten – du hast keine Ahnung, wie die Dinger funktionieren«, sagte Hanna.

Kaya zuckte mit den Achseln, und Hanna seufzte.

»Woher seid ihr?«, fragte die Verkäuferin. Ihre Stimme klang seltsam, aber Lewis verstand sie.

Wow. Moment mal! Er verstand echt Atlantisch!

Er wollte gerade antworten, als Kaya ihn in die Menge voranschubste. »Wir erregen zu viel Aufmerksamkeit!«

Sie schlängelten sich durchs Stadtzentrum und hielten sich dabei immer dicht an Kaya, die das Aquarium vor sich herschob.

Vor ihnen bemerkte Lewis eine Schlange aus Erwachsenen und Jugendlichen, die an einem Laden anstanden. Eine breit gebaute, kleine Frau kam mit einer Art Wrap in der Hand heraus, wickelte ihn aus der Verpackung und nahm einen großen Bissen. Inzwischen war Lewis zwar nicht mehr durstig, hatte aber einen Bärenhunger. Vor seinem inneren Auge erschien das Bild eines Chicken-Burritos mit Käse und tonnenweise grüner Chilisoße. Er konnte den Burrito fast auf der Zunge schmecken. Aber dann wuchsen dem Burrito in seinem Kopf plötzlich Beine, und er rannte davon. Dabei verspottete er Lewis in einer seltsamen Sprache, die nicht einmal der Übersetzer entschlüsseln konnte.

Offenbar war er hungriger, als er gedacht hatte. »Kaya, können wir uns da drüben was zu essen holen?«

»Sie hat doch gesagt, dass wir uns beeilen müssen«, wies Hanna ihn zurecht.

»Ja, schon, aber ...«

Kaya blieb stehen und drehte sich zu ihm um. »Bitte, Lewis«, sagte sie. »Wir sind hier nicht sicher. Wenn wir Aufmerksamkeit erregen ...«

Ein dumpfer Schlag donnerte gegen die Aquariumswand. Lewis' Vater konnte sie immer noch hören, und wenn Lewis ihn richtig verstand, forderte er ihn gerade auf, endlich den Mund zu halten. Aber Lewis war nun mal dem Hungertod nahe! Und aufs Klo musste er auch nach wie vor, und sein Kopf platzte bald vor lauter Fragen. Wie sollte er den Mund halten, bei all dem Neuen, was er sah, hörte, roch? Hier roch es nämlich auch anders als zu Hause. Ein bisschen wie die Steinwand draußen neben ihrem Haus nach einem starken Regenguss.

Sein Zuhause. Jetzt musste er an seine Mom denken, und an Michael und Robert. Ob seine Nachricht angekommen war? Wussten sie, dass ihm nichts passiert war? Auf einmal wurde ihm ganz schwer ums Herz.

Hanna zog ihn weiter, und vor ihnen blieb Kaya kurz stehen, um jemandem eine Frage zu stellen. Lewis glaubte, den Namen Gogol zu hören. Die Frau, mit der Kaya sprach, zuckte mit den Achseln. Auch der nächste Atlanter, den sie fragte, konnte ihnen nicht weiterhelfen. Am Ende blieb Kaya vor einem dünnen Mann mit schmierigem Haar und braunen

Zähnen stehen. Diesmal war Lewis nah genug dran, um genau zu verstehen, wie sie sagte: »Weißt du, wie wir zu Gogols Laden kommen?«

Der Mann wies auf eine Gasse ganz in der Nähe, und sie liefen schweigend auf eine Wand zu, an der sich ein Fenster ans andere reihte. Lewis blickte nach oben und hielt die Luft an. Die Decke befand sich bestimmt ein-, zweihundert Meter über ihnen! Er zeigte auf die Fenster ganz oben. »Wohnen da echt Leute?«

»Ja«, antwortete Kaya und trieb sie an der Wand entlang bis zu der Gasse, auf die der Mann gezeigt hatte. »Er meinte, wir müssen durch die Gasse hier. Und dann die vierte Tür ...«

Kaya brach mitten im Satz ab, piff leise und hielt sich die Hand ans Ohr.

»Was ist los?«, fragte Lewis.

Sie bedeutete ihm zu schweigen, und er wartete ab.

»Meine Großmutter hat sich gemeldet«, erklärte sie schließlich und schubste Lewis und Hanna dabei förmlich in die Gasse. »Sie wollte nur mal hören, wie es mir geht. Wenn ich zu spät nach Hause komme, macht sie sich Sorgen. Und dass ich zu spät kommen werde, ist jetzt schon unvermeidlich. Heftig zu spät.« Sie blieb stehen, starrte kurz gedankenverloren auf den Boden und sah dann wieder auf. »Einen Moment, ja?«

Kaya legte die Hände über den Mund und redete leise vor sich hin. Dann ließ sie die Arme wieder sinken, atmete tief durch und lächelte. »Okay, das müsste reichen. Ich habe meinem Freund Rian eine Nachricht geschickt. Irgendjemandem

musste ich einfach erzählen, was passiert ist! Er sorgt dafür, dass meine Großmutter sich *nicht* sorgt. Eine bessere Ausrede als euch drei gibt es allerdings auch kaum«, fügte sie lächelnd hinzu. »Ich kann es gar nicht erwarten, euch allen vorzustellen. Sie werden ausflippen...«

Ein Mann ohne Augenbrauen, das Gesicht so dünn, dass es an einen Totenschädel erinnerte, versperrte ihnen den Weg. Seine Augen waren schwarz, die Zähne schief. Einer war so spitz geschliffen wie eine Nadel. Leute mit spitzen Eckzähnen waren Lewis grundsätzlich suspekt. Eines Tages würde aus ihm hoffentlich jemand werden, der seine Freunde vor solchen zwielichtigen Gestalten beschützte. Ein tapferer Held, der sich mit geschwellter Brust und geballten Fäusten der Gefahr stellte.

Aber noch war er einfach nur Lewis. Ein kleiner Rülpsen kitzelte ihn im Rachen, als er hinter Hanna in Deckung ging.

»Wo wollt ihr hin?«, fragte der Mann.

»Da lang«, sagte Kaya und wies an ihm vorbei.

»Na, dann wollen wir doch mal sehen, was du im Aquarium hast.«

»Wollen wir nicht.«

Der Mann kam auf sie zu und griff nach der Plane.

Kaya hob die Waffe und richtete sie auf den Bauch des Mannes. »Ich habe Nein gesagt.«

Der Mann lächelte höhnisch. »Hier in Akrios brauchst du schon was Stärkeres als das Ding da, Kleine.«

»Das Ding da ist stark genug, um dich umzupusten«, antwortete sie. »Soll ich's dir beweisen?«

Der Mann fuhr sich mit der Zunge über die dünnen, grauen Lippen, dann trat er beiseite, um sie vorbeizulassen.

Lewis starrte im Vorbeigehen die Zähne des Mannes an und beschloss, sich von jetzt an sorgfältiger die Zähne zu putzen und seine Zahnbürste immer dabeizuhaben.

Sie hasteten weiter, jetzt noch schneller.

»Das war der Wahnsinn!«, sagte Hanna. »*Du* bist der Wahnsinn! Und diese Ohrstöpsel sind auch der Wahnsinn. Ich habe jedes Wort verstanden!«

Während Hanna sie mit Fragen über den Anti-Schwerkraft-Antrieb löcherte, eilte Kaya voran. Lewis sah ihr an, wie nervös sie war. Seine Mom war manchmal auch so. Dann tanzte Lewis immer für sie, meistens den Ententanz, aber er hatte auch noch ein paar andere Choreografien auf Lager. Zum Beispiel war er ein fantastischer Fake-Steptänzer. Das Geheimnis bestand darin, auf einem Teppich zu steppen. So wirkte es, als ob man wusste, was man tat, weil die falschen Schritte nicht zu hören waren. Aber in dieser engen Gasse? Mitten in Atlantis? Hier einen Steptanz aufzuführen, kam ihm irgendwie daneben vor.

Sie blieben stehen. »Die vierte links«, sagte Kaya und drückte eine Tür auf.

Die blauen Lichter in Decke und Boden des dahintergelegenen Raums wurden langsam heller. Das Licht war für Lewis so ungewohnt, dass er blinzeln musste. Ganz hinten im Raum befand sich ein langer Steintisch. Die Seitenwände waren mit Aquarien vollgestellt, die in deckenhohen Regalen untergebracht waren. Fische aller Größen und Formen

schwammen träge in winzigen Becken vor sich hin. Lewis trat näher. Die meisten Fische waren etwa unterarmlang, aber ein paar Riesenviecher waren auch dabei. Einer war bestimmt so groß wie sein kleiner Bruder. Er hatte marmorierte Haut und dicke Lippen. Als Zierfisch ging das Ding bestimmt nicht durch.

Er zuckte zusammen, als er hinter sich eine Bewegung hörte. Aber es war nur die Plane, die Kaya zurückgeschlagen hatte, damit sein Vater aus dem Aquarium klettern konnte. Er war zwar bis zur Hüfte nass, sprühte aber trotzdem vor Begeisterung und stellte einen ganzen Schwall an Fragen. »Wie war es? Was habt ihr alles gesehen? Ihr müsst mir jedes Detail erzählen!« Doch anstatt die Antworten abzuwarten, flitzte er zu dem Aquarium mit dem Riesenfisch, zerrte Lewis zu sich und legte ihm den Arm um die Schultern. »Sieh mal, Sohnemann, ein Quastenflosser! Bemerkenswert! Die gelten schon seit Jahren als ausgestorben. Haben sich schon vor den Dinosauriern entwickelt. Dieser Fisch ist der lebende Beweis dafür, wie wenig wir über die Lebensformen hier unten wissen. Ihr esst die doch nicht etwa, oder, Kaya?«

»Ich glaube nicht.«

»Hoffen wir's.« Er wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ist es überall in Atlantis so heiß?«

Auch Lewis war schweißgebadet, und Hannas Shirt war am Rücken ganz nass.

»Dabei ist es hier drinnen gar nicht so warm«, sagte Kaya, tippte auf ihren Gürtel, und ihr Shirt trocknete augenblicklich.

Hanna war fasziniert. »Selbsttrocknende Kleidung habt ihr auch? Soll das ein Witz sein?«

»Wieso fragst du mich ständig, ob ich Witze mache?« Kaya reichte Lewis' Dad die Kopfhörer und das Pflaster. »Probier die mal an, sie müssten eigentlich passen. Aber du hältst gleich den Mund, ja? *Ich* rede mit Gogol.«

Sein Vater zog sich den Ring vom Finger und warf ihn Hanna zu, die ihn wieder überstreifte. »Hat es funktioniert?«

»Ja, du musst mir meine Aufnahmen später zusenden. Ich habe die Zeit im Aquarium genutzt, um ein paar alte Dateien von meinem X-Pad zu löschen. Jetzt habe ich wieder Speicherplatz. Es war ein altes Video von dir beim Tanzen drauf, Lewis, das hatte ziemlich viel Datenvolumen.«

Klar, dachte Lewis. Das als Erstes zu löschen, war sinnvoll. Trotzdem tat es ein bisschen weh. Sollten Eltern solche Sachen nicht hüten wie Schätze?

Ein wabbeliger Mann mit einer golfballähnlichen Nase voller kleiner Dellen kam aus einem Hinterzimmer gewackelt und stellte sich an den Tisch. Als er den Professor entdeckte, griff er nach einer kleinen Waffe, die in seinem Gürtel steckte. Sie sah aus wie eine Flöte. Aber der Mann wirkte überhaupt nicht wie ein Flötist.

»Warte«, sagte Kaya. »Bist du Gogol? Wir sind Freunde von Naxos.«

»Was hast du da für Dinger mitgebracht?«

Lewis runzelte die Stirn. Als »Ding« war er noch nie bezeichnet worden. Als Floh, Kakerlake und sturer Esel schon. Aber nie als Ding. Besonders nicht von einem Fake-Flötisten.

»Sie stammen aus dem Abgrund«, sagte Kaya.

Gogol betrachtete Lewis' Dad, als sei er ein exotisches Zootier. »Ich wusste gar nicht, dass die Leute im Abgrund so riesig werden.«

»Naxos meinte, du könntest uns helfen. Wir müssen nach Atlantica.«

Der Mann verschränkte die Hände auf der Steinplatte. Sie waren mit schwarzen Flecken übersät. »Viele Wege führen nach Atlantica. Am schnellsten geht es mit dem Zug.«

»Meine Freunde hier wollen keine Aufmerksamkeit erregen.«

»Deine Freunde aus... dem Abgrund.«

»Genau.«

»Da kann ich vielleicht helfen.« Gogol blickte auf seine verschränkten Hände, dann zu Kaya. »Ich könnte euch ein Fahrzeug leihen und euch den Weg erklären... wenn die Bezahlung stimmt.«

Kaya nannte eine Summe, die den Mann zum Lachen brachte. Sein Atem roch nach Räucherfisch, und Lewis musste würgen. Er war froh, nichts im Magen zu haben. Er überkreuzte die Beine und presste sie fest zusammen. Wieder einmal war es nicht der richtige Augenblick, um nach dem Weg zum Klo zu fragen.

Kaya nannte eine weitere Summe.

»Ich kann euch nicht helfen«, sagte Gogol.

Jetzt zückte Kaya den Geldbeutel, den sie von Naxos bekommen hatte, und stapelte ein Dutzend Goldmünzen auf den Tisch. »Mehr habe ich nicht.«

Lewis' Dad machte Fotos mit seinem X-Pad.

»Das reicht nicht einmal annähernd, um eines meiner Fahrzeuge zu leihen«, schnarrte Gogol.

»Das reicht, um eins zu kaufen!«, protestierte Kaya.

»Nicht, wenn ihr unbemerkt nach Atlantica fahren wollt«, konterte Gogol. »Leute wie ich können in echte Schwierigkeiten geraten, wenn sie Leuten wie euch bei so was helfen. Aber ihr braucht mich nicht mit Geld zu bezahlen. Es gibt andere Möglichkeiten.«

»Zum Beispiel?«

»Das da würde ich nehmen«, sagte er und zeigte auf Lewis' Dad.

»Ich stehe nicht zum Verkauf, Sir«, sagte der.

»Nicht du. Das Gerät an deinem Handgelenk.«

Lewis' Vater schüttelte den Kopf. »Das X-Pad kriegt er nicht. Da drin steckt meine gesamte Arbeit. Meine Atlantis-Tagebücher! Ihr habt ja keine Ahnung, wie wertvoll diese Daten sind!«

Hanna schob die Hände in die Taschen, um ihren Ring zu verstecken.

Gogol zeigte auf Lewis' Handgelenk. »Und was ist damit?«

Die Uhr von Robert? Lewis starrte auf das Ziffernblatt, das Lederarmband, den winzigen Kompass. Robert hatte ihm die Uhr mit den Worten überreicht, der Kompass werde ihm dabei helfen, immer auf dem richtigen Weg zu bleiben. »Das ist eine Uhr«, sagte er. »Sie zeigt einem, wie spät es ist.«

Der Mann beugte sich vor und bäugte sie. »Ja, so etwas

habe ich schon einmal gesehen. Hat einen gewaltigen Preis erzielt. Es heißt, es habe nicht aus Atlantis gestammt.« Er blickte zur Decke – oder vielleicht auch zur Meeresoberfläche. Dann deutete er auf Kaya. »Damit, Mädchen, kommen wir ins Gespräch.«

Lewis' Dad legte seinen schweren, schwitzigen Arm um Lewis' Schulter. »Das ist doch nur eine alte Uhr«, flüsterte er. »Ich kauf dir eine Neue, ja?«

Aber es war nicht nur eine Uhr. Robert hatte sie ihm zum zehnten Geburtstag geschenkt. Lewis hatte sie ihm direkt zurückgegeben. Er wollte keine Geschenke von seinem Stiefvater. Er wollte den ganzen Stiefvater nicht! Robert hatte alles kaputtgemacht. Jedes letzte Fünkchen Hoffnung, dass seine Eltern sich doch noch versöhnen würden, war verloschen, als seine Mom Robert heiratete, den glatzköpfigen Helden von der Küstenwache. Den Mann, der in jeder Hinsicht das genaue Gegenteil seines Vaters war.

Nicht, dass Lewis sich keine Uhr gewünscht hätte. Das hatte er, mehr als alles andere! Aber sein Dad – sein echter Dad, wie er Robert regelmäßig erinnerte – hatte versprochen, ihm eine zum Geburtstag zu schenken. Also brauchte er die von Robert nicht. Als er das Geschenk zurückgab, war seine Mom stinksauer gewesen. Aber sein Stiefvater hatte die Uhr einfach auf seinen Schreibtisch gelegt und Lewis gesagt, sie würde dort auf ihn warten, falls er sie doch eines Tages tragen wollte. Es war einfach unmöglich, Robert zu hassen. Und der Tag, an dem Lewis die Uhr tatsächlich tragen wollte, kam früher als gedacht.

Denn Lewis' Dad vergaß nicht nur, ihm eine Uhr zu schenken. Er vergaß den ganzen Geburtstag.

Es verging eine Woche, dann stibitzte Lewis sich die Uhr von Roberts Tisch. Seitdem hatte er sie jeden Tag getragen, und sein Stiefvater hatte die Geschichte nie kommentiert.

Als Lewis jetzt hier in Gogols Laden stand, fühlte er sich auf einmal schwach und hilflos. Die Uhr, die Erinnerungen, der Gedanke an seine Mom – all das weckte Heimweh in ihm. Heimweh nach seinem Zuhause, das so weit weg war. Am liebsten hätte er einfach geblinzelt und sich von diesem kleinen Raum hier in sein kleines Haus gebeamt.

»Lewis? Worauf wartest du, Sohnmann?«

Schweigend streifte Lewis die Uhr ab und legte sie auf den Tresen. Es fühlte sich an, als habe er eine Eisenklammer um die Brust. Er wollte zurück zu seiner Mom und Robert und seinem triefnasigen, käsemiefigen kleinen Bruder. Sein Vater versuchte, ihn zu umarmen, aber Lewis schüttelte seinen Arm ab und wich zurück.

Gogol fasste die Uhr wie mit Samthandschuhen an und bewunderte das Uhrwerk mit den winzigen Rädchen. »Ich nehme das Gerät«, sagte er und sackte mit einer dreckstarrenden Hand die Münzen ein, »und das Gold.«

»Das ist unfair!«, sagte Kaya. »Ich habe nie gesagt...«

»Das Gold ist für die Miete«, erwiderte Gogol. »Aber ich bin sicher, dass deine Freunde auf eurem Weg zu mir einige Aufmerksamkeit erregt haben. Hier in Akrios bleibt nichts unbemerkt. Man wird Fragen über euch stellen. Die Uhr sorgt dafür, dass ich diese Fragen nicht beantworte.«

Gogol bedeutete ihnen, um den Tresen heranzukommen, und führte sie durch ein vollgestopftes Hinterzimmer in eine Art Werkstatt. Sechs verschiedene Fahrzeuge standen darin herum. Sie waren oval und anders als die Aerodrifter oder die altmodischen Automobile, die Lewis aus Büchern kannte. Keins von ihnen hatte ein Dach. Sie erinnerten Lewis eher an metallene Schlauchboote als an die Fortbewegungsmittel einer hoch entwickelten Kultur wie Atlantis. Bei einem war die Motorhaube hochgeklappt, bei einem anderen fehlte die Windschutzscheibe. Und alle waren verrostet und verbeult.

Der Rost. Die Dellen. Zum ersten Mal seit dem Tsunami dachte Lewis an den armen Fred. Der Aerodrifter konnte die Wucht der Welle nicht überlebt haben. Ach, Fred. Er war einer von den Guten gewesen. Und seine Witze gar nicht so schlecht, zumindest für ein Auto.

»Funktionieren die überhaupt?«, fragte Kaya.

Der Händler gab eine Reihe von kurzen, abgehackten Pfiffen von sich. In einer der Schrottschüsseln begann ein Motor zu surren. Das Fahrzeug schüttelte sich, dann hob es schwankend ab, erreichte aber keine zehn Zentimeter Höhe, ehe es wieder auf den Boden krachte. Gogol runzelte die Stirn. »Vor ein paar Tagen hat es noch tadellos funktioniert.«

»Na toll«, sagte Kaya. »Der Laden hier ist ja die totale Mülldeponie.«

»Mülldeponien sind das Paradies«, sagte Hanna. »Darf ich mich umsehen?«

Gogol zuckte mit den Achseln. »Mach nur. Aber wenn was kaputtgeht, musst du es bezahlen.«

»Der Großteil der Sachen hier *ist* längst kaputt«, bemerkte Kaya.

»Das ist absolut unwahr«, protestierte Gogol, hob eine Todestrompete auf und feuerte sie auf die Wand ab. Nichts passierte. »Na gut, vielleicht ist doch was dran.«

Hanna streckte die Hand aus, und Gogol ließ die kaputte Trompete hineinfallen. Sie drehte sie und begutachtete sie eingehend von allen Seiten. »Ich spar mir die Mühe zu fragen, wie sie funktioniert, weil niemand hier irgendwas über eure Technologie zu wissen scheint.«

»Oh, aber ich weiß, wie man sie *repariert*«, erwiderte Gogol.

Hannas Stimmung verbesserte sich schlagartig. »Echt? Zeigen Sie es mir?«

Na toll. Wollte sie sich jetzt etwa mit diesem zwielichtigen atlantischen Mechaniker anfreunden?

Kaya hatte im Gegensatz zu Hanna gerade nur Augen für Lewis. »Wieso tanzt du?«, fragte sie.

Dabei tanzte er gar nicht. Sein Vater begriff sofort, was es mit seinem Gezappel auf sich hatte. »Er muss mal... Na ja, du weißt schon.«

Gogol piffte erneut, diesmal eine kleine Melodie. Daraufhin schwang eine Tür auf, und Lewis verschwand dahinter.

Als er wiederkam, begutachteten sein Dad und Kaya immer noch die Fahrzeuge, und Gogol zeigte Hanna, wie man die Trompete reparierte.

»Das ganze Gold für so eine Schrottkarre?«, fragte Kaya, während sie sich umsah.

»Tja, nach einem fairen Deal sieht das nicht unbedingt aus«, bestätigte sein Dad.

»Das sind alles ganz wunderbare Cruiser!«, protestierte Gogol. »Unverwüstlich und elegant.«

Er trat leicht gegen eins der Fahrzeuge, woraufhin die Tür abfiel und klappernd auf den Steinboden krachte.

»Wahrhaft makelloser Zustand«, bemerkte Hanna.

»Sind das Autos oder Boote?«, fragte Lewis.

»Beides«, antwortete Hanna. Sie saß auf dem Boden und werkelte an der kaputten Trompete herum. »Wow«, sagte sie dann und wies auf einen Gerätehaufen voller verrosteter und verbeulter Metallstücke und ölverschmierter Bauteile in der Ecke. »Was ist das alles?«

»Müll«, sagte Gogol.

Hanna kniete sich davor und begann zu wühlen. Für Lewis sah der Haufen aus, als hätte ein Raumschiff seine Innereien ausgekotzt. Hanna dagegen bewunderte ehrfurchtsvoll jedes einzelne Teil. Lewis' Dad stand daneben und machte Fotos mit seinem X-Pad. Mit der anderen Hand kratzte er sich den Nacken an der Stelle, an der Naxos ihm den Tracker verpasst hatte.

Hanna schnappte sich einen Würfel, aus dessen Rückseite Drähte baumelten. »Und was ist das?«

»Eine Verbindung zwischen Cruiser und SoundScape. So kann man sich beim Fahren Musik und Geschichten anhören«, erklärte Kaya. »Wenn es funktioniert.«

»Also eine Art Radio«, sagte Hanna. »Darf ich es mitnehmen?«

»Ich kann es dir verkaufen, kostet nur ein paar G...«

»Für das Gold, das du mir gerade abgeknöpft hast, kann sie so viel Müll mitnehmen, wie sie will«, blaffte Kaya.

»Schon gut, schon gut«, brummte Gogol.

Hanna bat darum, Kayas Rucksack benutzen zu dürfen, der nur halb voll war, und Kaya warf ihn ihr zu. Hanna hielt in der einen Hand eine Art Metallstab und in der anderen ein Stoffetui. »Cool, ein Werkzeugset!«

Strahlend wühlte sie weiter in dem Haufen herum, während Kaya wieder die Fahrzeuge in Augenschein nahm. Sie ging von einem zum anderen, untersuchte die Kabinen, kniete sich hin und sah sich die Unterböden an. Je länger sie das machte, desto mehr wirkte sie allerdings wie jemand, der so tat, als hätte er Ahnung, obwohl er in Wahrheit keinen blassen Schimmer hatte. Am Ende legte sie die Hand auf die Motorhaube eines niedrigen, breiten Cruisers. »Wir nehmen den hier.«

»Tut mir leid, der geht nicht«, sagte Gogol und zeigte auf eine Rostlaube in der Ecke. »Der hier ist genau das Richtige für euch.«

Das Fahrzeug hatte zwei breite Sitzbänke, die beide nach vorn gerichtet waren, und eine Windschutzscheibe, aber kein Dach. Eine Seite war zerknüllt wie Alufolie. Lewis fragte sich, wie solche Dellen wohl entstanden. Er stellte sich Dutzende Gnome vor, die winzige Hämmer schwangen und freudig auf das Metall eindroschen. Dabei sangen sie fröhliche Lieder über ihre Zerstörungswut.

*Erst schrotten wir die Türen,
auch die Reifen soll'n uns spüren,
dann hämmern wir die Haube klein,
so schön kann Gnomenarbeit sein.*

Und nach der ganzen Singerei aßen sie bestimmt ein paar Törtchen.

Lewis' Dad rüttelte ihn sanft und katapultierte ihn damit ins Hier und Jetzt zurück. »Lewis, bist du noch da?«, flüsterte er.

»Na klar.« Die Gnomen und ihr Lied erwähnte er besser nicht.

Hanna stand mit dem Rucksack voll Werkzeug und Schrott über der Schulter vor dem Fahrzeug, das Gogol für sie ausgewählt hatte. »Das Ding sieht nicht so aus, also ob es überhaupt startet.«

»Hat es Anti-Schwerkraft-Antrieb?«, fragte Kaya.

»Anti-Schwerkraft-Antrieb?«, hakte der Professor nach. »Ist es das, wonach es klingt?«

»Erzähle ich Ihnen später«, sagte Hanna.

»Es hat einen, aber er hält nicht sonderlich lang. Vor allem nicht, wenn ihr den da mitnehmt«, sagte Gogol und wies auf Lewis' Dad. »Bei so einem Gewicht hält er keine fünf Minuten. Aber keine Sorge, nach Atlantica schweben solltet ihr nämlich sowieso nicht. Außer ihr wollt unbedingt auffallen. Am besten benutzt ihr die Wasserstraßen. Der Kleine hier schwimmt hervorragend. Er ist mein sicherstes Fahrzeug und schneller, als er aussieht.«

»Wir nehmen ihn«, verkündete Kaya. »Beschreibst du uns den Weg nach Atlantica?«

Gogol nickte. »Klar, kein Problem. In diesen Tunneln hier verfranst man sich besser nicht.«

Während Kaya und Hanna auf die Vorderbank sprangen, lief Gogol zu einer der großen, garagentorähnlichen Türen in der Höhlenwand. Er piffte eine Melodie, die er bislang noch nicht verwendet hatte, und die Metalltür rollte nach oben. Auf der anderen Seite rauschte ein unterirdischer Fluss vorbei.

Lewis' Dad flüsterte in sein X-Pad: »Sie steuern ihre Geräte über Pfeifgeräusche. Neue Kapitelidee: Atlantis als akustische Gesellschaft. Alles wird per Klang kontrolliert. Weitere Nachforschungen folgen.«

Das Wasser roch wie ein alter, nasser Schuh. Lewis bedeckte sich Nase und Mund mit seinem Hemd, aber der stinkende Lumpen, den er dem Mann am Dock ausgezogen hatte, war noch schlimmer. Er ließ den Stoff wieder sinken und atmete tief durch. Im Vergleich erinnerte der Fluss dann doch an eine frische Meeresbrise.

Sein Vater wand sich kaum merklich und kratzte sich erneut im Nacken. Der Motor des Cruisers surrte los. Das Geräusch war weder das Röhren eines altmodischen Autos noch das Summen eines batteriebetriebenen Aerodrifters. Eher ein eintöniges, fast schon angenehmes Sirren. Unter Gogols prüfendem Blick legte Kaya die Hände flach auf zwei Tablets in der Konsole, und plötzlich schwebte das Fahrzeug eine Handbreit über dem Boden.

»Unglaublich«, flüsterte Lewis' Dad.

Hanna beugte sich aus dem Fahrzeug und starrte nach unten, Lewis' Vater kroch auf allen vieren über den Boden und wedelte mit dem Arm unter dem Cruiser herum, als er warte er, auf irgendeine unsichtbare Stütze zu stoßen. Dann sprach er wieder mit seinem X-Pad. »Sie haben die Schwerkraft besiegt. Die Schwerkraft! Absolut unglaublich. Ganz abgesehen davon, dass diese Entdeckung meine Theorie über die Entstehung der Tsunamiwellen stützt.« Er brach ab und musterte Gogol, der nun endgültig verwirrt wirkte. »Weitere Kapitelidee: Die Schwerkrafttechnologie von Atlantis.«

»Seid ihr sicher, dass ihr aus dem Abgrund stammt?«, fragte Gogol.

»Ich warte immer noch auf die Wegbeschreibung«, blaffte Kaya.

Er nickte und schnappte sich ein Tablet. »Stimmt, da war ja was.«

Ein lautes Klingeln ertönte. Gogol und Kaya drehten sich zu der Tür um, die nach vorn in den Verkaufsraum führte.

»Was war das?«, fragte Hanna.

»Wahrscheinlich nur ein Kunde«, sagte Gogol. »Der muss warten.«

Kaya deutete auf sein Tablet. »Was ist jetzt mit der Wegbeschreibung?«

Die Tür zum Verkaufsraum bebte in den Angeln, als jemand versuchte, sie von außen aufzuzerren. Gogol griff nach der Waffe an seinem Gürtel. »Normalerweise versuchen meine Kunden nicht, Türen aufzubrechen«, sagte er. »Erwartet ihr jemanden?«

»Vielleicht ist das ja Naxos«, überlegte Hanna. »Er meinte doch, dass er versuchen will nachzukommen.«

Kaya wies auf Lewis' Dad. »Wieso kratzt du dich ständig im Nacken?«

»Irgendwie juckt er.«

Sie schnappte nach Luft. »Er hat uns reingelegt!«

»Was?«, fragte Lewis. »Wer?«

»Naxos! Der Tracker ... der war gar nicht für ihn gedacht, sondern für die Vernichter!«

Gogol wurde noch blasser, als er sowieso schon war. »Ihr werdet von den Vernichtern verfolgt?«

Ohne die Antwort abzuwarten, flitzte er zu dem flachen Cruiser, den Kaya sich anfangs ausgesucht hatte. Er wollte über die Seite hineinspringen, blieb aber mit dem Bauch hängen und plumpste über die Tür auf den Beifahrersitz, was echt witzig gewesen wäre, hätte man ihm die blanke Angst nicht so deutlich angesehen. Gogol rutschte auf den Fahrersitz und schaltete den Motor ein.

Den Motor, der angeblich kaputt war.

Das Fahrzeug hob ohne Mucken ab. Gogol stand der Schweiß auf der Stirn.

»Aber du hast gesagt, der funktioniert nicht!«, rief Kaya.

»Und du hast gesagt, die drei sind aus dem Abgrund«, antwortete er.

Dann zuckte er mit den Achseln und schoss auf den Tunnel-
eingang zu. Lewis konnte gerade noch beiseitespringen, dann
verschwand Gogol in der Dunkelheit über dem Fluss.

»So viel zum Thema Wegbeschreibung«, bemerkte Hanna.

Panisch klopfte Kaya mit der flachen Hand auf die Konsole. »Los, einsteigen!«

Lewis kletterte zuerst in den Cruiser, aber als sein Dad hinterherkam, krachte das Fahrzeug auf den Boden zurück.

Der Cruiser sirrte lauter und lauter, aber er schaffte es nicht wieder in die Luft.

»Wir sind zu schwer!«, schrie Kaya. »Der Antrieb ist nicht stark genug! Wir müssen unbedingt Gewicht loswerden!«

Lewis schmiss sein verschwitztes Kopftuch auf den Boden. »Besser?«

»Nicht dein Ernst, oder?«, fragte Hanna.

»Wir müssen weg hier!«, drängte Kaya.

Ja, das wusste er doch. Sie alle wussten das. Aber wie sollten sie auf die Schnelle genügend Gewicht loswerden?

»Wir trennen uns auf keinen Fall!«, stieß Hanna bestimmt hervor.

»Das müssen wir auch nicht«, versicherte Kaya. »Wenn einer von uns aussteigt, kann er den Cruiser ins Wasser schieben und dann reinspringen.«

»Das erledige ich«, bot Lewis' Dad an.

Kaum war er ausgestiegen, hob das Fahrzeug wieder ab. Lewis' Dad schob, und der Cruiser schwebte durch die Öffnung in der Wand.

Die Tür zum Verkaufsraum wackelte in den Angeln.

Kaya klopfte immer noch auf die Konsole. »Schneller! Schneller!«

»Der Cruiser ist bemerkenswert schnell und leicht«, sagte Lewis' Vater. »Ich gehe davon aus, dass diese Fahrzeuge außer-

gewöhnlich wenig Schubkraft benötigen.« Er hob sein X-Pad an den Mund. »Notiz: Dynamik der Anti-Schwerkraft-Antriebe untersuchen.«

Selbst jetzt arbeitete er an seinem Tagebuch? Ernsthaft?

Endlich befand sich der Cruiser über dem Fluss. »Rein mit Ihnen, Professor!«, rief Hanna.

Aber Lewis' Dad hob einen Finger. Eine Notiz noch. Er musste unbedingt noch diese eine Notiz machen. Eine Hand am Cruiser, stand er am Ufer des unterirdischen Flusses und diktierte irgendwelche Beobachtungen über den Anti-Schwerkraft-Antrieb in sein X-Pad, während ihm das Wasser schon über die Stiefel rauschte. Am liebsten hätte Lewis dieses bescheuerte Ding in den Fluss geschmissen. Nein, das reichte nicht. Vorher wollte er es unter einem Felsblock zermalmen. Oder es den hammerschwingenden Gnomen geben und ihnen sagen, dass sie sich so richtig austoben sollten. Sein Dad sprach immer noch in das Gerät, als die Tür krachend nachgab und auf den Boden polterte.

Eine Gruppe von Männern und Frauen mit gezückten Todestrompeten und fürchterlichen Flöten stürmte hindurch.

Die Vernichter hatten sie gefunden.

»Angreifer!«, brüllte eine der Frauen.

Einer der Vernichter schoss mit erhobener Trompete durch den Raum. Sein Kahlkopf schimmerte im blassen Licht, und seine riesigen Atlanter-Augen waren grau. Von seinem Kinn hing ein dichtes Gewirr aus grünem Haar, und seine schiefen Zähne waren schwarz-braun. Lewis beobachtete, wie sich sein Finger um den Abzug der Todestrompete spannte.

Der Vernichter drückte ab.

Das einzige Hindernis zwischen dem Cruiser und der Waffe war Lewis' Dad.

Lewis hörte sich selbst erstickt aufschreien. Dann klatschte sein Vater bäuchlings auf den Boden.

Kaya drückte aufs Gas, und das Schiff schoss davon in die Dunkelheit.

© Edel Kids Books



FREUNDE ODER MONSTER

Das Wasser rauschte durch den Tunnel, der sich immer wieder verzweigte und krümmte. Sie hatten den Anti-Schwerkraft-Antrieb kurz eingeschaltet, doch er hatte bereits wieder versagt. Nun war der Cruiser nur noch ein Floß, und Kaya donnerte immer wieder gegen die Tunnelwand, weil sie erst langsam ein Gefühl für die Lenkung bekam. Bei jeder Abzweigung bog sie blind nach rechts oder links ab, ohne eine Ahnung zu haben, wo sie überhaupt hinwollte. Über den richtigen Weg würde sie sich später Gedanken machen. Sobald sie die Vernichter abgehängt hatten. Jetzt kam es vor allem darauf an, auf Anzeichen zu achten, dass ihnen jemand folgte.

Allerdings bestand eigentlich keine Chance, dass die Vernichter sie aufspürten. Dafür hatte sie viel zu viele Abzweigungen genommen. Lewis hielt ebenfalls Ausschau, aber vielleicht hoffte er auch einfach nur, seinen Vater zu sehen. Als die Schallwaffe den armen Riesen ausgeschaltet hatte, war Kaya einfach aufs Gas gestiegen. Lewis und Hanna hatten sie angebrüllt, sie solle umkehren. Aber Kayas Entscheidung war die einzig richtige gewesen. Wenn sie versucht hätten, den Professor in den Cruiser zu zerren, hätten die Vernichter sie am Ende alle erwischt. Und dann?

Kaya hatte den Mann mit dem Gewehr und die Frau, die die Sonnenmenschen als Angreifer bezeichnet hatte, wiedererkannt. Sie gehörten beide zu der Truppe, die Elidas Vorführung im Theater gestürmt hatte. Was bewies, dass sie Vernichter waren – normale Polizisten arbeiteten nicht gleichzeitig in Akrios und in Atlantica. Hätte sie versucht, dem Professor zu helfen, wären sie alle festgenommen worden. So hatten sie immerhin eine Chance. Ihr Vater konnte ihnen helfen, vielleicht auch ihre Großmutter. Oder Rians Eltern.

Die Sonnenmenschen hätten ihr dankbar sein müssen. Sie hatte ihnen das Leben gerettet! Wobei ihr natürlich klar war, dass sie an Lewis' Stelle genauso wütend gewesen wäre wie er.

Trotzdem.

Sie fuhren eine ganze Weile lang schweigend dahin, ehe Lewis etwas sagte. Zum Glück ging es dabei nicht um seinen Vater. »Wer sind diese Vernichter eigentlich?

Sie war erleichtert, dass sie sich nicht mehr anschwiegen, und erzählte Lewis alles, was sie wusste. Dass die Vernichter im Geheimen arbeiteten und sich nie zu erkennen gaben. Keine Uniformen, keinen Geheimgruß, keine Gruppentätowierung. Lewis fragte, ob sie vielleicht besondere Hüte hatten. Aber auch das konnte sie verneinen. »Jeder, dem ihr begegnet – egal wo, egal wann –, könnte einer von ihnen sein«, fügte sie hinzu. »Ich habe Geschichten gehört, dass sie sich Leute von der Straße schnappen. Ohne Grund! Und danach hört nie wieder jemand was von ihnen. *Puff!* sind sie weg. Einfach so.«

»Bist du sicher, dass dein Vater uns helfen kann, den Professor zu finden?«, fragte Hanna.

Nein, war sie nicht. Aber eins wusste sie: »Er wird es versuchen.«

Ihr Dad kannte Leute. Wichtige Leute. Daran konnten auch die Vernichter nichts ändern. Er würde den Professor finden und in Sicherheit bringen. Er würde die Sonnenmenschen wieder zusammenführen und dafür sorgen, dass sie wie Ehrengäste behandelt wurden, nicht wie Kriminelle. Und die Sonnenmenschen würden endlich erkennen, wie schön Atlantis war. So jedenfalls stellte Kaya sich das vor. War sie naiv?

Würden die Sonnenmenschen in Atlantis jemals sicher sein?

Ein bisschen war auch Gogol an ihrer Lage schuld. Er hätte den Professor in seinem Cruiser mitnehmen können. Dann wären sie alle entkommen! Und Naxos hatte ebenfalls Dreck am Stecken. Er hatte sie verraten! Wenn auch nur einer der beiden begriffen hätte, was für ein kolossal wichtiges Ereignis die Ankunft der Sonnenmenschen war, wären sie jetzt nicht auf der Flucht vor den Vernichtern. Kaya selbst hatte nur einen Fehler begangen: diesen verlogenen Feiglingen zu vertrauen.

Hanna legte die Hand auf Kayas geballte Faust.

Der Tunnel wurde schmaler. Die Luft war warm und feucht, und Hanna begann, Fragen über die Bauweise des Höhlensystems zu stellen. Aber Kaya war die Lust auf Reden vergangen. Sie wollte nur noch Strecke machen. So viel wie möglich.

Jedes Mal, wenn sie um eine Kurve fuhren oder sich eine Abzweigung auftat, befürchtete ein Teil von ihr, die Vernichter würden dahinter auf sie warten. Sie hasste sich dafür, dass sie solche Angst hatte.

Hanna beschäftigte sich damit, den Schrott durchzusehen, den sie aus Gogols Werkstatt mitgenommen hatte.

»Was machst du da?«, fragte Kaya.

»Tüfteln«, erwiderte Hanna und hielt den defekten Sonic-Blaster hoch. »Sollten wir diese Vernichter wiedersehen, wäre es ganz schön, wenn wir uns verteidigen könnten.«

»Ich hab schon so einen«, bemerkte Kaya.

»Zwei sind besser als einer«, entgegnete Hanna.

Lewis beugte sich vor. »Wo sind wir überhaupt?«

»Weißt du noch, was ich euch vorhin darüber erzählt habe, dass nachts Wasser durch die Straßen gespült wird?«, fragte Kaya. »Es kommt aus diesen Tunneln hier. Die gibt es unter allen Städten in Atlantis.«

Erneutes Schweigen. Dann schnaubte Lewis leise.

»Was?«, fragte Hanna.

»Na ja, wir fahren durch die Kanalisation«, erklärte er.

Hanna wischte sich ein paar Wassertropfen vom Unterarm. »Jupp«, sagte sie. Dann senkte sie die Stimme und machte den Professor nach. »In Atlantis!«

Ein Lächeln erschien auf Lewis' Gesicht, das bis jetzt wie versteinert gewesen war. »Ziemlich gut getroffen.«

Jetzt hielt Hanna sich das Handgelenk unters Kinn, als würde sie in ein Gerät sprechen. »Das Licht ist fahl, doch unsere Führerin scheint das nicht zu beeinträchtigen«, fuhr sie mit derselben tiefen Stimme fort. »Ihre großen Augen haben sich vollständig an die Lichtverhältnisse angepasst. Die Welt, die sie sieht – die Welt, die wir sehen! –, ist von schockierender Schönheit. Die Wände sind tiefend nass. Während wir

vorbeifahren, glitzern winzige Kristalle im Gestein auf. Die Luft ist heiß und so diesig wie im Regenwald.«

Lewis lachte sich kaputt, und auch Kaya musste grinsen. Obwohl sie nicht verstand, was Hanna mit großen Augen meinte. Kayas Augen waren ganz normal, sogar eher klein. Die Sonnenmenschen waren doch die mit den seltsamen Augen! Und besonders warm war es hier auch nicht. Was würden die beiden erst sagen, wenn sie an einem Belüftungsschacht vorbeikamen? Das war echte Hitze! Wenn man den Dingen zu nahe kam, versengte man sich halb die Augenbrauen.

Vor ihnen teilte sich der unterirdische Fluss erneut. Kaya lenkte den Cruiser nach rechts.

»Deinem Dad passiert schon nichts, Lewis«, sagte Hanna, diesmal mit ihrer normalen Stimme. »Er ist einer der klügsten Menschen, die ich kenne. Das wird schon.«

»Ich weiß«, sagte Lewis. »Ich weiß doch.«

Die Stimmung im Cruiser besserte sich nach und nach, und endlich konnte Kaya etwas entspannen. Was sie jetzt brauchten, war Musik. Zum Glück funktionierte die Anlage in der alten Rostlaube noch. Sie stellte die Regler in der Armatur ein und übersprang ein paar Sender, auf denen nur Geschichten erzählt und altmodische Songs gespielt wurden.

»Ist das dieses Radio-Dings, von dem du vorhin erzählt hast?«, fragte Hanna und hielt den Würfel hoch, den sie aus dem Schrotthaufen gerettet hatte.

»Eine SoundScape«, antwortete Kaya. Der erste aktuelle Song, den sie fand, stammte natürlich von den Narwalen.

Rasch suchte sie den nächsten Sender, auf dem ein Lied gespielt wurde, das sie mochte.

»Gefällt's euch?«, fragte sie.

»Den gerade fand ich besser«, sagte Lewis.

Was auch sonst? Dass er keinen Geschmack hatte, war ihr ja schon aufgefallen.

Das Wasser rauschte weiter unter ihnen dahin, und Hanna ging dazu über, die Knöpfe und Regler in der Armatur zu untersuchen und zu fragen, was welche Funktion erfüllte. »Wo ist der Anti-Schwerkraft-Antrieb?«, fragte sie. »Ich könnte ja wenigstens versuchen, ihn zu reparieren.«

»Du weißt doch erst seit fünf Minuten, dass es so was wie Anti-Schwerkraft-Antriebe überhaupt gibt«, warf Lewis ein. »Und jetzt willst du einen reparieren?«

Hanna zuckte die Achseln. »Wieso nicht?«

Kaya bewunderte ihr Selbstvertrauen. Die Sonnenmenschen beobachteten genau, wie Kaya ihre Handfläche auf eins der Tablets in der Armatur legte. Hanna beugte sich sogar vor und sah mit schief gelegtem Kopf zu, wie sich die winzigen Balken auf dem Display hoben und senkten.

»Was machst du da?«, fragte Hanna.

War das nicht offensichtlich? »Ich lese.« Die Bedienungsanleitung für den Cruiser war in einem der Tablets gespeichert, und Kaya überflog den Text auf der Suche nach der Stelle, die erklärte, wo der Antrieb eingebaut war. »Lest ihr denn anders?«

»Ja, mit den Augen«, sagte Hanna.

»Das machen wir auch manchmal«, erwiderte Kaya. »Aber so geht es besser.«

Inzwischen brauchte sie nicht mehr zu lenken, denn der Cruiser folgte ruhig dem Wasser. Also kletterte Kaya auf die Rückbank und klappte entsprechend der Bedienungsanleitung einen der Rücksitze hoch, unter dem ein viereckiges Gerät zum Vorschein kam, das ungefähr so groß war wie ihr Unterarm. Schläuche führten in alle vier Ecken des Cruisers, und in der Mitte befand sich eine einzelne, kreisförmige Klappe. »Hier hast du deinen Anti-Schwerkraft-Antrieb, Hanna«, sagte Kaya.

Hanna tauschte Platz mit Lewis, dann schraubte sie die Klappe mithilfe eines ihrer neuen Werkzeuge ab. »Er ist wunderschön«, flüsterte sie andächtig.

Dieses Wort wäre Kaya in dem Zusammenhang nie eingefallen. Wasserstraßen und Pools konnten schön sein, oder die schimmernden Gebäude in Atlantis. Aber ein Motor? Das Sonnenmädchen allerdings wirkte wie verzaubert, als es ehrfürchtig jedes Bauteil einzeln begutachtete. Hanna holte weitere Werkzeuge hervor und baute Teil für Teil ab, untersuchte jedes einzelne von allen Seiten und schraubte es dann wieder fest. Dabei führte sie leise, abgehackte Selbstgespräche. »Warum ist das denn ... Oh! ... Aber ich verstehe nicht ... Ach so, na klar! ... so was noch nicht gesehen ... Aha! ... Und wieso ...«

»Bist du sicher, dass du weißt, was du da machst?«, fragte Lewis.

»Nö«, gab Hanna zu. »Aber ich lerne.«

»Und schließlich kann sie nichts kaputtmachen, was vorher schon kaputt war«, fügte Kaya hinzu.

Lewis nickte, dann ließ er sich in seinem Sitz zurücksinken und gähnte. Er wirkte entspannter also vorhin. Ob er immer noch wütend auf sie war, weil sie seinen Dad nicht gerettet hatte? Sie hoffte, dass er ihre Entscheidung verstand.

Zumindest waren sie jetzt in Sicherheit. Es konnte ihnen unmöglich jemand gefolgt sein, so oft, wie sie abgebogen waren.

Vielleicht sogar zu oft?

Kaya musterte die tropfnassen Kristallwände. Die schummerigen blauen und grünen Lampen. Die Kurve, die der schmale Tunnel nahm. Auf einer Wasserstraße wie dieser war sie noch nie gefahren.

Hatten sie sich verfahren? Womöglich ein bisschen. Aber das würde sie den Sonnenmenschen garantiert nicht auf die Nase binden.

Sie fuhren über eine kleine Stufe, und Wasser spritzte in die Kabine. Lewis, der inzwischen auf der Vorderbank saß, umklammerte den Griff in der Seitenwand, aber Hanna blickte nicht einmal auf. »Hier«, sagte sie und hielt eine kleine Metallkugel hoch. »Halt mal.«

Kaya streckte die Hand nach hinten und nahm die Kugel. Sie war warm und unerwartet schwer. »Was ist das?«, fragte sie.

»Ich dachte, das kannst du mir vielleicht sagen«, antwortete Hanna.

Konnte sie natürlich nicht. Das Innenleben von Anti-Schwerkraft-Motoren zählte nicht unbedingt zu den Dingen, die man in Atlantis im Schulunterricht durchnahm.

»Vielleicht die Batterie?«, riet Lewis.

»Ich weiß ja nicht mal, ob dieses Ding hier überhaupt batteriebetrieben *ist*«, erwiderte Hanna, die immer noch vornübergebeugt dasaß. Jetzt streckte sie die Hand aus und wackelte auffordernd mit den Fingern. »Ich weiß nur, dass sich hier drinnen vier von diesen kleinen Kugeln befinden. Die anderen drei sitzen eins a, aber diese war ein bisschen locker. Und da habe ich das Werkzeug von Gogol benutzt, um ein paar andere Komponenten festzuschrauben, und...«

Sie wackelte weiter mit den Fingern. Ach so, ja, sie wollte bestimmt die Kugel zurück. Kaya reichte sie ihr, doch in diesem Augenblick machte der Tunnel einen scharfen Knick und warf sie in ihren Sitz zurück.

Dann wurden sie in einen gigantischen See gespuckt.

Hanna starrte Kaya an. »Sag jetzt nicht, du hast sie verloren.«

Doch zum Glück hielt Kaya die schwere Kugel noch in der Hand.

Als der Cruiser wieder ruhigere Fahrt aufnahm, reichte Kaya die Kugel vorsichtig an Hanna weiter. Lewis legte die Hände um den Mund und rief: »Echo!« Die Höhlenwände in der Ferne warfen seine Stimme vervielfacht zurück. »Wow«, sagte er dann und rümpfte die Nase. »Hier stinkt es aber ganz schön nach Klo. Wie groß ist dieser See? Und wo sind wir überhaupt?«

»Also«, begann Kaya und überlegte hastig, wie sie sich erklären sollte. »Ich weiß auf jeden Fall, dass wir in die richtige Richtung fahren, weil es zwischen Akrios und der Grenze von Atlantis keine weiteren Pools gibt.«

Der Junge musterte sie aufmerksam. Dann verzog er die Augen zu schmalen Schlitzen. »Du hast keine Ahnung, wo wir sind, stimmt's?«

Was glaubten die zwei eigentlich? Dass Kaya täglich vor irgendwelchen Geheimorganisationen flüchtete? Sie stand auf, um sich einen Überblick über die Wasserbewegungen zu verschaffen. In der Ferne stürzte an mehreren Stellen Wasser aus Tunneln hoch oben in den Wänden. Es mussten Dutzende Wasserfälle sein, alle in verschiedenen Höhen. Auch der See selbst hatte ein seltsames Strömungsmuster, das nicht nur durch die Wasserfälle entstand. Und Lewis hatte recht. Der Gestank war echt widerlich.

»Wir fahren im Kreis«, sagte Lewis. »Ein bisschen wie in einem riesigen Abfluss.«

Schlagartig wurde Kaya flau im Magen. Sie hielt sich an der Oberkante der Cruiser-Tür fest und starrte aufs Wasser hinaus.

Oh nein. Nein, nein, nein!

Sie waren in einem Filterbecken gelandet.

Diese Becken waren der Hauptgrund dafür, dass man den Kindern von Atlantis verbot, die Tunnel zu betreten. Wie hatte sie das vergessen können? Das gesamte Wasser von den Straßen landete in diesen riesigen Pools und wurde dann durch Filter gesogen, die mithilfe scharfer, rotierender Klingen groben Müll und selbst Steine zu Brei verarbeiteten.

Wenn sie keinen Weg hier rausfanden, würden sie ebenfalls als Brei enden. Das wäre das Ende der Sonnenmenschen. Und auch Kayas Ende.

»Was ist los?«, fragte Lewis.

Lügen hatte keinen Zweck. Hastig erklärte sie den beiden alles. Zumindest fast alles. Von den Klingen am Grund des Beckens brauchten sie nichts zu wissen. Vermutlich jagte ihnen die Vorstellung zu ertrinken schon genug Angst ein.

»Versuch es doch mal mit dem Anti-Schwerkraft-Antrieb«, schlug Hanna vor.

»Der ist kaputt.«

Hanna schnaubte. »Er *war* kaputt. Ich hab ihn repariert.«

Ernsthaft? Kaya setzte sich wieder hinters Steuer und aktivierte den Antrieb mit einem langen, schrillen Pfiff. Aber der Cruiser hob nicht ab. Sie hätte schwören können, dass er stattdessen noch ein bisschen tiefer absank. Das Sonnenmädchen schien weniger enttäuscht als entsetzt zu sein. Vermutlich war sie nicht daran gewöhnt, auch mal zu scheitern.

»Moment noch«, murmelte Hanna vor sich hin.

Der Cruiser näherte sich unaufhaltsam dem Zentrum des riesigen Abflusses.

»Was passiert, wenn wir da reingesogen werden?«, fragte Lewis.

Kaya antwortete nicht.

Ein kleines, quadratisches Metallstück prallte von der Innenseite der Windschutzscheibe ab, als Hanna es achtlos über ihre Schulter warf. Das Kinn in die Hand gestützt, starrte sie die Innereien des Antriebs an. Dann zuckte sie mit den Achseln und trat gegen einen der Schläuche. »Versuch es noch mal.«

Okay, ein zweiter Versuch also. Kaya blieb ja wohl kaum

eine Wahl. Sie pfiff erneut und überlegte dabei, wie weit sie wohl kommen würden, wenn sie versuchten, gegen die starke Strömung anzuschwimmen. Oder gab es hier vielleicht irgendwo ein Notsignal, das sie einschalten konnte, falls...

Der Cruiser befreite sich aus dem Griff der Schwerkraft und erhob sich aus dem Wasser.

Kaya und Lewis starrten Hanna an.

»Was?« Das Mädchen von oben zuckte mit den Achseln. »Ich hab euch doch gesagt, dass ich so ziemlich alles reparieren kann.«

Kaya hatte keine Ahnung, wie man in der Welt der Sonnenmenschen feierte. Sie selbst stand kurz auf und gab vor lauter Freude und Erleichterung einen wilden, rauen Schrei von sich. Hanna grinste und brach in Jubel aus, während Lewis... Tja, was Lewis machte, war Kaya ein Rätsel. Er stand auf dem Rücksitz, presste sich die Fäuste in die Rippen unter den Achselhöhlen, wackelte mit den Ellenbogen und dem Kinn und drehte sich dabei im Kreis. Kaya konnte nicht anders, sie musste lachen.

Aber gleich darauf konzentrierte sie sich wieder. Schließlich konnte niemand wissen, wie lange es diesmal dauern würde, bis der Antrieb sie erneut im Stich ließ. Prüfend ließ sie den Blick über die Wände gleiten, während der Cruiser immer höher stieg. Mindestens fünfzig Tunnel spuckten Wasser in den Pool, trotzdem fand sie schnell den richtigen. Denn es gab nur einen einzigen, aus dem kein Wasser floss. Wenn sie es bis dorthin schaffte, konnten sie so lange schweben, wie es der Antrieb erlaubte, und dann weiterlaufen. Dort drinnen würde

sie keine Angst haben müssen, dass die Strömung sie zurück in Richtung Filterbecken trieb. Ja, dachte sie, der Plan war gar nicht so schlecht.

Sie wies auf den Tunnelleingang. »Hinsetzen und festhalten, Leute!«

Der Junge klammerte sich an einem Griff in der Tür fest, Hanna an der Rückenlehne von Kayas Sitz.

Kaya regelte die Scheinwerfer hoch, und die riesige, nasse Höhlenwand wurde in blaues Licht getaucht. Schweigend beobachteten die Sonnenmenschen das Geschehen. Das Schmutzwasser aus den Tunneln stank faulig und so ranzig, dass Kaya würgen musste. Aber das Donnern und Grollen der Wassermassen, die in das Becken unter ihnen rauschten, war wunderschön, fast schon beruhigend. Sie schaltete die Schubdüse ein, und der Cruiser schoss so schnell los, dass die drei in die Sitze gedrückt wurden. Sie schrammten durch die Tunnelöffnung, dann trudelten sie langsam weiter.

Einen Augenblick lang sagte niemand ein Wort.

Dann sah Lewis sie an. »Hast du gerade die Augen zugekniffen?«, fragte er fassungslos.

»Ich bin so ein Ding auch noch nie gefahren«, beichtete Kaya.

Die Sonnenmenschen schwiegen. Hätte sie das lieber nicht verraten sollen?

Doch dann brach Hanna in Gelächter aus. »Langsam fang ich echt an, dich zu mögen, Kaya.«

ZU HAUSE

Nachdem das Mädchen aus Atlantis sie durch die Öffnung hoch über dem Becken manövriert hatte, schwebten sie Stunde um Stunde durch den dunklen, gewundenen Tunnel. Hier gab es keine Abzweigungen mehr, der einzige Weg führte geradeaus. Kaya hatte die Bedienungsanleitung gelesen und herausgefunden, dass das Fahrzeug über eine Autopilotfunktion verfügte, die sie nun einschaltete. Dann lehnte sie sich zurück und schloss die Augen. Irgendwann breitete auch Lewis sich auf der Rückbank aus und fiel in einen tiefen, traumlosen Schlaf. Als er aufwachte, schlief Hanna wie eine Tote, während Kaya gerade augenreißend erwachte. Lewis war schweißgebadet. Sein Haar und seine Kleider waren so nass, als sei er baden gewesen. Kaya dagegen schien die Hitze nichts anzuhaben. Allerdings waren ihre Sachen ja auch aus einem Material, das sofort trocknete.

Das Licht um sie herum wurde heller, als sie aus dem Tunnel in eine riesige, offene Höhle fuhren, in der mehrere Wasserbecken untergebracht waren. Hanna gähnte und streckte sich, dann kletterte sie auf die Rückbank, zog den kaputten Sonic-Blaster hervor und bastelte weiter daran herum. Lewis starrte sie an. »Was?«, fragte sie.

»Du hörst nie auf, oder?«

Sie hob die Hände und wackelte mit den Fingern. »Die brauchen Beschäftigung.«

»Wie lange hab ich geschlafen?«, fragte Lewis.

»Wir haben alle drei die Nacht durchgeschlafen«, erwiderte Kaya.

Hanna hielt inne und blickte zur Höhlendecke hoch. »Woher wisst ihr überhaupt, wann Tag und Nacht ist?«

Kaya tappte gegen einen ihrer Kopfhörer. »Die hier wissen alles.«

An einigen Stellen lag das Wasser ruhig und unbewegt da, an anderen kräuselte es sich. In der Ferne waren Leute zu sehen, manche in kleinen Booten, andere waren auf den steinernen Mauerchen zwischen den Becken unterwegs. Tropfen fielen von der Decke und platschten ins Wasser. Lewis legte den Kopf in den Nacken und versuchte, einen mit dem Mund aufzufangen. Keine sonderlich gute Idee, wie er feststellte, als er tatsächlich einen erwischte. Denn der schmeckte, als würde man an einem Stein lecken.

Er bemerkte, wie sich Kayas Gesichtsausdruck änderte, als in der Ferne ein helles Licht auftauchte.

»Du lächelst«, sagte er. »Sag bloß, du weißt endlich, wo wir sind.«

»Am Stadtrand von Atlantica. Meiner Stadt. Hier war ich schon mal bei einem Schulausflug.«

»Ihr macht Schulausflüge? Die haben Schulausflüge! In Atlantis!« Lewis stieß Hanna den Ellenbogen in die Seite, woraufhin sie versehentlich den Abzug des Blasters drückte.

In seinem Fuß explodierte ein seltsames Gefühl – wie ein brennendes, heftiges Summen. »Auaaaa!«

»Huch!«, sagte Hanna. »Schätze, ich hab das Ding repariert. Cool!«

»Cool? Das hat wehgetan!«

Vorsichtig legte sie den Blaster auf dem Sitz neben sich ab. »Tut mir leid. Alles okay?«

»Ihm geht's bestens. Das da verursacht nur Schmerzen, aber es schaltet einen nicht aus wie die anderen. Und bleibende Schäden hinterlässt es auch nicht.«

Sein Fuß kitzelte, aber das Gefühl kehrte schon langsam wieder zurück. Trotzdem hätte er sich über etwas mehr Mitgefühl gefreut. Selbst wenn es nur gespielt gewesen wäre.

Hanna beugte sich über die Seite des Cruisers und fragte: »Wo sind wir hier? Ist das wieder eine Aquafarm?«

Unter der Wasseroberfläche schwebten dicke Bündel gummiartiger Algen in der Strömung.

»Wir züchten Tausende verschiedene Arten von Seetang und Algen«, erklärte Kaya.

»Und dann esst ihr das Zeug?«, fragte Lewis.

Sie kramte in ihrer Tasche herum und zog einen Riegel in einer grünlichen Packung heraus, den sie Lewis reichte. »Gebacken, getrocknet, gebraten, gekocht ... Algen in allen Formen. Dieser Seegrasriegel hier enthält genügend Nährstoffe für einen ganzen Tag. Fischriegel sind genauso beliebt, aber ich hab keinen dabei.«

Lewis zögerte und schnüffelte an der Verpackung, aber seinem gierigen, verfressenen Magen war es gerade egal, was

man ihm vorsetzte. Er hätte auch an einem alten Turnschuh aus der Fundkiste in der Schule gekaut, wenn ihm jemand gesagt hätte, dass er satt machte. Also riss er die Verpackung auf und nahm einen Bissen. Der Riegel schmeckte nach Pappmaschee Lewis streckte die Zunge raus und versuchte, sich den Geschmack mit den Fingernägeln abzukratzen. »Bäh, ist das widerlich!«, rief er.

Hanna schnappte sich den Riegel und nahm einen kleinen Bissen. »Finde ich nicht. Er schmeckt eher ... gesund.«

»Eben! Echt eklig.«

Trotzdem riss er ihr den Riegel wieder aus den Händen und stopfte die Reste in sich hinein. Kaya warf ihm eine Flasche Wasser zu, dann wühlte sie erneut in ihrer Tasche herum und förderte einen zweiten Riegel für Hanna zutage. »Tut mir leid«, sagte sie. »Ich habe überhaupt nicht daran gedacht, dass ihr Hunger haben könntet. Was ich dabei habe, ist ein bisschen wenig für drei. Aber bald sind wir zu Hause, dann könnt ihr so viel essen, wie ihr wollt.«

Zu Hause. An sein eigenes Zuhause wollte Lewis lieber nicht denken. Ebenso wenig wie an seinen kleinen Bruder und seine Mom. Und am allerwenigsten wollte er an seinen Dad denken. Sein Vater lebte noch. Da war er ganz sicher. Wieso hätten ihm diese Vernichter-Leute auch was antun sollen? Bestimmt hatten sie Tausende Fragen. Und wie er seinen Dad kannte, würde er nichts lieber tun, als sie zu beantworten. Sobald er die Chance auf eine Unterhaltung mit den Atlantern witterte und ihnen vielleicht sogar seine Theorien erklären durfte, würde er einfach vergessen, dass sie mit einem Schall-

gewehr auf ihn geschossen hatten. Irgendwie würde er die Atlanter schon davon überzeugen, dass sie keine Angreifer waren. Bestimmt saßen sein Dad und die Vernichter gerade wie gute alte Freunde um einen Tisch und tranken dieses gegorene Seetang-Zeugs.

Eine niedrige Wand, durch deren Mitte ein Durchgang verlief, tauchte vor ihnen im Wasser auf. Auf der anderen Seite brodelte das Wasser an manchen Stellen, als würde es kochen. Lewis deutete darauf. »Was ist das?«

»Fische. Aber frag mich bloß nicht, was für welche. Wir haben auch Becken für Algen und Krebse, Muscheln und Hummer...«

»Ihr esst also nichts anderes als Algen und Fisch und so?«, murmelte Lewis. »Abgefahren.«

»Wieso?«, fragte Kaya. »Was esst ihr denn so?«

»Gemüse«, fing Hanna an aufzuzählen. »Getreide, Obst...«

»Und Schokolade«, fügte Lewis hinzu. »Gibt es in Atlantis Schokolade?«

Kaya schüttelte den Kopf.

»Wow, das ist echt traurig.«

»Und Fleisch essen wir auch«, schloss Hanna die Aufzählung.

»Was ist Fleisch?«

»Na ja, Hühner, Schweine, Ziegen, Kühe...«

Kaya wirkte verwirrt. Vielleicht gab es in ihrer Sprache keine Worte dafür. »Was ist das?«

Lewis beschrieb all die Landtiere, dann führte er seine beste Ziegennummer vor. Er hatte viel Übung darin, Nutztiere zu

imitieren. Seine Kuh war genial, und sein Schwein grenzte an Perfektion. Trotz seines meisterlichen Ententanzes bekam er andere Vögel wie Hühner seltsamerweise aber nicht so gut hin.

»Deine Ziege ist echt mies«, verkündete Hanna.

Dann meckerte sie selbst ein paar Mal. Leider war sie gut. Megagut sogar. Er wollte sie unbedingt schlagen, und so saßen sie bald beide um die Wette meckernd im Cruiser.

Irgendwann beruhigten sich ihre inneren Ziegen, und der Cruiser glitt weiter über ein großes Becken mit spiegelglatter Wasseroberfläche. Lewis wischte sich den Schweiß von der Stirn, strich sich das Haar zurück und zeigte nach unten. »Und was ist da drin?«

»Das ist ein Brauchbecken«, erklärte Kaya. »Es bleibt einige Monate leer und wird gereinigt, dann dürfen Pflanzen und Fische einziehen, und das nächste Becken wird gereinigt.«

»Dann ist das Wasser da drinnen also sauber?«

»Absolut.«

»Keine fußfressenden Riesenfische?«

»Nicht einer.«

»Lewis«, sagte Hanna. »Nicht!«

Aber es war zu spät. Er hatte sich schon über den Rand des Cruisers in die Fluten gestürzt. Aus reiner Bescheidenheit gab er sich für seine Arschbombe selbst eine Neuneinhalb, auch wenn es in Wahrheit eine ziemlich klare Zehn gewesen war. Das Wasser war kühl, aber nicht kalt und machte ihn schlagartig hellwach. »Das Wasser ist genau richtig!«, rief er, als er wieder an die Oberfläche kam.

Der Cruiser sank langsam ab und kam ohne einen Spritzer

auf der Wasseroberfläche zum Halt. Noch im selben Augenblick sprang Kaya über die Seite ins Wasser. Bei Hanna musste er etwas mehr Überzeugungsarbeit leisten, aber am Ende gesellte sie sich auch dazu, schwamm an den Beckenrand und stützte sich auf die Steinwand hoch. Mit ins Wasser baumelnden Beinen saß sie da. »Macht ihr ein Wettschwimmen?«, fragte sie.

Er wusste, dass er besser Nein sagen sollte. Das Atlantis-Mädchen schwamm wie ein Delfin! Sie würde ihn gnadenlos fertigmachen.

»Auf geht's!«, sagte er.

»Hin und zurück?«, schlug Kaya vor.

Die andere Beckenseite war absurd weit weg. »Kommt nicht infrage! Einfach nur hin.«

»Wie du willst«, sagte Kaya.

Er hing auf Hannas anderer Seite mit einer Hand am Beckenrand. Hanna beugte sich vor und flüsterte: »Ich will dich ja nicht unter Druck setzen, aber das hier ist das erste Wettschwimmen zwischen einem Sonnenmenschen und einem Atlanter. Nur dass du's weißt.«

»Stimmt«, sagte er. »Lass uns noch kurz warten und Luft schnappen, ja?«

Kaya nickte zustimmend, und er ließ sich fallen und stieß sich unter Wasser von der Wand ab.

Klar war das gemogelt, aber Kaya stammte aus Atlantis! Einen kleinen Vorsprung hatte er sich unter diesen Umständen verdient. Er tauchte auf und kraulte los. Wahnsinnig schnell, wie er fand.

Aber nicht schnell genug. Er hatte keine Schwimmbrille auf und sah deswegen nur verschwommen, aber das Wasser war so klar, dass er trotzdem erkennen konnte, wie Kaya unter ihm hinwegtauchte. Sie schwamm ein bis zwei Körperlängen unter der Wasseroberfläche mit über dem Kopf zusammengespreizten Händen und machte dabei delfinartige Bewegungen.

Nächstes Mal würde er Schwimmflossen anziehen.

Als Lewis schließlich die andere Beckenseite erreichte, hatte Kaya sich bereits ausgeruht.

»Meine eigentliche Stärke ist Langstrecke«, log er. »In einem größeren Becken wäre ich schneller gewesen als du.«

Als sie wieder in den Cruiser geklettert waren, schwebten sie über die Becken hinweg und in einen hell erleuchteten Tunnel voller anderer Fahrzeuge. Sie setzten auf dem Wasser auf und reihten sich in den Verkehrsfluss ein. Kaya erinnerte Lewis und Hanna daran, sich zu ducken. Hanna beschwerte sich, dass Lewis roch wie die Achselhöhle eines Bären nach dem Winterschlaf. Er erwiderte, sie würde stinken wie die verkrusteten Furchen hinter den Ohren vom Bär. Obwohl er gar nicht sicher war, ob Bären überhaupt solche Furchen hatten. Eigentlich kannte er die nur von Michael. Trotzdem fand er seine Antwort ziemlich schlagfertig.

Am Stadtrand schaltete Kaya den Anti-Schwerkraft-Antrieb wieder ein, nicht ohne noch einmal zu erwähnen, wie krass sie es fand, dass Hanna ihn repariert hatte. Sanft driften sie über die Menschenmenge hinweg. Kaya pfiff, dann legte sie sich die Hand ans rechte Ohr, vermutlich um ihre

Nachrichten abzuhören. Ein seltsamer Ausdruck huschte über ihr Gesicht. Nicht direkt traurig, eher verwirrt.

»Was ist los?«, fragte Lewis und beugte sich zum Vordersitz.

Kaya trommelte mit den Fingern auf dem Armaturenbrett herum. »Na ja, wie ihr euch denken könnt, machen sich alle Sorgen. Rian und meine Großmutter wissen, dass wir bald ankommen. Aber mein Dad... er hat sich immer noch nicht gemeldet.«

Lewis warf Hanna einen Blick zu. »Vielleicht ist seine Nachricht ja einfach noch nicht durchgekommen«, mutmaßte Hanna.

»Stimmt«, sagte Kaya, »daran könnte es liegen. Der Empfang in den Tunneln und Wasserstraßen muss ziemlich schlecht sein.« Sie richtete sich auf und rang sich ein Lächeln ab. »Also«, sagte sie, »wie findet ihr Atlantica?«

Die Stadt um sie herum war eine glitzernde, schimmernde Wunderwelt. Die Gebäude bestanden allesamt aus Kristall und Glas. Hanna bemerkte, dass es keine geraden Linien und rechten Winkel gab, ganz anders als in den Städten oben. Und sie hatte recht: Hier unten war alles rund. Was Lewis allerdings nicht halb so interessant fand wie die Menschenmengen. Alles war voller Leute, so dicht gedrängt, dass sie Schulter an Schulter liefen. Die Wasserstraßen waren überfüllt mit kleinen Booten und langen, schmalen Fähren. In Atlantis war echt was los!

Als sie weiterflogen, wandelte sich das Bild. Die kristallbesetzten Wände wichen einfachem Stein. Aber selbst der war

glatt poliert, und die Fenster bestanden aus leuchtend buntem Glas. Kaya steuerte eine Garage hoch oben in einer dieser Wände an. Drinnen schwebten sie langsam auf den Boden hinab.

Ein Dutzend weiterer Fahrzeuge parkte ebenfalls dort. Alle wirkten frisch geputzt, keines hatte Dellen oder Rostflecken. »Da sind wir!«, verkündete Kaya.

Hanna schob vorsichtig den Blaster zurück in den Rucksack voller Technikschratt, setzte ihn auf und kletterte aus dem Cruiser. Dann strich sie mit dem Finger über das Dach eines anderen Fahrzeugs. »Sind das alles eure?«

»Nein, nein«, antwortete Kaya. »In dieser Wand hier wohnen insgesamt zwanzig Familien.«

Hanna nickte. »Also ein Hochhaus. Cool.«

Kaya gab vier lang gezogene Pfiffe von sich. Eine breite Metalltür glitt in die Wand. Dahinter befand sich eine Stein-
treppe, die sie hinunterliefen, bis sie vor Kayas Wohnung standen. Über ihnen spielte jemand Schlagzeug, und Lewis hörte einen Mann und eine Frau streiten. »Die Murakis«, erklärte Kaya. »Die schreien sich den ganzen Tag lang an.«

Vor einer dunklen Glastür piff Kaya erneut – diesmal eine andere Melodie –, und sie betraten einen großen, offenen Raum. Die glatten Steinwände erhoben sich in spitzen Bögen zu einer hohen Decke. Rechts glühten Lampen. Die linke Wand bestand aus Fenstern, die auf die Stadt hinausgingen. Am hinteren Ende befand sich ein flaches Becken voll mit klarem, blauem Wasser, aus dem ein Gewirr aus Ranken und grünen Blättern emporwuchs.

»Großmutter? Dad?«, rief Kaya. »Ist jemand da?«

Keine Antwort.

Wo sie wohl steckten?

»Habt ihr was zu essen?«, fragte Lewis. »Ich hab einen solchen Hunger, dass ich Seetangeis mit Seetangsoße und Seetangsaahne drauf essen würde.«

Kaya sah kurz in die angrenzenden Zimmer, dann kam sie zurück und zog einen Behälter nach dem nächsten aus einem Gerät, das entfernt an einen Kühlschrank erinnerte. Sie stellte die Behälter auf einen viereckigen Tisch. »Setzt euch«, sagte sie. »Das findet ihr garantiert super!«

Sein Vater war derjenige, der das super gefunden hätte – und nicht nur, weil er so gern aß. Er wollte alles über die Atlanter wissen. Wie sie lebten, was sie im Kühlschrank hatten – einfach alles eben! Bei dem Gedanken an ihn bekam Lewis ein hohles Gefühl in der Brust.

Hanna ließ den Rucksack neben einem großen Sofa auf den Boden fallen und musterte die Nahrungsmittel auf dem Tisch. »Und wie isst man das?«

»Kommt, ich zeig's euch«, sagte Kaya.

Gemeinsam setzten sie sich an den Tisch, und Kaya faltete etwas auseinander, das an einen Algen-Wrap erinnerte. Dann füllte sie seltsame kleine grün-braune Würfel und verschiedene Arten Grünzeug darauf. Aus einem kleinen Steintopf nahm sie eine Prise Salz – zumindest hoffte Lewis, dass es sich um Salz handelte – und streute sie darüber. Danach holte sie noch ein paar Fläschchen aus dem Kühlschrank und spritzte sparsam eine bräunliche dickflüssige Pampe auf ihre Portion.

Lewis beugte sich vor und schnüffelte an einer der Flaschen. Seine Nase brannte beim ersten Atemzug. Seine Nebenhöhlen wurden freigeätzt.

Die Welt war plötzlich ein heller, freundlicher Ort. Denn es gab Chilisoße in Atlantis.

Während er sich seinen eigenen Wrap bastelte, rollte Kaya ihren zusammen, mampfte los und schloss genießerisch die Augen.

»Wir sind offenbar nicht die einzigen hier, die Hunger haben«, bemerkte Hanna.

»Los, probiert schon!«, sagte Kaya. »Die sind echt super-lecker!«

Lewis und Hanna stritten sich um die Behälter und luden sich haufenweise mysteriöse Würfel und Krebsfleisch auf ihre Wraps. Danach ertränkte Lewis sein Kunstwerk in Atlantis-Chilisoße. Erst kürzlich hatte er seine Freunde Jet und Kwan beim Chilisoßen-Wettessen geschlagen. Trotzdem war er noch ein Neuling auf dem Gebiet und würde womöglich nie dieselbe Meisterschaft erlangen wie sein Onkel John, der einmal einen Chilisoßen-Wettbewerb gewonnen hatte, indem er sich das Zeug in die Augen träufelte.

Kaya bedeutete ihm, die Flasche wegzustellen. »Nicht so viel!«, warnte sie ihn.

Er schüttelte noch ein paar Tropfen aus der Flasche, dann wagte er den ersten Bissen. Der Wrap war überraschend gut. Die Würfeldinger schmeckten zwar ein bisschen fischig, waren aber tausendmal leckerer als der Seegrasriegel, den er im Cruiser gegessen hatte. Und die Chilisoße war gar nicht s...

Das Feuer loderte ganz langsam auf, ausgehend von den Lippen. Dann breitete es sich über die Zunge aus, bis seine gesamte Mundhöhle brannte. Sekunden später schien sein ganzer Körper in Flammen zu stehen. Wenn er jetzt rülpste, würde er garantiert Feuer spucken! Die Mädchen mussten lachen, als er im Zimmer herumhopste und sich irgendwann in den kleinen, knöcheltiefen Pool an der Wand rettete. Er trank aus dem Becken. Er spritzte sich Wasser in Gesicht und Mund. Er rubbelte sich mit den Ranken an der Wand die Lippen ab. Aber nichts konnte das Brennen lindern. Kaya rannte währenddessen gackernd zum Kühlschrank und holte eine Flasche mit bläulicher Flüssigkeit heraus, drückte sie Lewis in die Hand und befahl ihm zu trinken. Der Inhalt schmeckte wie Joghurt. Er spülte sich den Mund damit aus und spuckte in den Pool, in dem sich daraufhin eine lila-blaue Wolke ausbreitete. Bestimmt war es total daneben, in das Becken zu spucken. Er wollte sich gerade entschuldigen, da ging die Tür auf.

Ein atlantischer Junge trat ein. Sein Haar war kurz und silbern. Er hatte breite Schultern, breite Füße, eine flache Nase und so blasse Haut, dass sie fast farblos war. Kaya lief auf ihn zu und schien ihn umarmen zu wollen, ließ es dann aber doch bleiben. Stattdessen zeigte sie auf Lewis und Hanna. »Nicht zu fassen, oder?«

Die sowieso schon großen Augen des Jungen wurden riesig, als sein Blick zwischen Lewis und Hanna hin- und herwanderte. »Wow«, sagte er schließlich. »Die sehen aber echt schräg aus. Vor allem der da«, fügte er hinzu und deutete auf Lewis.

Was? Der Junge aus Atlantis war der schräge Typ hier! Lewis warf Hanna einen Blick zu und versuchte, sie und sich selbst mit den Augen eines Atlanter zu sehen. Hanna saß noch am Tisch, den Algen-Wrap in den Händen. Kein Lumpengewand aus Akrios konnte verbergen, dass sie nicht aus Atlantis stammte. Wie fremdartig mussten ihr dunkles Haar und ihre große, schlanke Figur auf den Jungen wirken! Und Lewis entsprach auch nicht gerade dem Bild des Durchschnittsatlanter. Allein schon seine Größe, dann die Haare, die Sommersprossen, seine Hautfarbe. Außerdem stand er immer noch in dem Becken, genauer in einer blauen Wolke aus atlantischem Joghurt, und aus seinem Mund hingen Ranken. Bestimmt dachte der Junge, dass er das Becken als Klo benutzt hatte.

Lewis spuckte das Grünzeug aus. »Hallo«, sagte er. Dann deutete er auf die blaue Wolke. »Chilisoßenvorfall, lange Geschichte.« Zum Glück dauerte das unangenehme Schweigen danach nur eine Sekunde. »Ist das Rian?«, fragte Lewis.

»Kayas Großmutter bin ich jedenfalls nicht«, antwortete der Junge.

Ziemlich schlagfertig, fand Lewis. Er ließ dem Atlanter diesen kleinen Sieg. Schüttelte man sich in Atlantis die Hände, oder klatschte man sich ab? Da Lewis nicht sicher war, winkte er einfach, und Hanna folgte seinem Beispiel. Dann verließ er den Pool und setzte sich wieder an den Tisch, wobei er nasse Fußabdrücke auf dem Boden hinterließ. Rian blieb neben der Wohnungstür stehen. Hatte er etwa Angst vor ihnen?

Hanna aß inzwischen ungerührt ihren Wrap auf und bastelte sich den nächsten. Lewis dagegen war der Appetit ver-

gangen. Nicht nur, weil sein Wrap vor Teufelssoße nur so triefte. Es war auch der Anblick von Kaya, die viel entspannter wirkte, seit sie wieder zu Hause war. Klar freute er sich für sie. Aber hier bei ihr zu sein, hatte auch in ihm etwas verändert. Ihre Flucht durch Atlantis war aufregend gewesen. Wild und teilweise beängstigend, aber superspannend. Doch jetzt war sie vorbei, und Lewis wollte nur noch eins: seinen Vater finden und zurück nach Hause. Und zwar so schnell wie möglich. Er wollte zu seiner Familie, in sein Haus, wo es Essen gab, das er kannte. Irgendwie mussten sie wieder wegkommen aus Atlantis.

Draußen vor der Wohnungstür war ein metallisches Klackern zu hören.

»Jemand kommt«, flüsterte Kaya.

Hanna sprang vom Tisch auf und rannte zum Rucksack, in dem der Blaster steckte. Dann bedeutete sie Lewis, sich gemeinsam mit ihr hinter der Couch zu verstecken.

»Entspannt euch«, sagte Rian.

Eine alte Frau erschien in der Tür. Sie hatte zwar kaum Falten, aber sie ging gebeugt und an einem Stock.

»Großmutter!«, rief Kaya und fiel der alten Frau um den Hals, die sich allerdings sofort wieder aus der Umarmung löste.

»Du schuldest mir eine Erklärung, junge Dame.«

»Die beiden da sind meine Erklärung.« Kaya bedeutete Lewis und Hanna aufzustehen.

Die alte Frau geriet kurz ins Straucheln, und Rian schob ihr rasch einen Stuhl hin. Vorsichtig setzte Kayas Großmutter

sich, stützte sich mit beiden Händen auf ihren Stock und seufzte tief. »Bemerkenswert«, murmelte sie. »Wirklich außerordentlich bemerkenswert.«

Jetzt hörte Lewis weitere Schritte – mehrere Leute, die die Treppe heruntertrappelten.

»Ist das unser Freund?«, fragte Kayas Großmutter Rian.

Der Junge schüttelte den Kopf. »Nein, klingt nach mehr als einem.«

»Was für ein Freund?«, fragte Kaya. »Ich habe nur euch beiden und Dad Bescheid gesagt, dass ich nach Hause komme. Und die Sonnenmenschen habe ich bloß Rian gegenüber erwähnt.«

»Und ich hab niemandem davon erzählt«, versicherte er. »Ehrlich!«

Er wirkte aufrichtig, und Lewis glaubte ihm.

»Du hast deine Besucher erwähnt?«, fragte Kayas Großmutter nach.

»Klar.« Kaya zuckte mit den Achseln. »Wieso?«

Ihre Großmutter seufzte erneut, aber diesmal klang es traurig. »Weil sie alles hören, Liebes. Alles.«

»Wer *sie*?«

Zwei Personen platzten durch die offene Wohnungstür herein. Die Frau war schlank und hatte kurzes, blondes Haar. Sie sah aus wie eine Miniversion von Lewis' Grundschullehrerin Mrs Ratnitzky. Er erkannte sie aus Gogols Laden wieder. Und den Mann auch. Das dicke, grüne Haarbüschel, das ihm aus dem Kinn spross, sah aus wie Unkraut. Die Vernichter hatten sie ein zweites Mal aufgespürt.

»Ihr wart im Theater«, sagte Rian zu der Frau. »Ihr habt Elida mitgenommen.«

»Und in Gogols Laden waren sie auch«, fügte Lewis hinzu. Hanna stand immer noch neben der Couch, den Rucksack zu ihren Füßen.

Mrs Ratnitzky fuchtelte mit einer Todestrumpete herum. »Keine Bewegung!«

»Sehe ich so aus, als ob ich mich bewege?«, fragte Kayas Großmutter, die immer noch direkt vor den unwillkommenen Gästen saß. »Wer auch immer ihr seid, das hier ist eine Privatwohnung, und ihr habt kein Recht, hier einzubrechen. Vor allem nicht, solange ihr eure Waffen auf Kinder richtet.«

»Wir haben nicht vor, ihnen wehzutun«, antwortete Mrs Ratnitzky. Dann deutete sie auf Lewis und Hanna. »Aber die beiden da werden wir mitnehmen.«

»Kommt nicht infrage!«, rief Kaya. »Das sind meine Freunde!«

»Nein, Kind«, sagte die Frau leise. »Das sind nicht deine Freunde. Das sind Monster.«

»Wenn mein Vater hört, was hier ...«

»Dein Vater hat nichts zu melden, Kaya«, unterbrach sie Mrs Ratnitzky. »Und deine Eltern auch nicht, Rian.«

»Woher kennt ihr meinen Namen?«, fragte der Junge.

»Oh, wir wissen alles über euch.« Mrs Ratnitzky grinste höhnisch.

»Nehmt die Waffen herunter«, sagte Kayas Großmutter.

Algenkinn trat ihr den Stock unter den Händen weg, dann

richtete er seine Trompete auf Lewis und Hanna. »Wir nehmen diese beiden Angreifer mit.«

Kaya stampfte auf und beugte sich vor. »Auf keinen Fa...«

»Gut«, unterbrach Hanna sie. »Wir gehen mit Ihnen.«

Lewis holte tief Luft. So fühlte sich also Tapferkeit an? Das hatte er sich irgendwie besser vorgestellt. Ihm war speiübel, und seine Hände zitterten. »Genau«, sagte er. »Aber ihr müsst versprechen, ihnen nichts zu tun.«

»Versprochen.« Mrs Ratnitzky grinste wieder.

Das klang wie das unglaublichste Versprechen, das er je gehört hatte. Trotzdem stellte er sich gemeinsam mit Hanna den Vernichtern. Sie packten sie bei den Unterarmen und zerrten sie zur Tür hinaus.

AUßERGEWÖHNLICHE UMSTÄNDE

Kaya stand da wie erstarrt, den Blick auf die geschlossene Tür gerichtet. Ihre Großmutter stand auf. Rian hob ihren Stock vom Boden auf, reichte ihn der alten Dame, die zu Kaya an den Tisch ging, und setzte sich auf die Rücklehne des Sofas.

»Wir müssen irgendwas tun!«, rief Kaya und wollte zur Wohnungstür rennen.

»Dann schalten sie uns mit ihren Blastern aus und nehmen uns ebenfalls mit, Liebes«, erwiderte ihre Großmutter.

»Ohne Hilfe schaffen wir das nicht«, sagte Rian.

Er hatte recht. Und ihre Großmutter genauso. Sie war doch kaum mehr als ein Kind, sie konnte die Sonnenmenschen nicht auf eigene Faust retten. Aber einfach untätig herumsitzen und abwarten wollte sie auch nicht. Sie tippte gegen ihren Kopfhörer. Ihr Dad hatte sich immer noch nicht gemeldet. Wo steckte er bloß? Sie schickte ihm eine weitere Nachricht, in der sie ihn dringend bat, sich so schnell wie möglich zu melden. Dann bemerkte sie, dass ihre Großmutter sie beobachtete.

In all dem Irrsinn hatte Kaya ganz vergessen, dass sie ihr Vertrauen missbraucht hatte. Und wofür? Für nichts. Nachdem sie die Sonnenmenschen quer durch Atlantis geschmug-

gelt hatte, nur um zu Hause von den Vernichtern aufgespürt zu werden, hätte sie nicht gedacht, dass sie sich noch mieser fühlen konnte. Tja, sah so aus, als hätte sie sich geirrt. »Es tut mir so leid, Großmutter. Ich hab dich belogen. Ich ...«

»Ja«, unterbrach ihre Großmutter sie. »Das und noch vieles mehr.« Sie deutete mit ihrem Stock auf die Tür. »Aber es sind ganz offensichtlich außergewöhnliche Umstände. Und ehe wir entscheiden, was als Nächstes zu tun ist, setzt du dich erst einmal hin und erzählst uns alles von Anfang an.«

Hastig berichtete Kaya alle Einzelheiten über ihre Reise nach Akrios, ihren Tiefseetauchgang und die Begegnungen mit Naxos, Gogol und den Sonnenmenschen, bis hin zu den Ziegenimitationen und den seltsamen Tanzgewohnheiten des Jungen. Während sie erzählte, blickte ihre Großmutter hin und wieder konzentriert zur Decke hoch, als würde sie versuchen, sich alles ganz genau auszumalen. Rian kommentierte und vervollständigte den Bericht hier und da. Kaya schloss die Erzählung mit der Feststellung, dass sie ihren Vater noch immer nicht erreicht hatte. Ihre Großmutter nickte vor sich hin, als würde sie die Geschichte im Geiste auf logische Fehler prüfen.

»Ich habe mir große Sorgen gemacht, aber das kannst du dir ja sicherlich denken«, sagte die alte Dame schließlich in sanftem Tonfall.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür.

»Noch mehr Vernichter?«, fragte ihre Großmutter. »Ich bin nicht sicher, ob ich eine weitere Begegnung ertrage.«

Kaya suchte nach ihrem Rucksack mit den beiden Sonic-

Blastern und fand ihn unter dem Sofa. Hanna musste ihn dorthin gestopft haben, als die Vernichter die Wohnung stürmten. Kaya zog eine der Waffen heraus, und Rian öffnete die Tür. Aber es waren nicht die Vernichter, die zurückgekehrt waren.

Jedenfalls nicht wirklich. Denn in der Tür stand Naxos.

Im ersten Moment war Kaya überrascht. Dann kochte die Wut in ihr hoch.

»Wie konntest du nur?«, brüllte sie. »Du hast sie verraten! Der Tracker...«

»Er ist verletzt«, unterbrach ihre Großmutter ihren Wutanfall.

»Und außerdem stinkt er«, fügte Rian hinzu.

Naxos' Gesicht war voller Blutergüsse, und über seinem linken Auge prangte eine Platzwunde. Und Rian hatte recht: Er roch nach vergammelten Algen. Trotzdem erwarteten die beiden ja wohl nicht ernsthaft von Kaya, dass sie ihn bemitleidete! Er hatte sie hintergangen. Und die Platzwunde konnte er sich überall geholt haben. Vielleicht hatte er zu wild gefeiert, nachdem er sie an die Vernichter verraten hatte. Getanzt wie Lewis und war dabei ausgerutscht und hingefallen. Sie richtete den Blaster auf ihn – seine eigene Waffe, die er ihr in seiner Werkstatt gegeben hatte.

Doch ihre Großmutter deutete mit dem Gehstock auf sie. »Kaya! Du legst das sofort weg!«

»Der Mann ist gefährlich.«

»Das spielt keine Rolle«, sagte ihre Großmutter. »Du richtest keine Waffen auf andere Menschen!«

Kaya legte den Blaster auf dem Tisch ab, und Naxos betrat die Wohnung.

»Das ist der Vernichter«, erklärte Kaya. »Der Grenzwächter, von dem ich euch erzählt habe.« Dann richtete sie das Wort an Naxos. »Du hast behauptet, du würdest den Tracker nur nutzen wollen, um uns zu finden. Aber du hast den Vernichtern alles gesteckt! Den Professor haben sie direkt in Akrios aufgegriffen, und jetzt haben sie sich auch noch Lewis und Hanna geschnappt.«

»Sie sind weg?«, fragte Naxos.

»So ist es«, bestätigte Rian. Dann hob er einen Finger. »Moment mal. Bist du echt ein Vernichter? Und wieso stinkt du dann nach Mülltonne?«

Naxos wies mit dem Daumen über seine Schulter. »Ich hab mich durch den Müllschacht reingeschlichen. Und was deine erste Frage betrifft... Tja, bin ich ein Vernichter?« Er knabberte auf seiner Unterlippe herum. »Was meine Überzeugungen betrifft, eher nicht. Faktisch allerdings muss ich die Frage wohl mit Ja beantworten. Aber Kaya, du musst mir glauben – ich habe ihnen überhaupt nichts erzählt! Mein Labor war voller Abhörgeräte. Sie kannten all meine Codes. Ich habe ihnen nichts von dem Tracker verraten, sie haben alles selbst herausgefunden. Und so müssen sie auch den Professor in Akrios aufgespürt haben. Oh, wo wir gerade davon reden...«

Er zog ein kleines Gerät aus seiner Tasche und stellte es in der Raummitte auf den Boden. Dann gab er einen Pfiff von sich. Ein leises, extrem nervtötendes Summen drang aus den Lautsprechern in der Wohnung.

»Cool«, sagte Rian.

»Was ist das?«, fragte Kaya.

»Ein Störgeräuscherzeuger«, antwortete Rian. »Der legt Abhörgeräte lahm.«

»Jetzt können wir offen reden«, sagte Naxos.

Aus der Platzwunde über seinem Auge tröpfelte Blut.

Na gut, er war verletzt, und vermutlich nicht, weil er zu heftig gefeiert hatte. Kaya warf ihm ein Handtuch zu. »Aha«, sagte sie trocken. »Und wenn sie nicht der Tracker hergeführt hat, wie haben sie uns dann gefunden?«

Naxos presste sich den zusammengeknüllten Lappen auf die Wunde und sah erst Rian, dann Kaya an. »Sie müssen die Nachricht abgefangen haben, die du deinem Freund geschickt hast, als ihr in Akrios wart«, erklärte Naxos. »Die Vernichter hören alles ab. So habe *ich* dich jedenfalls gefunden: indem ich die Nachricht mitgehört habe.«

Kaya dachte kurz darüber nach. Klat hatte sie schon von den Gerüchten gehört, dass der Staat jede Nachricht abhören konnte, die in Atlantis abgesendet wurde. Aber hatte sie denn irgendwelche wichtigen Informationen preisgegeben? »Ich habe nie erwähnt, wo ich wohne.«

Rian stand schon länger am Fenster und sah hinaus auf die Stadt. Bei Kayas Worten zuckte er zusammen und drehte sich um. »Stimmt. Aber die Kopfhörer haben individuelle Signaturen. Wenn die Vernichter Zugang zum Kommunikationssystem haben, können sie anhand der Signatur vermutlich auch unsere Namen herausfinden. Und wenn sie unsere Namen kennen...«

»... dann wissen sie auch, wo wir wohnen«, beendete Kaya seinen Satz.

»So ist es«, bestätigte Naxos.

Kaya fühlte sich, als würde sie plötzlich von einem heftigen Gewicht in den Boden gedrückt. Als würde die Schwerkraft doppelt so stark auf sie wirken wie üblich. Sie musste sich an der Sofalehne abstützen.

Wenn das alles stimmte, trug Naxos tatsächlich keine Schuld. Und Kaya hatte ihre Freunde von der Oberfläche nicht geschützt, sondern... »Das ist alles meine Schuld. Ich hab sie hergeführt.«

Es war Kaya gewesen, die ihr Schicksal besiegelt hatte.

»Aber es besteht noch Hoffnung«, sagte Naxos. »Wir können sie retten.«

Wir? Kaya musterte den Vernichter, ihren besten Freund und ihre erschöpfte Großmutter. Nicht unbedingt eine Rettungsmannschaft aus dem Bilderbuch.

»Mich brauchst du nicht mitzählen, Liebes«, sagte ihre Großmutter. »Ich bin zu alt für Abenteuer.«

Kaya wandte sich wieder Naxos und Rian zu, der dem Vernichter gerade ein Glas Wasser brachte.

»Warum sollten wir dir vertrauen?«, fragte Rian. »Du bist einer von denen.«

Dann trat Rian wieder ans Fenster und richtete den Blick nach draußen, während Naxos mit schmerzverzerrtem Gesicht durch den Raum schlurfte und sich auf den Rand des Wasserbeckens setzte. Er atmete tief durch, dann sah er zu ihnen auf. »Ja, das stimmt. Aber ich bin kein Vernichter geworden, weil

ich ... na ja ... weil ich unbedingt ein Vernichter sein wollte. Ich wollte einfach nur basteln.« Er drehte sich zu Kayas Großmutter um. »Ich bin Ingenieur und Erfinder. Als sie mich rekrutiert haben, war ich frisch mit der Ausbildung fertig. Ich bin in Armut aufgewachsen.« Er machte eine ausladende Geste, die das gesamte Wohnzimmer umfasste. »Nicht so wie ihr. Aber ich habe mein Leben lang von den wunderschönen Fahrzeugen geträumt, die ich eines Tages bauen würde. Die Vernichter boten mir die Möglichkeit, diesen Traum wahr zu machen.«

»Wie das Schiff auf deiner Station?«, fragte Kaya.

»Ach, das Ding war eher eine Spielerei«, antwortete er. »Mein Meisterwerk ist ein neuartiges Transportmittel. Ein bildschönes Design. Das Fahrzeug funktioniert in der Tiefsee ebenso reibungslos wie in der Luft. Ich hatte gehofft, dass man es in der Forschung einsetzen würde, um die Oberfläche zu erkunden. Aber dann fand ich heraus, dass es als Kriegsschiff genutzt werden sollte. Daraufhin weigerte ich mich, weiter daran zu arbeiten, und bat um meine Versetzung. Zugegeben, ein sonderlich beherzter Protest war das nicht. Der Entwurf war schon so weit, dass sie auch ohne meine Hilfe so viele Schiffe bauen konnten, wie sie wollten. Also kamen sie meiner Bitte nach und versetzten mich auf den Grenzposten. Ich hatte gehofft, dort bis zu meiner Pensionierung in Frieden vor mich hin werkeln zu können. Aber dann erschienen ein extrem abenteuerlustiges Mädchen und ein U-Boot voller Sonnenmenschen auf meinem Überwachungsmonitor. Angreifer, wie ich dachte – auch wenn ich inzwischen weiß, dass das nicht stimmt. Tja, und dann nahmen die Dinge ihren Lauf.«

Eine ziemlich überzeugende Geschichte. Aber falls er jetzt auf Kayas Verständnis hoffte, konnte er sich das abschminken. Der Mann war ein Feigling. Und ein Lügner obendrein. Kaya ließ sich in einen Stuhl fallen und sah ihre Großmutter an, die mit versteinerner Miene erst Naxos, dann Rian musterte.

»Und warum willst du uns dann helfen?«, fragte Rian.

Der Erfinder musterte ihn so erstaunt, als sei die Antwort vollkommen offensichtlich. »Weil das echte Sonnenmenschen sind! Es gibt sie wirklich!« Er sprang auf, zuckte aber sofort vor Schmerz zusammen. Dann sah er Rian, Kaya und ihre Großmutter der Reihe nach an. »Seit meiner Kindheit habe ich die Geschichten gehört. Als ich ein Mitglied der Vernichter wurde, erfuhr ich, dass die Gerüchte wahr sind. Aber man sagte uns, die Sonnenmenschen seien blutrünstige Barbaren, die Atlantis zerstören wollen. Dann tauchten eure drei Freunde auf, und... Na ja, wie Barbaren haben sie auf mich nicht gerade gewirkt.« Er trat zu Rian ans Fenster und sah auf die Stadt hinaus. »Es ist einfach falsch, dass sie gefangen genommen wurden.« Er zuckte mit den Achseln. »Ich helfe euch, weil ich es für richtig halte. Wir müssen die Sonnenmenschen befreien.«

»Und wie sollen wir das anstellen?«, fragte Kaya.

Naxos nahm einen Schluck von seinem Wasser. »Der Professor wird in der Nähe vom Hauptquartier des Hohen Rats festgehalten«, begann er. Seine Stimme bebte plötzlich vor Energie und Leben. »Der Tracker ist noch aktiv – jedenfalls war er das bis vor Kurzem. Was mit den beiden Kindern ist...

Keine Ahnung. Aber ich gehe davon aus, dass man sie zum Professor bringen wird.«

Rian fragte: »Und was machen wir jetzt?«

Naxos griff in eine seiner Hosentaschen, und ein halbes Dutzend Stifte purzelte heraus. Einen davon hob er vom Boden auf und beugte sich über den Tisch. »Darf ich?«

»Nur zu«, sagte Kayas Großmutter. »Kaya hat ständig darauf herumgekritzelt, als sie noch klein war.« Die alte Dame gesellte sich zu ihnen und stützte sich auf ihren Gehstock, während Naxos eine grobe Karte von Nordatlantis skizzierte. Kaya war beeindruckt. Er schien ein ziemlich talentierter Künstler zu sein. »Das Hauptquartier des Hohen Rats liegt weit im Norden von Atlantica, in der Steinöde am westlichen Rand von Atlantis.«

»Aber die Steinöde ist verlassen«, warf Rian ein.

Er hatte recht, sie hatten die Gegend in der Schule durchgenommen. Heute befanden sich dort nur noch die Trümmer einiger Städte, die vor mehreren Jahrhunderten eingestürzt waren. Dazu ein paar Wasserstraßen und Vakuuntunnel. Aber das war's. »Dort gibt es doch nicht mal Gebäude«, fügte Kaya hinzu.

»Nein, jedenfalls nicht auf den offiziellen Karten«, erklärte Naxos. »Aber ich kann euch versichern, dass die Gegend alles andere als menschenleer ist.« Er fügte der Zeichnung neue Details hinzu. Tunnel und eine Reihe von Gebäuden direkt am Rand des Riffs.

»Was ist das?«, fragte Kaya und deutete auf eins der größten Gebäude auf der Skizze.

»Das Hauptquartier«, erklärte er. »Ich habe den Standort des Professors bis zu dieser Stelle hier verfolgen können«, er zeigte auf einen Punkt direkt unterhalb des Hauptquartiers, »und bestimmt bringen sie die anderen beiden auch dorthin.«

Nun kam auch Rian zu ihnen an den Tisch. »Bist du sicher?«, fragte er.

»Nein, sicher nicht, aber ...«

»Erzähl weiter«, unterbrach ihn Kayas Großmutter und klopfte mit der Gehstockspitze auf die Karte. »Wie soll es weitergehen, wenn ihr die drei gefunden habt?«

»Dann fahren wir durch diese Tunnel hier und nehmen den Shuttle über den Meeresboden«, er zeichnete eine Linie, die vom Rand von Atlantis fortführte und bei einem kleinen Kreis in der Tiefsee endete, »bis zu dieser Fabrik hier. Dort müssten inzwischen Hunderte von Schiffen herumstehen, wenn nicht sogar mehr. Meines Wissens wurde in der Fabrik ein Schiff nach dem anderen gebaut, alles nach meinem Entwurf, und das, seitdem ich in Akrios stationiert wurde. Wir nehmen eins der Schiffe und bringen eure Freunde an die Oberfläche.«

Stolz trat er einen Schritt zurück, um ihnen einen näheren Blick auf seine Zeichnung zu ermöglichen.

»Das klingt recht gefährlich«, bemerkte Kayas Großmutter.

»Und es kann viel schiefgehen«, fügte Rian hinzu.

»Aber wir müssen es trotzdem versuchen«, verkündete Kaya. »Stimmt's?«

»Hier in Atlantis sind die Sonnenmenschen nicht sicher«, erwiderte Naxos. »Nicht solange die Vernichter existieren. Wir müssen ihnen helfen, nach Hause zurückzukehren.«

Ihre Großmutter klopfte mit dem Gehstock auf den Boden. »Immer sprichst du von *wir* und *uns*. Bedeutet das, du willst dieses Fahrzeug nicht alleine stehlen, sondern mithilfe der beiden Kinder hier?«

Naxos verstummte und schluckte. »Ähm ... ja?«

Kaya setzte an: »Großmutter, ich ...«

Am anderen Ende des Wohnzimmers hustete jemand. Rian stand immer noch am Fenster und blickte hinaus. »Ich komme nicht mit«, sagte er.

»Was? Wieso nicht?«

Er deutete auf die Straße. »Nicht hingucken. Auf der anderen Straßenseite stehen zwei Leute und beobachten deine Wand, seit wir hier sind.«

»Vernichter«, schlussfolgerte Naxos. »Klar, dass sie hier ein paar Leute stationieren, um sicherzugehen, dass du nicht abhaust, Kaya.«

»Wir werden wir sie los?«, fragte sie.

»Ich locke sie weg, um euch Zeit für den Aufbruch zu verschaffen«, sagte Rian. »Und ich hab auch schon eine Idee, wie.«

Kaya warf ihrer Großmutter einen Blick zu. Benötigte sie ihre Erlaubnis? »Ich weiß, was du sagen willst, ab...«

»Ach, tust du das?«, unterbrach ihre Großmutter sie. »Was ihr jungen Leute nicht alles zu wissen glaubt. Vermutlich denkst du, ich werde versuchen, dich aufzuhalten. Aber ich bin sicher, dass du so oder so einen Weg finden würdest, diesen ehemaligen Erfinder auf seiner törichten Mission zu begleiten. Ganz gleich, ob mit meiner Erlaubnis oder ohne.«

Was sollte sie darauf schon erwidern? Kaya zuckte mit den Achseln. »Es ... tut mir leid?«

»Nein, das tut es nicht.« Ihre Großmutter lachte. »Natürlich begleitest du ihn. Du musst sogar.«

Aufgeregt versprach Kaya: »Mir wird nichts passieren.«

»Gut«, entgegnete ihre Großmutter. »Und eins noch.«

»Was denn?«

»Mach mich – und deine Mutter – stolz.«

Kaya fiel ihr um den Hals und umarmte sie am Ende viel länger, als sie vorgehabt hatte. Ihre Großmutter schob sie von sich und wischte sich mit dem Handrücken die Augen trocken.

Die Erwähnung ihrer Mutter erinnerte Kaya an ihren Vater. Ob er ihr Vorhaben ebenfalls gutheißen würde? Im Leben nicht. Sie klopfte erneut gegen ihren Kopfhörer, um noch einmal ihre Nachrichten zu checken. Nichts. »Was ist mit Dad?«, fragte sie. »Was sagst du ihm, wenn er heimkommt?«

Ihre Großmutter umfasste den Knauf ihres Gehstocks mit beiden Händen. »An diesem Punkt haben wir ein Problem, Kaya.«

Ein Problem? Was für ein Problem denn? Ihre Großmutter wich ihrem Blick aus. »Großmutter? Wovon redest du?«, fragte Kaya. »Ist ihm was passiert? Wo ist er?«

»Die viel wichtigere Frage lautet: *Wer* ist er?«

»Das verstehe ich nicht.«

»Nun, Kaya. Da ich nicht weiß, wie ich es dir schonend beibringen soll, sage ich es einfach geradeheraus. Dein Vater, mein Schwiegersohn, ist ein Vernichter.«

DAS GESETZ DES KRIEGES

Was war denn nur los mit diesen Atlantern? Erst bezeichneten sie Lewis als Monster, obwohl er kein bisschen monströs war. Wenn er schon ein Monster sein sollte, dann gefälligst ein mindestens drei Meter großes! Und er wollte Schlangenhaare, wie diese Frau aus der griechischen Mythologie. Und Spucke, die Metall zum Schmelzen brachte. Rasiermesserscharfe Krallen. Und vielleicht noch ein drittes Auge mitten auf der Stirn, mit dem er im Dunkeln sehen könnte. Ach so, und natürlich Schwimmhäute zwischen Fingern und Zehen, weil sie ja in Atlantis waren.

Ach, doch lieber kein Extra-Auge. Und den Rest eigentlich auch nicht. Er war kein Monster. Er war mager, unbeholfen und sommersprossig. Er hatte bislang bei fünf Prügeleien mitgemacht und jede verloren. Und Hanna war auch kein Monster. Nicht, dass er das je laut zugegeben hätte, vor allem nicht in ihrer Gegenwart – aber irgendwie war sie hübsch.

Die Vernichter waren die Monster hier! Nachdem der Mann und die Frau die beiden aus Kayas Haus gezerrt hatten, hatten sie sie hinten in einen seltsamen, schwebenden Transporter geworfen. Dann waren sie losgefahren – oder losgeschwebt oder gedriftet, langsam verlor er den Durchblick. Sie

waren stundenlang unterwegs gewesen. Und das, ohne dass es etwas zu essen oder zu trinken gab. Immerhin hatten Lewis und Hanna währenddessen aber die Möglichkeit gehabt, mehr von Atlantis zu sehen, oder zumindest von der Hauptstadt Atlantica. Auf den überfüllten Straßen unter ihnen sah Lewis Kinder in seinem Alter ein ihm unbekanntes Ballspiel spielen und dabei lachen und rumalbern, genauso wie Lewis mit seinen Freunden. Sie waren so normal. Was sie wohl getan hätten, wenn sie gewusst hätten, dass es da oben über dem Meer eine ganze Welt gab, von der sie offenbar nichts ahnten?

Als sie ihr Ziel erreichten, zerrte man sie aus dem Cruiser und sperrte sie in einen fensterlosen Raum. Algenkinn und Mrs Ratnitzky brachten ihnen endlich etwas zu essen und zu trinken, aber das Wasser war warm und schmeckte nach Schlamm, und das Essen erinnerte an Haferbrei, schmeckte aber nach Sellerie. Kein guter Mix.

Mrs Ratnitzky beobachtete sie neugierig und musterte Lewis mit zusammengekniffenen Augen. »Sie sehen gar nicht aus wie Angreifer«, sagte sie zu Algenkinn.

»Weil wir keine sind!«, rief Lewis. »Wir sind eher so was wie Touristen. Und Sie sind keine sonderlich guten Gastgeber.«

Hanna hob ihre Schüssel. »Das Zeug ist widerlich«, protestierte sie. »Warum halten Sie uns überhaupt hier fest?«

Mrs Ratnitzky antwortete nicht. Stattdessen ergriff Algenkinn das Wort. »Wir wollen doch bloß euer Bestes.«

Das sagten die Leute einem immer nur dann, wenn das Gegenteil der Fall war. Wie damals, als Mrs Reilly Lewis am

Jahresende eine superschlechte Note gegeben hatte, weil er vergessen hatte, für den Abschlusstest in Mathe zu lernen, und durchgerasselt war. Sie hatte auch behauptet, es sei nur zu seinem Besten, aber seine Mom und Robert waren stinksauer gewesen, und sie hatten ihm auch nicht das neue X-Pad geschenkt, das sie ihm zum Schuljahresende versprochen hatten. Ihm war keine andere Wahl geblieben, als die Dankeskarte, die eigentlich für Mrs Reilly gedacht gewesen war, dem Hausmeister Jeff zu überreichen. Alle hatten bei der Sache verloren. Bis auf Jeff.

»Wann lassen Sie uns hier raus?«, fragte Lewis.

Die beiden antworteten nicht.

Lewis deutete auf Algenkinn. »Was ist das für ein Zeug, das Ihnen da aus dem Gesicht wächst?«

Der Mann fummelte an den grünlichen Haaren herum. Seine Stimme wurde ganz weich und zärtlich. »Das ist mein Bart.«

»Sieht eher nach Algen aus«, bemerkte Lewis.

»Stimmt doch gar nicht.«

Mrs Ratnitzky, die immer noch in der Tür stand, zuckte mit den Achseln. »Doch, irgendwie schon ein bisschen.«

»Was geht dich das überhaupt an?«, knurrte Algenkinn.

»Ich dachte, vielleicht habt ihr Atlanter eine Möglichkeit entwickelt, euch Algen aus dem Kinn wachsen zu lassen«, erklärte Lewis. »Dann hättet ihr immer einen kleinen Snack dabei.«

»Wäre das nicht Selbstkannibalismus oder so?«, fragte Hanna.

Algenkinn stampfte mit dem Fuß auf. »RUHE JETZT! Sonst stell ich die Waffe hier auf Vollpower und ballere euch beide in ein Universum aus reinem Schmerz.«

»Schon gut, schon gut, tut mir leid.«

Der Mann hielt sich die Hand vors Kinn. »Du starrst ja immer noch!«

»Aber nur, weil Ihr Bart so ...«

Algenkinn beugte sich drohend vor. Er schien nur auf eine Gelegenheit zu warten, seine Waffe benutzen zu können. Lewis hielt den Mund, und Mrs Ratnitzky verließ rückwärts den Raum, ohne Lewis und Hanna aus dem Blick zu lassen. Algenkinn folgte ihr und knallte die Tür hinter sich zu. Doch gleich darauf öffnete sie sich wieder, und ein anderer Mann erschien.

Er gab einen Pfiff von sich, und die Lichter im Raum wurden heller. Dann trat er ein. Er hatte kurze Haare, jedenfalls da, wo er keine Glatze hatte. Er war schmäler als die übrigen Atlanter, und sein Kinn war spitz und kantig. Seine Lippen hatten einen lilafarbenen Schimmer, und er hielt die Hände hinter dem Rücken verschränkt. »Willkommen«, sagte er.

»Ach, sind wir das?«, fragte Hanna.

»Wo ist mein Dad?«, fragte Lewis gleichzeitig.

Der Mann bewegte sich langsam, und Lewis begriff, dass er sehr alt sein musste. Die Haut um seine hohen Wangenknochen sah ein bisschen schlaff aus. Er nahm ihnen gegenüber auf einem zierlichen Stuhl Platz. »Deinem Vater geht es gut«, sagte er. »Ihm ist kein Leid widerfahren.«

Hanna seufzte, und Lewis spürte eine Welle der Erleichte-

nung durch seinen Körper rollen. Aber das Gefühl hielt nicht lange an. Der Blick des Mannes war unheimlich. Er starrte sie an wie Tiere im Zoo. Oder wie Patienten – genau, Lewis kam sich vor, als würde er in einer Arztpraxis untersucht werden. Der Mann hier attackierte Lewis zwar nicht mit Ohrenspiegel und Stethoskop, aber er kniff immer wieder die Augen zusammen, um sie gleich darauf aufzureißen, als würde er sich jede Einzelheit, die ihm an Lewis und Hanna auffiel, genau einprägen wollen. Ob Kaya sich auch so gefühlt hatte, als Lewis' Dad nachgeschaut hatte, ob sie Kiemen am Hals hatte? Lewis mochte es kein bisschen, so angeglotzt zu werden.

»Was wollen Sie?«, fragte Hanna.

»Viel wichtiger ist, was ihr Angreifer wollt und warum ihr hier seid.«

»Warum werden wir ständig Angreifer genannt?«, fragte Hanna. »Wir sind Forscher! Wissenschaftler und Ingenieure und... na ja, und dann ist da noch Lewis.«

»Alles Lügen«, erwiderte der alte Mann. »Also, was wollt ihr?«

»Hm«, sagte Lewis. »Ich will meinen Dad sehen. Und ich will nach Hause. So bald wie möglich. Und ich will frische Anzihsachen, die nicht nach Käsefüßen stinken. Und vielleicht einen Schluck Sprudel? Mein Magen spinnt ein bisschen.«

»Sprudel?«

»Wasser mit Bläschen drin«, erklärte Lewis.

»So etwas haben wir hier nicht«, erwiderte der Mann. »Und ich fürchte, du hast meine Frage falsch verstanden. Was

ich wissen möchte: Warum seid ihr nach Atlantis gekommen?«

»Um zu lernen«, antwortete Hanna. »Wir wollen alles über Ihre Geschichte, Ihre Gesellschaft, Ihre Technologie erfahren. Ich meine, Sie haben die Schwerkraft bezwungen! Wie haben Sie das nur geschafft?«

Lewis wies auf die Tür. »Und sind Sie sicher, dass dem Typen von eben keine essbaren Algen aus dem Kinn wachsen?«

Der alte Mann ignorierte ihn und wies auf Hanna. »Ich bewundere deinen Forschergeist.«

»Wer sind Sie?«, fragte sie.

»Mein Name lautet Demos, und ich repräsentiere eine ausgesprochen mächtige Organisation.«

»Ja, ja, ich weiß«, sagte Hanna. »Die Vernichter.«

»So nennt man uns wohl im Volksmund. Ich hasse diesen Namen. Ich bin ein Mitglied des Hohen Rats von Atlantis. Und die Männer und Frauen, die ihr Vernichter nennt, sind unsere Agenten. Du musst wissen, unsere Welt ist ausgesprochen fragil. Ganze Städte brechen zusammen, und das nahezu ohne Vorwarnung. Hier unter dem Meer ist es schwer, saubere Luft, Trinkwasser und Nahrungsmittel zu beschaffen.« Er seufzte tief. »Selbst das Vorhandensein des für euch so selbstverständlichen Sauerstoffs, den wir atmen, ist das Ergebnis einer fantastischen technologischen Leistung. Der Frieden und die Stabilität in Atlantis erfordern harte Arbeit. Wenn in unserer Gesellschaft aufmüpfige Individuen oder Gruppierungen auftreten, schickt der Hohe Rat deswegen seine Agenten los.«

»Und vernichtet sie?«, bohrte Hanna nach.

Demos winkte ab. »Sei nicht so dramatisch. Anders als ihr Sonnenmenschen sind *wir* keine Mörder. Unsere Lösungen sind weitaus zivilisierter.« Der Mann stand auf und näherte sich Lewis, packte ihn an den Unterarmen und untersuchte seine Handgelenke. Demos' Hände waren kalt, und er roch nach Pilzen. Lewis rümpfte die Nase.

Demos ließ ihn wieder los und wich zurück. »Schnüffelst du an mir?«, fragte er.

»Nein, ich habe gelauscht. An der Oberfläche hören wir mit den Nasen.«

»Und wir trinken durch die Ohren«, fügte Hanna hinzu.

»So ein Unsinn.«

»Warum haben Sie gerade meine Handgelenke untersucht?«

Demos inspizierte nun auch Hannas Arme. »Ich suche nach einem Gerät, das euer Freund Gogol erwähnte, als wir mit ihm gesprochen haben. Euer Vater soll es am Handgelenk getragen haben. Aber als wir ihn durchsuchten, hatte er es nicht mehr bei sich. Übrigens muss ich zugeben, dass eure Technologie wahrhaft beeindruckend ist.« Er nickte Hanna zu. »Und fast noch mehr hat mich beeindruckt, dass du den Anti-Schwerkraft-Antrieb in dem alten Cruiser reparieren konntest. Zudem hat euer U-Boot uns bereits jetzt ganz neue Wissenswelten eröffnet. Und wir werden es sicherlich noch jahrelang studieren.«

»Solange Sie nur nichts kaputtmachen«, sagte Hanna.

Demos antwortete nicht, weil er viel zu beschäftigt damit

war, Lewis' Nase anzustieren. Lewis hoffte aufrichtig, dass der Typ die Sache mit dem Nasengehör glaubte. »Also. Wo ist mein Dad?«

»Wir bringen dich gleich zu ihm«, antwortete Demos.

Hanna kratzte sich am Kinn. »Der Professor hat sie das vermutlich schon gefragt, aber ...«

»Er stellt eine Menge Fragen«, merkte Demos an.

Lewis lächelte. Der Mann war eindeutig genervt. Was bewies, dass es seinem Dad gut ging.

»Stimmt, aber ich muss es einfach wissen«, fuhr Hanna fort. »Kommen die Wellen von hier? Werden sie von Atlantis erzeugt?«

Demos zuckte mit den Achseln. »Ja, selbstverständlich! Die meisten Leute hier in Atlantis ahnen allerdings nichts davon. Ich persönlich bin auch nicht sonderlich angetan von der Vorgehensweise.«

»Weil die Wellen Menschen töten?«, fragte Hanna.

»Nein. Weil sie nicht effektiv genug sind«, antwortete er. »Ihr Sonnenmenschen verschmutzt die Ozeane nach wie vor, ganz gleich, wie oft wir eure Küsten überfluten.«

»Ist es Ihnen wirklich so egal, dass dabei Menschen sterben?«, rief Lewis.

»Diese Wellen haben Häuser, Dörfer, ganze Städte zerstört!«, fügte Hanna hinzu.

Wieder winkte Demos ab. »Wir tun das, um hundert Millionen Atlanter zu schützen. Anführer müssen manchmal schwere Entscheidungen treffen. Das ist das Gesetz des Krieges.«

»Krieg?«, fragte Lewis. »Was für ein Krieg denn?«

»Nun, der Krieg zwischen unseren beiden Welten natürlich.«

»Aber das ist doch Wahnsinn!«, sagte Hanna. »An der Oberfläche weiß kein Mensch, dass Atlantis überhaupt existiert!«

»Oh, und ob sie es wissen. Allerdings scheinen sie das Geheimnis gut zu wahren.«

Moment mal. Was? Das waren richtig krasse Neuigkeiten. Wenn nicht sogar megakrass.

»Echt?«, fragte Lewis. »Wer weiß davon? Die Regierung? Das Militär? Die Zirkusclowns?« Lewis hatte eine Theorie, was Zirkusclowns betraf. Sie tanzten und blödelten nur deshalb die ganze Zeit herum, weil sie davon ablenken wollten, dass sie in Wahrheit Spione waren. Und wenn die Clowns Spione waren, war es gut möglich, dass sie auch über Atlantis Bescheid wussten.

»Ich kann euch versichern, dass die einflussreichsten Kräfte an der Oberfläche umfassend über unsere Existenz informiert sind«, erklärte Demos. »Bislang haben sie uns zwar nicht aufspüren können, aber eure Unterwassersonden durchkämmen unermüdlich die Ozeane auf der Suche nach Atlantis. Glücklicherweise sind die Werkzeuge, mit denen ihr das Meer erkundet, im Gegensatz zu eurer sonst so überlegenen Technologie ausgesprochen primitiv. Mit euren Roboter-U-Booten werden wir problemlos fertig. Zum Glück sind eure Kriegstreiber nicht ansatzweise so einfallsreich wie dein Vater, Junge. Wäre es anders, würde Atlantis nicht mehr existieren.«

»Ich bin diejenige, die das SuperSub entworfen hat«, merkte Hanna an. »Und bezahlt hab ich es auch.«

Lewis war immer noch damit beschäftigt, Demos' letzte Aussage zu verarbeiten. Kein Atlantis? Was sollte das heißen? »Ich verstehe das nicht«, sagte er. »Wie meinen Sie das?«

»Sobald eure Anführer Atlantis entdecken, sind wir dem Untergang geweiht.«

Was? Lewis dachte an die Leute in seiner Klasse. An seinen kleinen Bruder. Und ein bisschen sogar an Robert. Alle, die er kannte, würden platzen vor Neugierde. Wahrscheinlich würde es dann tatsächlich endlich mal Paraden geben! Riesige Paraden, mit Marschkapellen und buntem Konfetti, das durch die Luft wirbelte, und leckerem, heißem Essen auf riesigen Buffetischen statt kalten Fisch-Wraps. Die Leute würden auf den Straßen tanzen. Oder am Strand, falls sich die Atlanter dort wohler fühlten. »Alle wären begeistert!«

Demos lachte kalt. »Begeistert? Hast du dir die Geschichte eurer Zivilisation schon einmal genauer angesehen, Junge? Wann immer ihr neue Länder und Völker entdeckt, erobert ihr sie und schlachtet sie ab.«

Christoph Kolumbus, die Siedler und Kolonialisten, sogar sein Namensgeber... Demos hatte recht, als Heilige konnte man die allesamt nicht bezeichnen.

»Wieso kennen Sie sich so gut mit unserer Geschichte aus?«, fragte Hanna.

»Oh, wir sind fantastische Zuhörer«, erwiderte Demos mit einem kalten Lächeln und tippte sich gegen einen seiner In-Ear-Kopfhörer. »Wie ihr bereits feststellen durftet, ist unsere

Klangtechnologie sehr fortschrittlich. Wir haben Sonden an die Oberfläche geschickt und überall in eurer Welt Mikrofone und Aufnahmegeräte installiert.«

»Wir? Meinen Sie damit die Atlanter?«, fragte Lewis.

»Was er meint, sind die Vernichter«, knurrte Hanna.

»Der Hohe Rat«, korrigierte Demos sie. »Unser Ziel besteht darin, das Fortbestehen von Atlantis sicherzustellen. Und dafür müssen wir die Arbeit leisten, für die andere zu feige oder zu ängstlich sind. Ihr Sonnenmenschen vergiftet die Ozeane mit Plastik und Chemikalien. Schon bald werden die Meere so verschmutzt sein, dass wir nicht mehr genug Nahrungsmittel produzieren können, um unser Volk zu sättigen. Atlantis wird zugrunde gehen. Die Wellen waren unser erster Versuch, euch dazu zu bewegen, die Meere zu schützen – ein Warnschuss, der euch zum Innehalten bewegen sollte. Aber es hat nichts gebracht, und wir befürchten, dass die Ozeane Jahrzehnte brauchen werden, um sich zu erholen. Entsprechend sahen wir uns gezwungen, die nächste Phase einzuleiten.«

»Die nächste Phase?«, fragte Hanna.

»Ein effizienterer Ansatz, um die Zukunft von Atlantis und seinem Volk zu schützen. Du bist Ingenieurin, richtig?«, fragte er Hanna. »Aus technologischer Sicht wirst du unser Projekt mit Sicherheit brillant finden. Ich bin unbeschreiblich stolz auf die Arbeit, die unser Team geleistet hat. Unsere ursprüngliche Hoffnung sah ganz einfach aus: dass ihr uns die See überlasst, da ihr ja bereits den Himmel habt. Aber eure Fabriken und Fahrzeuge zerstören Himmel *und* See. Seit einer Ewigkeit er-

zählen wir unserem Volk, dass die Luft über der Meeresoberfläche vergiftet ist. Nun wird die Lüge zur Wahrheit.«

»Aber es muss doch noch einen anderen Weg geben«, sagte Hanna. »Wir könnten einen Waffenstillstand aushandeln, oder ...«

Hanna verstummte, als Demos in Gelächter ausbrach. »Waffenstillstand? Es besteht keinerlei Hoffnung mehr auf eine friedliche Lösung. Damit haben wir es bereits versucht.«

»Wann?«, fragte Lewis.

Doch statt zu antworten, fuhr Demos fort: »Der Punkt ist, wir vom Hohen Rat kennen die komplexe Wahrheit. Und die lautet, dass Krieg der einzige Weg ist, den Frieden zu wahren und die Sicherheit unserer Zivilisation zu gewährleisten.«

Jetzt hatte Lewis endgültig einen Knoten im Hirn. Krieg war der einzige Weg, Frieden zu erlangen? Aber das war ja, als würde er einen Streit mit einem Mitschüler beilegen, indem er ihm eins auf die Nase gab! Das funktionierte doch nie im Leben! Erstens würde ihm danach die Hand wehtun. Zweitens würde sein Gegner zurückhauen, und zwar vermutlich fester. Und drittens würden sie beide nachsitzen müssen.

»Und was haben Sie jetzt mit uns vor?«, fragte Hanna. »Dass wir keine Angreifer sind, ist ja wohl offensichtlich.« Sie deutete auf Lewis. »Schauen Sie ihn doch mal an. Warum lassen Sie uns nicht einfach gehen?«

»Weil wir noch so viel von euch lernen können«, sagte Demos. Er warf einen Blick zur Tür, in der eine fremde Frau aufgetaucht war. Ihre Nase und ihre Augenbrauen waren schmal, und sie trug das Haar an den Seiten kurz geschoren.

Sie erinnerte Lewis an eine Schulrektorin. Eine hartherzige, fiese Schulrektorin, die in einem Sarg unter ihrem Schreibtisch schlief.

»Es ist alles für die beiden bereit«, sagte sie.

Demos und die Vampirdirektorin führten Lewis und Hanna durch ein Gewirr von Fluren, an geschlossenen Türen und einer Handvoll überraschter Atlanter vorbei. Algenkinn und Mrs Ratnitzky folgte ihnen in ein paar Schritten Abstand bis zu einem Raum, der ungefähr die Größe der kleinen Aula von Lewis' Schule hatte. Die langen Tische darin waren mit Lautsprechern, Reglern, Knöpfen und diesen seltsamen Tablets versehen, deren Oberflächen sich in ständiger Bewegung befanden. An einem der Arbeitsplätze stand eine Frau, die kurz aufblickte, als sie eintraten. Ihre ohnehin schon großen Augen wurden noch größer. Dann sah sie wieder weg und konzentrierte sich weiter auf ihre Arbeit.

Die Vampirdirektorin schaltete einen Lautsprecher ein. Eine seltsame, tiefe Melodie erklang und brachte den gesamten Raum zum Beben. Die Wand gegenüber der Tür bewegte sich, und die Steine verschoben sich, bis eine riesige Metallluke erschien. Zwei Halbkreise öffneten sich wie Augenlider. Dahinter befand sich ein großes Glasfenster, das auf ein gigantisches Unterwasserbecken hinausging. Lewis machte einen Schritt darauf zu. Niemand machte Anstalten, ihn aufzuhalten. Das Wasser war dunkel und schien sich bis in die Unendlichkeit zu erstrecken. »Ist das der Ozean?«, fragte er.

»Nein, das ist ein geschlossenes Becken«, antwortete Demos.

»Wenn auch ein sehr großes.«

Hanna stellte sich neben Lewis und wies auf einige Punkte aus bläulich weißem Licht, die in der Ferne von rechts nach links am Fenster vorbeizogen und das Dunkel durchstreiften wie langsame Sternschnuppen. Das Wasser bewegte sich wie ein riesiger, angestauter unterirdischer Fluss. Lewis wurde kalt. Die Dunkelheit erinnerte an den Ozean, ehe der Tsunami sie getroffen hatte. Eins der Lichter war näher und größer als die anderen. »Was sind das für Dinger?«, fragte er.

»Das siehst du gleich«, antwortete Demos.

Das Wasser zu Lewis' Rechter wurde heller und begann zu glühen, als die Strömung etwas in ihr Sichtfeld trug. Es hatte die Form ihres U-Boots, war aber kleiner und aus durchsichtigem Glas. Das Innere war in drei Stockwerke aufgeteilt. Es gab Stühle und Tische, ein Sofa und sogar ein Bett. An der Rückwand rankte eine Pflanze empor. »Das sieht ja aus wie ein kleines Haus!«, sagte Lewis.

»So etwas in der Art ist es auch«, erwiderte Demos. »Bei den Bewohnern handelt es sich um Kriminelle, Revolutionäre und andere Personen, die eine Gefahr für den Frieden darstellen. Wir entfernen grundsätzlich alle potenziell schädlichen Elemente aus der Gesellschaft.«

»Dann ist das hier also eine Art Unterwassergefängnis?«, fragte Hanna.

»Eine hoch zivilisierte und absolut ausbruchsichere Haftanstalt«, erklärte die Vampirdirektorin. »Die Kugeln sind mit allem ausgestattet, was man für ein langes, gesundes Leben benötigt. Ich wage zu behaupten, dass die meisten unserer Gäste inzwischen gesünder sind als vor ihrer Ankunft.«

»Aber sie sind gefangen«, bemerkte Hanna.

»Wo ...« Lewis versagte die Stimme. »Wo ist mein Dad?«

Die Glaszelle trieb näher und heftete sich mit einem lauten Rumms an die Wand. Das Panoramafenster verschwand im Stein, und eine runde Glasluke öffnete sich. Aus der Zelle drang ein Schwall warmer Luft. Als würde sie ausatmen, nachdem sie viel zu lang die Luft angehalten hatte. Lewis spürte den Luftzug über die winzigen Haare in seinem Gesicht streichen. Er schauderte, aber nicht vor Kälte. In der Zelle stand sein Vater und blickte hinaus. Lewis' Freude und Erleichterung darüber, ihn gefunden zu haben, versiegte augenblicklich. Denn sein Vater wurde bei ihrem Anblick leichenblass. Die Rektorin hob eine Waffe, wohl für den unwahrscheinlichen Fall, dass er versuchen würde, aus der Zelle zu türmen.

»Was machen die Kinder hier?«, fragte sein Dad Demos.

»Warum ist der Professor da drin?«, fragte Hanna gleichzeitig. »Was haben Sie mit ihm gemacht?«

»Ich versichere dir, dass er es recht gemütlich hat«, sagte Demos. »Allerdings besteht keinerlei Hoffnung auf Flucht. Die Wassertemperatur liegt nur minimal über dem Gefrierpunkt, zudem ist das Wasser mit Gift versetzt. Sollte dein Vater wirklich so dumm sein zu versuchen, schwimmend zu entkommen, würde er nach wenigen Minuten an der Kälte und den Giftstoffen sterben.«

Hanna schluckte. »Das ist ... grauenvoll.«

»Aber notwendig.«

Falls Demos gerade versuchte, ihnen Angst einzujagen, war

es ihm gelungen. Lewis schauderte erneut. »Warum erzählen Sie uns das alles?«, fragte er.

Demos trat an den Rand der Luke und wies in die Zelle. »Verzeihung, ich dachte, das sei offensichtlich. Ich erzähle es, weil diese Zelle euer neues Zuhause ist. Der Ort, an dem ihr drei den Rest eures Lebens verbringen werdet.«

© Edel Kids Books

DIE STUNDE DER WAHRHEIT

Ein Strudel an Gedanken, Fragen und Gefühlen wirbelte durch Kayas Kopf. Ihr Vater war ein Vernichter? Das konnte doch unmöglich sein! Lächerlich. Absurd sogar! Hätte jemand anderes es behauptet, hätte sie nicht einmal in Betracht gezogen, dass etwas Wahres dran sein könnte. Höchstens gelacht hätte sie. Aber es war ihre Großmutter gewesen. Und sie hatte Kaya geschworen, dass sie die Wahrheit sprach. Trotzdem ergab das alles keinen Sinn. Klar, ihr Vater war häufig über lange Zeiträume hinweg unterwegs. Und Atlantis und seine Menschen gingen ihm über alles. Aber er war doch nur Ingenieur! Wie konnte ihr freundlicher, liebevoller Dad Mitglied einer so brutalen, herzlosen Gruppe sein? Und warum belog er seine eigene Tochter? Das Ganze war doch total abwegig.

Oder?

Dann hatte sie plötzlich eine Frage im Kopf. Eine, die auch nur zu denken schon wehtat. Und die ihre Großmutter vermutlich nicht beantworten würde. »Was hätte meine Mom dazu gesagt?«

Ihre Mom, die sie mit Elidas Geschichten von der Oberfläche vertraut gemacht hatte. Ihre Mom, die an die Sonnen-

menschen geglaubt hatte. Ihre Mom, die all diese Geschichten für wahr gehalten hatte.

»Kaya, Liebes«, sagte ihre Großmutter. »Deine Mutter ist der Grund dafür, dass dein Vater den Vernichtern überhaupt erst beigetreten ist.«

Ihre Worte trafen Kaya so unvorbereitet, dass sie keinen Ton herausbrachte.

Es war Rian, der um eine Erklärung bat. »Was soll das heißen?«

Ihre Großmutter deutete auf das Gerät, das Naxos auf den Boden gestellt hatte. »Das läuft noch, ja?«, versicherte sie sich. »Wir können offen reden?« Naxos nickte. »Nun gut. Also, Kaya. Deine Mutter wurde ausgewählt, Teil einer Mission zur Oberflä...«

»Was?!«, unterbrach Kaya sie.

Ihre Großmutter wandte sich an Naxos. »Du musst wissen, meine Tochter, Kayas Mutter, war ein heller Stern in der politischen Landschaft.« Dann richtete sie das Wort wieder an Kaya. »Damals war sie zwar noch nicht sehr einflussreich, aber sie hatte eine beeindruckende Karriere vor sich. Es gab sogar Leute, die glaubten, eines Tages würde sie Vorsitzende des Hohen Rats werden. Jedenfalls war sie Teil einer kleinen Gruppe prominenter Atlanter – Politiker, Wissenschaftler und Geschichtenerzähler –, die man auf eine Mission an die Oberfläche schickte. Sie wollten versuchen, mit den Anführern der Sonnenmenschen zu sprechen.«

»Dann wusste sie also, dass es sie wirklich gibt«, murmelte Kaya vor sich hin.

»Oh ja, das tat sie«, bestätigte ihre Großmutter. »Aber ich bin nicht sicher, ob es ihr je gelang, sie auch mit eigenen Augen zu sehen.« Ihr Tonfall wurde trauriger. »Die genauen Einzelheiten haben wir nie erfahren, aber alles weist darauf hin, dass ihr Schiff zerstört wurde, ehe sie einen Fuß an Land setzten. Manche halten es für einen Unfall, andere dagegen – darunter auch dein Vater – glauben, es sei Absicht gewesen. Sie glaubten, die Sonnenmenschen hätten uns bewusst angegriffen, und werteten den Vorfall als Kriegserklärung.«

Rian und Kaya bombardierten sie mit Fragen, doch leider war das alles, was ihre Großmutter wusste, und auch Naxos hatte kaum etwas hinzuzufügen. Schließlich war er nur ein Tüftler, wie er sagte. Aber Kaya war auch so schon völlig durcheinander. Die Wahrheit über das Verschwinden ihrer Mutter und über ihren Dad, dazu Naxos, Rian und ihre Großmutter, die ihr alle dabei zusahen, wie sie versuchte, Ordnung in das Chaos ihrer Gedanken zu bringen – es war einfach zu viel. Sie rannte aus der Küche in ihr Zimmer, riss die Narwal-Fahne vom Bett und feuerte sie in eine Ecke. Sie musste unbedingt mit ihrem Vater sprechen! Und zwar nicht über Kopfhörer, sondern von Angesicht zu Angesicht.

Aufgewühlt lief sie in ihrem Zimmer auf und ab, als Rian die Tür aufpiff und den Kopf hindurchsteckte. »Mir tut das alles ja furchtbar leid, Kaya, aber ...«

»Aber was?«

»Deine Freunde brauchen dich«, drängte er. »Hanna, Lewis und dieser Professor, von dem du uns erzählt hast. Ich weiß, das ist alles gerade ganz schön viel für dich. Vor allem

das mit deinem Dad und deiner Mom... Keine Ahnung, wie du das wegsteckst. Aber die Sonnenmenschen brauchen dich, Kaya. Dieser Naxos...« Er senkte die Stimme und wies mit dem Daumen Richtung Wohnzimmer. »Der schafft das doch nie im Leben allein. Ohne dich endet der wieder irgendwo im Müllschacht. Er braucht deine Hilfe. Also. Flick dein Herz wieder zusammen, oder was auch immer, und dann raus mit dir.«

Im ersten Moment wollte sie protestieren, aber eher aus Reflex. Er hatte nämlich recht. Außerdem war sein Vortrag ziemlich überzeugend gewesen. Sie warf ihm ein schiefes Lächeln zu.

»Was?«, fragte er.

»Das war ziemlich gut«, antwortete Kaya. »Deine Rede, meine ich. Hast du geübt?«

Er zuckte mit den Achseln. »Klar. Ich wusste immer schon, dass irgendwann der Tag kommen würde, an dem du deinen persönlichen Kummer hintenanstellen musst, um einen Haufen angeblicher Angreifer aus den Klauen der Geheimpolizei zu befreien. Ich plane das seit Jahren.«

»Und sag mal... Wie genau flickt man ein Herz zus...«

»Ach, halt einfach die Klappe und pack deine Sachen. Dein Anti-Schwerkraft-Set musst du aber hierlassen.«

»Im Ernst?«

»Das brauch ich.«

»Rian, das ist jetzt echt nicht der richtige Mom...«

»Das ist kein Witz, Kaya«, unterbrach er sie. »Da draußen stehen zwei Vernichter, schon vergessen? Jemand muss sie

weglocken, damit du dich mit Naxos im Cruiser davonmachen kannst. Sie beobachten die Garage. Und sie beobachten dich. Also werde ich mithilfe der Ausrüstung deinen Balkonrick ausprobieren.«

Kaya verkniff sich ihre Antwort und dachte stattdessen gründlich über seinen Vorschlag nach. Mit etwas Glück konnte es funktionieren. »Bist du sicher, dass du dir das alles nicht nur ausgedacht hast, um endlich an meinen liebsten Besitz zu kommen?«

»Ertappt!«, sagte er. »Ich riskiere mein Leben, um dein Spielzeug benutzen zu dürfen.«

Natürlich sollte das nur ein Witz sein. Aber sein Leben riskierte er mit dem Plan wirklich. Oder zumindest seine Gesundheit und seine Freiheit. Er hatte vor, zwei Vernichter auszutricksen. Und das nur, um Kaya zu helfen.

Sie verstummten. Kaya wusste nicht, was sie sagen sollte.

Zum Glück betrat in diesem Augenblick Naxos den Raum. »Ist sie einverstanden?«, fragte er Rian.

»Ist sie.«

Nach einer unbeholfenen Mischung aus Umarmung und Händeschütteln mit Rian packte Kaya Wechselkleidung und neuen Proviant in ihren Rucksack, dazu ein paar Teile aus Hannas Elektroschrotthaufen. Rian kam aus ihrem Zimmer. Er hatte ihre Anti-Schwerkraft-Ausrüstung angelegt und trug darunter ... einen ihrer Jumpsuits!?

»Wieso hast du ...«

»Eine Idee von deiner Großmutter«, unterbrach er sie genervt. »Du wirst den Anblick überleben. Ich bin auch nicht

glücklich darüber, aber die Vernichter sollen denken, dass ich du bin.« Als Tüpfelchen auf dem i wickelte er sich einen Schal um den Kopf, der sein kurzes Haar verbarg. Dann rollte er mit den Schultern und sprang ein paarmal auf und ab. »Überraschend bequem«, stellte er achselzuckend fest. »Die sollten solche Dinger auch für Jungs verkaufen. Naxos, sind die beiden da unten noch auf Position?«

Kaya presste sich gegen die Wand und spähte über Naxos' Schulter. Die Vernichter waren nach wie vor da. »Ja, sind sie«, antwortete Naxos. »Du kannst jederzeit loslegen.«

»Du fliegst auf direktem Weg nach Hause, Rian. Verstanden?«, sagte ihre Großmutter. »Zu deinen Eltern.«

»Aber eigentlich wollte ich vorher noch ein bisschen durch die Stadt...«

»Direkt nach Hause.«

»Direkt nach Hause«, wiederholte er. »Und... Kaya?«

»Ja?«

»Viel Glück. Wenn du wieder da bist, musst du mir alles erzählen.«

Und damit verschwand Rian in ihrem Zimmer, ohne ihr die Zeit für eine Antwort zu lassen. Die beiden Vernichter standen auf der anderen Straßenseite etwas weiter rechts an die Wand gelehnt da. Kaya, ihre Großmutter und Naxos beobachteten vom Fenster aus, wie Rian vom Balkon sprang und mit dem Rücken zu den Vernichtern an ihrem Fenster vorbei in Richtung Stadtzentrum flog. Die Vernichter gerieten in Panik, rannten zu ihrem Cruiser und stiegen ein. Aber sie hatten schon keine Chance mehr, Rian einzuholen.

Kayas Großmutter beobachtete, wie er in der Ferne davonschoss. »Das ist nicht der Weg zu seinen Eltern, oder, Liebes?«

»Nein, definitiv nicht.« Kaya musste lachen.

Dann eilten die drei die Treppe hoch zur Garage. Als sie Gogols verbeulten Cruiser erreichten, war ihre Großmutter ein wenig außer Atem. Beim Anblick der Schrottschüssel schüttelte sie sorgenvoll den Kopf. »Damit wird es nicht gehen«, murmelte sie und gab einen Pfiff von sich. Ein glänzender Luxus-Cruiser erhob sich aus einer der Parklücken und schwebte zu ihnen.

»Aber das ist dein neuer Cruiser«, sagte Kaya. »Großmutter, ich ...«

»Nehmt ihn«, erwiderte die alte Dame. »Ihr habt eine lange Reise vor euch.«

Nachdem Kaya eingestiegen war, beugte sich ihre Großmutter über die Tür und sah ihr tief in die Augen. Dann ergriff sie Kayas Hände. »Mein neugieriges, ungeduldiges, abenteuerlustiges Mädchen. Du bist deiner Mutter in so vielen Dingen ähnlich. Ich wusste immer schon, dass du es nicht lange hinter diesen Wänden hier aushalten würdest. Und jetzt ab mit euch!«

16

DAS GEFÄNGNIS UNTER DEM MEER

Lewis wollte definitiv nicht den Rest seines Lebens im Gefängnis verbringen. Aber wenn er sich eine Zelle hätte aussuchen müssen, ja dann wäre das hier sicher nicht die schlechteste. Der Ausblick war interessant – mit dem ganzen Wasser überall. Auf der obersten Ebene gab es für jeden von ihnen ein Bett, und die Matratzen waren überraschend bequem. Die Badezimmerwände bestanden zum Glück aus geschwärztem Glas, also hatte man ein bisschen Privatsphäre. Und die Böden waren dunkel, sodass man nicht von einer Ebene zur nächsten schauen konnte. Die Stockwerke waren durch Leitern verbunden, und es gab Luken, die man schließen konnte, wenn man seine Ruhe haben wollte. Oder aus Sicherheitsgründen. Bei seiner ersten Besichtigungstour wäre Lewis nämlich fast durch eine der Öffnungen gefallen.

Der größte Raum befand sich in der Mitte der Zelle. Es handelte sich um ein Wohnzimmer mit Tisch und Stühlen, ein paar Sofas und einer Art Küche. Lewis fragte, ob man auch beim Lieferservice bestellen könnte, aber niemand lachte. Trainingsgeräte gab es auch, aber die Gewichte waren für

Atlantier gedacht. Sogar sein Dad bekam sie kaum vom Boden hoch.

In der untersten Ebene befanden sich riesige Becken mit Fischen und Seegras und ein paar kleinere, in denen verschiedene Meerespflanzen wuchsen. Außerdem waren dort haufenweise Geräte und Pumpen untergebracht, die für saubere Luft und gefiltertes Wasser sorgten. Und Lewis fand sogar eine Art Waschmaschine, was gut war, weil seine Kleidung inzwischen nach Kompost stank. In seinen Achselhöhlen hatten sich bestimmt schon ganze Kolonien winziger Lebewesen eingenistet.

Nachteile gab es allerdings auch eine Menge an ihrer Zelle. Zum Beispiel hatte er noch keinen Fußball entdecken können und eine Spielkonsole auch nicht. Statt einer Dusche gab es einen seltsamen Badewannenverschnitt. Und richtiges Essen hatten sie auch nicht. Fisch und Algen würden ihm bestimmt bald zum Hals raushängen.

Oh, und dann war da natürlich noch die Tatsache, dass sie in einem ausbruchsicheren Unterwassergefängnis festsaßen. Jupp, da war er, der fette Fehler im System.

Er versuchte es mit einer positiven Einstellung. Optimismus. Hoffnung. Aber trotzdem fühlte er sich, als hätte man ihn in ein mehrere Tausend Meter tiefes Erdloch gesteckt und vergessen.

Sie mussten von hier fliehen. Oder um Hilfe rufen. Irgendwas.

Zu allem Überfluss benahm sich sein Dad auch noch ziemlich schräg, seit sie wieder zusammen waren. Anfangs hatte er sich natürlich gefreut. Aber dann war er merkwürdig gewor-

den. Still. Nicht richtig abweisend und auch nicht so, wie er oft gewesen war, wenn Lewis mal Aufmerksamkeit brauchte – eine Umarmung oder auch nur ein Lächeln –, nämlich mit den Gedanken ganz woanders. Wobei es sich bei diesem Woanders meistens um Atlantis gehandelt hatte. Nein, das hier war anders. Manchmal ertappte er seinen Dad dabei, wie er ihn mit einem traurigen Lächeln musterte. Manchmal zog ihn sein Dad auch unerwartet in kurze, aber richtig innige Umarmungen.

Sie steckten seit einem halben Tag, vielleicht auch etwas mehr, in der Zelle fest, als Lewis sich auf die Suche nach seinem Vater machte, um zusammen mit ihm zu überlegen, wie sie von hier wegkommen konnten. Sein gesamtes Wissen über Gefängnisausbrüche stammte aus Filmen. Meistens gruben die Leute Tunnel, aber das kam hier aus offensichtlichen Gründen ja nicht infrage.

Er fand seinen Dad ganz oben, wo er im Schneidersitz zwischen den Betten saß und ins Wasser hinausstarrte.

»Was machst du da?«, fragte Lewis.

Sein Vater hob eine Hand. Meditierte er? Seine Lippen bewegten sich leicht. Lewis wartete. Sein Vater flüsterte eine Zahl in sein X-Pad. »Einen Moment noch, Kleiner.«

Er recherchierte. Schon wieder. Und das alles für seine albernen Atlantis-Tagebücher. Lewis hätte schreien können vor Frust. Konnte sein Dad nicht mal ein paar Stunden lang seine Neugierde Neugierde sein lassen? Oder wenigstens für ein paar Minuten?

Sie brauchten seine Hilfe! Sie mussten einen Weg aus dieser

Zelle finden, anstatt ihre Zeit damit zu verschwenden, Daten für ein Buch zu sammeln, das sein Dad sowieso nicht veröffentlichten konnte, solange sie hier festsäßen. Lewis hatte sein Leben aufs Spiel gesetzt, um bei seinem Dad sein zu können. Sie hatten Atlantis gefunden. Zusammen! Und trotzdem war alles beim Alten. Sie steckten gemeinsam in einer Gefängniszelle fest, und trotzdem hatte er immer noch das Gefühl, dass sein Dad auf einem anderen Planeten lebte.

Nichts war ihm wichtiger als Atlantis. Nicht mal sein eigener Sohn.

Wütend kletterte Lewis die Leiter ins Mittelgeschoss hinunter. Er setzte sich kurz hin und wartete, bis ihm nicht mehr nach Heulen zumute war. Dann suchte er Hanna. Er wollte gerade nicht allein sein.

Er fand sie auf der untersten Ebene, wo sie die beiden deckenhohen Becken beobachtete. Das eine war mit Seetang gefüllt, das andere mit Fischen. Es waren Hunderte, und sie schwammen im Kreis, als würden sie in einem Mixer stecken, der in Zeitlupe lief. Das Leben dieser Fische war so traurig, dass Lewis seine eigene Situation plötzlich nicht mehr ganz so schlimm fand. Zumindest hatte niemand vor, ihn zu fressen ... oder?

»Hey, schau mal da.« Hanna winkte ihn zu der einzigen freien Wand. Sie saß zusammengekauert da und wies auf etwas im Wasser außerhalb der Zelle.

Lewis drückte sich die Nase am kalten Glas platt. »Was meinst du?«

»Also. Ich hab die ganze Zelle untersucht. Jeden Quadrat-

zentimeter. Jede Schraube und jeden Nagel. Sie wird komplett von außen gesteuert. Aber der Professor und ich haben uns unterhalten, und... apropos, was macht dein Dad eigentlich gerade?«

Lewis zuckte mit den Achseln. »Meditieren? Oder irgendwas zählen. Keine Ahnung.«

In diesem Moment schob sein Dad seinen Quadratschädel durch die Luke. »Zählen«, sagte er. »Ausgehend von unserer geschätzten Geschwindigkeit und der Zeit, die diese Zelle für eine vollständige Kreisbahn benötigt, nehme ich an, dass dieses Becken die Größe einer Kleinstadt hat. Hier müssen Hunderte von Zellen untergebracht sein.« Seine Worte verschwammen zu Gemurmel. Er kletterte die Leiter herunter.

»Wie hast du es eigentlich geschafft, das Ding zu behalten?«, fragte Lewis und zeigte auf das X-Pad. »Haben sie dich nicht durchsucht? Demos war...«

Sein Vater bedeutete ihm hastig zu schweigen und wies an die Decke.

Ach so, klar. Die Atlanter belauschten sie garantiert. Sein Vater tat so, als würde er das X-Pad abnehmen und in seinem Schuh verstecken. Dann zog er den anderen Schuh aus und verzog das Gesicht. »Als sie mich durchsucht haben, zog ich einen Schuh aus«, berichtete er dann im Flüsterton. »Und sie haben mich höflich gebeten, das beim zweiten doch bitte zu unterlassen. Also: Worüber habt ihr zwei gerade geredet?«

Hanna beugte sich erneut zur Glasscheibe vor und deutete ins Dunkel. »Siehst du diesen Ring da, der um die Außenseite verläuft?«, flüsterte sie Lewis zu, dann an seinen Dad ge-

wandt: »Schauen Sie, Professor! Das scheint eine Art gigantischer Magnet zu sein, der die gesamte Zelle umschließt. Aber ich komme einfach nicht drauf, wie sie ihn aktivieren.«

»Na, mit Schall«, antwortete sein Dad, ebenfalls im Flüster-ton.

Hanna sprang auf. »Aber natürlich!«

»Ich verstehe kein Wort«, sagte Lewis.

»Wenn sie wollen, dass die Zelle zum Kommandoraum treibt, müssen sie eine bestimmte Melodie spielen«, erklärte Hanna.

»Und diese Melodie ist bei jeder Zelle anders«, fügte sein Dad unterdrückt hinzu.

»Und wenn die Melodie an die Zelle gesendet wird, aktiviert sich der Magnetring...«

»...und die fragliche Zelle wird durch Magnetkraft in Richtung der Kommandozelle gezogen«, vervollständigte sein Dad murmelnd ihren Gedanken. »Ja, so muss es sein.«

Hanna hielt eine ausgestreckte Hand empor und schlug langsam und lautlos mit der geballten Faust dagegen. »Zack, die Magneten verbinden sich, die Zelle dockt an, und die Tür geht auf.«

»Genau.«

Hanna hüpfte aufgeregt auf und ab. »Das heißt, wenn man die richtige Melodie kennt...«

Die Miene seines Vaters zeigte keine Regung. Er schien sich nicht von Hannas Aufregung anstecken zu lassen.

»Was ist das Problem?«, fragte Lewis.

Sein Dad klopfte gegen die Glasscheibe, und Hanna sackte

in sich zusammen. »Die Wände sind schalldicht«, sagte sie kleinlaut. »Das heißt, selbst wenn man die richtige Melodie spielen könnte, müsste man es vom Wasser aus tun.«

»Und das Wasser ist so kalt, dass es einen umbringt«, murmelte Lewis.

»Und außerdem giftig.«

Die drei verstummten. Die Wände schienen dicker zu werden und das Licht dunkler.

Dann klatschte sein Dad in die Hände. »Keine Sorge. Sie werden schon noch zur Vernunft kommen und begreifen, dass sie gerade einen riesigen Fehler begehen. Und dann lassen sie uns frei. Ihr werdet schon sehen!«

»Und was, wenn nicht?«, fragte Lewis.

»Keine Sorge, früher oder später lassen sie uns wieder raus.«

»Okay«, sagte Hanna. »Aber was, wenn ...«

»Daran wollen wir im Augenblick nicht denken, Hanna. In Ordnung?«, unterbrach sein Dad sie.

»Du erwartest also von uns, dass wir einfach hier rumsitzen und hoffen?«, fragte Lewis.

Sein Dad warf ihm ein schiefes Lächeln zu und ließ eine seiner gewaltigen Pranken auf Lewis' Schulter fallen. »Unter-schätze niemals die Macht der Hoffnung, Sohn.« Damit beendete er das Gespräch und kletterte zurück auf seinen Ausguck auf der obersten Ebene.

Hoffnung? Das war seine Lösung?

Eine Zeit lang starrte Lewis ins Wasser hinaus. In der Ferne trieben andere Zellen vorbei, manche unter, andere über

ihnen. Wie lange die Insassen wohl schon hier gefangen waren? Jahre? Jahrzehnte? Er fragte sich, ob er in dieser Zelle alt werden würde. Vielleicht würde ihm ein ellenlanger, weißer Rauschebart wachsen. Nein, vermutlich würden ihm vorher die Haare ausfallen. Und die Zähne auch, weil es hier keinen Zahnarzt gab. Aber vor allem wäre er total fertig. Weil er seine Mom niemals wiedersehen würde. Nie wieder hören würde, wie sie ihm ein »Schlaf gut« zuflüsterte. Und sein Bruder ... Sein kleiner Bruder würde ohne ihn aufwachsen. Ganz allein. Mit besseren Zähnen. Wer sollte Michael denn jetzt den Ententanz beibringen?

Hinter ihm fiel etwas klappernd auf den Boden.

Hanna hatte ein Paneel über dem Fischbecken von der Wand geholt. Er beobachtete, wie sie das Gewirr aus Schläuchen und Rohren dahinter begutachtete. »Was machst du da?«, fragte er. »Ich würde das Zeug lieber nicht anfassen, sonst haben wir am Ende nichts mehr zu essen.«

»Ich wollte nur nachschauen, ob ich da drinnen irgendwas finde, womit man Signale losschicken kann. Der Großteil der Technologie in Atlantis funktioniert mithilfe von Klängen. Sie haben eine vollkommen andere Richtung eingeschlagen als wir. Bei uns dreht sich alles ums Visuelle. Bildschirme und Licht. Bei ihnen um Geräusche. Als wir mit Kaya im Cruiser saßen, dachte ich, wenn ich ein Radio zusammenbastle und eine von diesen Schallwaffen als Verstärker nutze, könnte ich einen Hilferuf absetzen.«

Das war eine gute Idee. Nein, nicht gut. Fantastisch! Wenn nicht sogar genial.

Allerdings sah Hanna selbst leider nicht sonderlich begeistert aus.

»Und wo liegt das Problem?«

»Ich habe nicht die nötigen Bauteile für ein Radio. Das liegt alles in dem Rucksack in Kayas Wohnung.«

»Zusammen mit der Todestrompete«, fügte Lewis hinzu.

»Genau. Ganz abgesehen davon, dass wir in einer schalldichten Gefängniszelle stecken.«

Okay. Ganz so genial war ihr Plan also doch nicht.

Hanna setzte sich auf den Boden, ließ sich mit dem Rücken gegen das Fischbecken sinken und seufzte. »Das war so alles nicht geplant.«

»Du meinst, dass wir im Knast sitzen? Ja, ich hätte auch nie ged...«

»Nein, ich meine Atlantis überhaupt! Ich hätte nie gedacht, dass es wirklich existiert.«

Ihre Augen waren blutunterlaufen, und sie schien kurz davor zu sein, in Tränen auszubrechen. Lewis hatte keine Ahnung, was er sagen sollte. Also setzte er sich einfach neben sie auf den Boden. Sie rutschte ein bisschen näher, und sie blickten gemeinsam ins Wasser hinaus und beobachteten die vorbeitreibenden Zellen in der Ferne. Hanna nahm seine Hand, aber irgendwie fühlte sich das gar nicht komisch an. Eher als sei sie die große Schwester, die er nie gehabt hatte. Eine frustrierend schlaue, manchmal auch ganz schön nervige Schwester vielleicht, aber trotzdem eine Schwester.

Irgendwann ging Hanna die Treppe hoch, und Lewis musste gähnen. Sein Vater saß immer noch ganz oben, vermutlich

hatte er sich wieder in seinen tranceartigen Zustand begeben. Oder er überlegte, wie er das nächste Kapitel in seinem Atlantis-Tagebuch nennen sollte. Lewis war immer noch zu sauer, um mit ihm zu reden. Sich in eins der Betten zu legen, hätte sich nach Niederlage angefühlt – als würde er anerkennen, dass die Zelle sein neues Zuhause war. Also knallte er sich auf die Couch gegenüber von der, auf der Hanna inzwischen schnarchte. Ein gewaltiges Gähnen schüttelte seinen gesamten, todmüden Körper, und wenige Sekunden später war er eingeschlafen.

In seinem Traum war er wieder daheim. Er stand vor dem Haus. Sein Bruder war da und Robert auch. Und seine Mutter. Sie suchten ihn, riefen nach ihm. Er konnte sie sehen und berühren, sie ihn aber nicht. Er war unsichtbar. Ziegen kamen in seinem Traum auch vor. Sie trugen Smokings und servierten winzige Hotdogs als Häppchen.

Im nächsten Moment befand er sich am Rand einer Traumweltversion der Klippe bei ihm zu Hause, und anders als in echt war das Meer nicht kilometerweit entfernt, sondern toste direkt unter ihm gegen die Klippe. Es war ein wütendes Meer, düster, brodelnd und voll wilder Wellen mit weißen Schaumkappen.

Zitternd wachte er auf. Der Raum war stockdunkel. Hanna lag immer noch auf dem anderen Sofa. Unter ihrem Mund hatte sich eine kleine Sabberpfütze gebildet.

Die Angst hatte Lewis immer noch fest im Griff. Die Traumwelt war noch nicht ganz verschwunden. Er dachte an die Ziegen im Smoking. Zumindest die waren witzig gewesen.

Er stand auf und ging zur Leiter. Die Lukenklappe zwischen mittlerer und oberer Ebene war nicht mehr da. Auf der Plattform über ihnen brannte noch Licht. Lewis kletterte die Leiter hoch, aber sein Dad war weg. Die Angst aus seinem Traum krallte sich immer noch in seiner Brust fest. Wo war sein Vater?

Hastig kletterte er wieder nach unten. Hanna schnarchte leise und flatternd. Hier auf der mittleren Ebene war sein Vater auch nicht.

Genauso wenig wie ganz unten.

»Hanna!«, rief er, während er wieder in den Wohnbereich hochkletterte. »Mein Dad! Wo ist er?«

Sie brummelte, als er sie an den Schultern packte und sanft rüttelte. Dann setzte sie sich auf. »Dein Dad? Wo soll er denn sein?«

»Keine Ahnung, aber er ist weg.«

»Unmöglich«, sagte Hanna.

Dann riss sie die Augen auf und rannte zum Eingang. Lewis folgte ihr. Hier hatten sie die Zelle betreten, an dieser Stelle hatte sie sich mit dem Kontrollraum der Verrichter verbunden. Seitdem hatte Lewis diesem Bereich kaum Aufmerksamkeit geschenkt. Es gab eine Innentür und dahinter einen kleinen Eingangsbereich, wie ein Vorraum in einem normalen Haus. Auf der anderen Seite führte eine Tür durch die Außenwand der Zelle. Sein Dad befand sich im Eingangsbereich. Unter ihnen zischten Pumpen und leiteten Wasser in den kleinen Raum. Sein Dad stand mit dem Rücken zu ihm da, den Blick fest auf das gewaltige Becken gerichtet. Das Wasser reichte ihm bereits bis zur Taille.

Hanna hämmerte mit den Fäusten gegen die Scheibe. »Professor!«

»Was macht er da?«, fragte Lewis. Abgesehen von der Angst herrschte in seinem Kopf völlige Leere.

»Professor! Stopp!«

»Was soll das? Hanna, was macht er denn da?«

»Er versucht, nach draußen ins Wasser zu kommen.«

»A...aber warum d...denn?«, stammelte Lewis.

Das Wasser stieg immer schneller.

Hanna brüllte und hämmerte mit den Fäusten gegen die Innentür. »Professor! Professor!«

Er schien sie gar nicht zu hören.

Doch als das Wasser seine Schultern erreicht hatte, drehte er sich um, lächelte und hob beide Daumen.

Alles okay? Behauptete er wirklich, dass alles okay war? Nein!

Nein, nein, nein! Absolut rein gar nichts war okay!

Sein Dad drehte sich wieder um und ließ sich so weit zurücksinken, dass sie seinen Scheitel sehen konnten. Er holte ein letztes Mal tief Luft. Das Wasser stieg über seinen Kopf und erreichte die Decke. Dann ging die Außentür auf, und er presste Hände und Füße gegen die Innenseiten des Durchgangs. Dort blieb er hängen wie jemand, der die Wände einer schmalen Gasse hochklettert.

»Was macht er denn?«, fragte Lewis panisch. »Ich kapiere nicht, was das soll!«

»Ich auch nicht«, gab Hanna atemlos zu. »Moment«, keuchte sie dann. »Schau mal!«

Sein Dad klammerte sich weiter mit beiden Füßen und einer Hand fest, mit der anderen langte er in seine Hosentasche und holte sein X-Pad heraus. »Dad!«, brüllte Lewis wieder und wieder, doch seine Rufe prallten von den schalldichten Wänden einfach ab. Sein Vater hielt das X-Pad von sich.

»Zeichnet er etwas auf?«, fragte Lewis.

»Das, oder er spielt etwas ab«, antwortete Hanna.

Plötzlich veränderte die Zelle ihren Kurs. Als würde sie von einer äußeren Kraft gesteuert.

Wieder begannen die Pumpen zu zischen. Die Außentür glitt zu, dann floss das Wasser aus dem Vorraum ab.

Lewis' Dad versuchte, wieder nach drinnen zu gelangen. Aber was hatte er da draußen überhaupt zu suchen gehabt? Hatte er ernsthaft sein Leben aufs Spiel gesetzt, um weitere Daten zu sammeln?

Lewis hämmerte mit den Fäusten gegen die Tür, aber Hanna packte ihn an den Handgelenken und zog ihn weg. Sie stürzten zu Boden, gerade als sich die Tür zum Vorraum öffnete. Der letzte Rest Wasser ergoss sich um sie herum, und Lewis' Dad brach zusammen.

Lewis kroch zu ihm. Sein Vater war eiskalt und klitschnass, seine Haut gräulich weiß. Er murmelte irgendetwas über die Lukenklappe.

»Was?«, fragte Lewis. »Was ist mit der Klappe?«

»Ein Sch...sch...sch...schild«, flüsterte sein Vater. »Wenn sich d...die Tür nachher ö...ö...öffnet, gehen sie auf euch los. Nutzt die K...k...klappe als Schild.«

»Wer geht auf uns los, Dad? Wovon redest du?« Lewis wandte sich an Hanna. »Verstehst du, was er meint?«

Das X-Pad spielte wieder und wieder dieselben paar Töne ab.

»Die Melodie kenne ich«, sagte Hanna.

Sein Vater schloss Augen und Lippen, er atmete jetzt nur noch durch die Nase.

Hanna schien angestrengt zu überlegen.

»Was sollte das?«, fragte Lewis. »Warum hat er das gemacht?«

»Dieses Lied...«

Nach wie vor ertönte immer wieder dieselbe einfache Melodie.

Lewis' Vater atmete zwar, doch seine Brust hob und senkte sich dabei kaum noch. Hanna rannte zu den Sofas, zerrte zwei Decken herunter und warf sie Lewis zu. »Ich hab's! Das war brilliant, Professor!«

Lewis wickelte seinen Dad in die Decken. Was war bitte brilliant daran, sich in eiskaltes Giftwasser zu stürzen? »Ich komm echt nicht mit.«

»Er zeichnet alles auf, was ihm passiert, oder?«

Lewis nickte.

»Also muss er auch aufgenommen haben, was passiert ist, als er sich in der Kontrollstelle befand. Die Melodie hier... Die haben sie auch gespielt, als wir dort drinnen waren. Sie muss diese Zelle hier kontrollieren. Das X-Pad ist wasserdicht, und der Lautsprecher ist leistungsstark. Allerdings nicht stark genug, um diese Wände hier zu durchdringen. Also ist

dein Dad nach draußen ins Wasser gegangen, um die Melodie abzuspielen. Er hat der Zelle vorgespielt, dass sie zum Kontrollraum gerufen wird!«

Lewis sah seinen Dad an, der immer noch mit geschlossenen Augen dalag.

Das war es also, worüber sein Vater sich den Kopf zerbrochen hatte. Es war nicht um seine Forschung gegangen. Anstatt noch mehr bescheuerte Daten zu sammeln, wie Lewis gedacht hatte, war er damit beschäftigt gewesen zu überlegen, wie er sie retten konnte.

Lewis legte die Hand an das Gesicht seines Dads. Die Haut war eiskalt. Hanna half ihm, seinem Vater das klatschnasse Hemd auszuziehen. Dann rannte sie nach oben, holte weitere Decken und Laken von den Betten und warf sie durch die Luke nach unten. Lewis deckte seinen Dad damit zu, aber er brauchte Hannas Hilfe, um ihn auf die Seite zu rollen. Er war einfach zu schwer, vor allem jetzt, wo er schlief wie ein Toter.

Aber er *schlief* nur. Sein Dad lebte noch. Und so würde es auch bleiben.

»Was hat er über die Klappe gesagt?«, fragte Hanna.

»Irgendwas von wegen, dass wir sie als Schild benutzen sollen«, erwiderte er. »Wenn die Tür aufgeht.«

Hanna deutete auf die Glaswände. Die Zelle war dem Beckenrand mit dem Kontrollzentrum schon viel näher gekommen. Sie musterte seinen Dad.

»Das war zwar eine der verrücktesten Ideen, die Sie je hatten, Professor Gates«, sagte sie. »Aber Ihr Plan geht auf.«

EIN SCHWERER VERLUST

Kaya und Naxos waren eine gefühlte Ewigkeit unterwegs gewesen, als sich der Cruiser endlich aus dem Wasser erhob und in einen Tunnel ohne Wasserstraße abbog. Sie hätten so viel schneller sein können, wenn sie gleich geschwebt wären! Aber Naxos bestand darauf, dass sie sparsam mit ihrer Energie umgehen mussten. Kaya hatte zwar versucht, ihn daran zu erinnern, dass sie in einem der neusten Cruiser-Modelle unterwegs waren und die Batterie praktisch ewig hielt. Aber er hatte nicht mit sich reden lassen.

Jetzt beugte er sich konzentriert nach vorn. Am Anfang der Fahrt hatte er einen Dauermonolog über seine supertollen Fahrzeuge gehalten und wie er den Sonnenmenschen zur Flucht verhelfen würde. Aber sie hatte nur mit einem Ohr hingehört. In Gedanken war sie die ganze Zeit bei ihren Eltern. Hatten die Sonnenmenschen wirklich das Schiff ihrer Mutter zerstört? Und war ihr Dad tatsächlich ein Vernichter?

Naxos regelte die Scheinwerfer des Cruisers hoch.

»Bist du sicher, dass wir hier richtig sind?«, fragte Kaya.

»Ah, sie lebt noch! Ist schon eine Weile her, dass du was gesagt hast.«

»Ich musste nachdenken«, murmelte sie.

»Der Weg stimmt, das kann ich dir versichern. Das letzte Signal vom Tracker des großen Sonnenmenschen wurde genau hier abgesetzt. Wir befinden uns ganz in der Nähe vom Hauptquartier der Vernichter.«

Der Tunnel mündete in eine leere Kaverne, in der drei kleine Cruiser geparkt waren. In der Wand befand sich eine einzelne Stahltür. Die beiden Wächter, die rechts und links davon saßen, sprangen auf. Der kleinere der beiden rieb sich mit den Fäusten die Augen und grinste höhnisch, als sie näher kamen. Beide Wachmänner hoben ihre Schallgewehre.

»Keine Angst«, flüsterte Naxos Kaya zu. »Ganz ruhig bleiben.«

»Aber sie haben Gewehre«, protestierte sie. »Ich hole meins am best...«

»Nein«, beharrte er. »Wir brauchen keine Waffen.«

Vornübergebeugt und hinkend verließ er den Cruiser. »Seid begrüßt, Freunde«, krächzte er schwächlich.

Die Wächter ließen ihre Waffen sinken und hörten auf zu grinsen. »Das hier ist ein Privattunnel«, sagte der kleinere. »Dreht um und fahrt dahin zurück, wo ihr hergekommen seid.«

»Aber wir haben uns verfahren, und ...«

Der Wächter hob die Hand an seinen Kopfhörer. »Ruhe«, blaffte er. Jemand schien anzurufen. Er neigte den Kopf zur Seite. »Wie? Was bitte? Was ist da los?«

Ohne jede Vorwarnung klappten beide Wächter zusammen. Naxos senkte seinen Sonic-Blaster.

»Hast du nicht gerade gesagt, wir brauchen keine Waffen?«, fragte Kaya.

»Ich musste meine Meinung revidieren.«

Sie schnappte sich den Rucksack mit Hannas Vorrat an Elektroschrott. Naxos lauschte an der Tür, dann bedeutete er Kaya, dasselbe zu tun. Das Metall unter ihrer Wange war kalt. Sie hielt sich das andere Ohr zu. Drinnen ertönten Sirenen und laute Rufe. »Was ist da los?«, fragte sie.

»Keine Ahnung.«

Naxos löste ein kleines, viereckiges Gerät vom Gürtel des einen Wachmanns. Dann drückte er auf einen Knopf mitten auf dem Gerät, und eine Melodie ertönte. Die Tür schwang auf. Die Sirenen im Inneren schrillten so laut, dass Kaya fast das Trommelfell platzte.

Lichter blitzten durch einen langen Gang, aber weitere Wachleute konnte Kaya nicht entdecken. Das Gebäude wirkte geradezu verlassen.

Dann hörte sie Stimmen. »Da lang«, sagte sie.

Zusammen mit Naxos rannte sie um eine Ecke und weiter in einen großen Raum. Zwei Frauen standen an Pulten und arbeiteten wie besessen an ihren Pads. Eine von ihnen richtete ihre Waffe auf Kaya. »Wer seid ihr?«, knurrte sie.

»Achtung!«, rief die andere.

Die Steine in der Mauer am anderen Ende des Raums glitten auseinander, und eine riesige Metallluke erschien in der Wand. Die Sirenen heulten weiter, und Kaya beobachtete, wie sich die Luke öffnete. Sie blickte in eine Art Raum mit Glaswänden. Nein – es waren mehrere Räume, und dahinter befand sich ein gigantisches Wasserbecken. In den Räumen waren Menschen.

Und zwar nicht irgendwelche Menschen. Sondern die Sonnenmenschen. Zumindest Lewis und Hanna. Nur der Professor fehlte. Die beiden Frauen rannten mit erhobenen Waffen auf die Luke zu, während sich die Tür öffnete.

Lewis und Hanna hasteten hinter einer Art rundem Glasschild zusammengedrängt durch die Öffnung. Kaya brüllte ihnen zu, dass sie hier war, doch Naxos zog sie hinter einen Schreibtisch und warf sich mit ihr auf den Boden.

Die erste Frau begann zu schießen, während die zweite sie anwies, sofort damit aufzuhören. Ein Impuls schoss durch Kaya, eine Vibration, die bis in ihre Knochen drang. Aber sie blieb wach, genauso wie Naxos, der allerdings mit dem Kiefer mahlte, als hätte man ihm einen Kinnhaken verpasst. Dann hörte sie mehrere Körper schwer auf den Boden prallen.

»Hilfe! Schnell, wir brauchen Hilfe!«

Das war Lewis' Stimme.

Hanna stand auf. Sie war wackelig auf den Beinen, und ein unangenehmer Piepton sumgte in ihren Ohren. Nicht die Sonnenmenschen, sondern die beiden Vernichterinnen waren bewusstlos. Der Schallimpuls musste von dem Schild abgeprallt und direkt zu den Frauen zurückgeleitet worden sein. Aber wo war der Professor?

Kaya und Naxos rannten zu den beiden Sonnenmenschen, während Hanna den Glasschild beiseitewarf. Da endlich entdeckte Kaya den Riesen. Hanna und Lewis versuchten, ihn durch die Luke zu zerren. Er lag auf dem Rücken wie ein riesiger, erschöpfter Fisch, den man aus der Tiefe geangelt hatte. Sein dickes Haar war klatschnass. Auch die Decken, in die er

gewickelt war, trieften, und seine Haut war bläulich verfärbt.

Naxos starrte hinaus ins Wasser. »Ich habe von diesem Ort gehört. Das muss das Geheimgefängnis des Hohen Rats sein. Niemand ist je von hier entkommen.«

»Tja, das versuchen wir gerade zu ändern«, knurrte Hanna.

»Was ist mit ihm?«, fragte Kaya und deutete auf den Professor.

Lewis hielt eine der riesigen Hände seines Vaters. »Er ist raus ins Wasser, um uns zu retten.«

Naxos wurde kreidebleich. »Es heißt, das Wasser sei voller Giftstoffe. Und dass es unmöglich ist, die Zellen schwimmend zu verlassen und zu ...«

»Schluss jetzt«, unterbrach Hanna ihn. »Helft ihr uns jetzt oder nicht?«

Überleben, hatte er sagen wollen. Niemand hatte den Kontakt mit diesem Wasser je überlebt.

Auf Hannas Anweisung hin half Naxos dabei, den Professor in die Raummitte zu ziehen. Die Sirenen schrillten immer noch.

»Gibt es hier irgendwo einen Arzt?«, fragte Lewis.

Naxos legte das Ohr an die Brust des Professors. »Sein Herzschlag ist schwach.«

»Wie schalten wir den Alarm aus?«, fragte Hanna. »Gleich wird es hier nur so wimmeln von Vernichtern.« Sie zeigte auf Naxos. »Kümmere dich darum.«

Er wollte protestieren, doch dann wieselte er einfach kommentarlos zu einem der Arbeitsplätze. Offenbar hatte er sich damit abgefunden, dass Hanna jetzt das Sagen hatte.

Eine der Vernichterinnen drehte sich auf die Seite. Sie würde bald aufwachen. Hanna pulte ihr den Sonic-Blaster aus den schwitzigen Fingern und nahm auch der anderen Frau die Waffe ab.

»Was sollen wir mit den beiden machen?«, fragte Kaya.

Die Sirenen verstummten, und Naxos lächelte stolz.

»Gute Arbeit«, sagte Hanna. »Und was die hier betrifft ...« Sie blickte durch die offene Luke in die Zelle, dann zuckte sie mit den Achseln. Mehr brauchte Naxos offenbar nicht. Er schleppte die beiden Frauen in die Zelle, und Kaya half ihm, auch die beiden Wachmänner von draußen hineinzuzerren. Dann schlossen sie die Luke. Am Ende spielte Hanna eine Melodie vom X-Pad des Professors ab, und die seltsame Glas-kugel trieb davon.

Kaya stand am Fenster und starrte auf das Gefängnis hinaus. Wer wohl noch dort draußen gefangen war? Und ob alle Insassen diese Strafe verdient hatten? Elida war im Theater von den Vernichtern gefangen genommen worden. Eine harmlose alte Geschichtenerzählerin – zumindest aus Kays Sicht. Kaya hastete zu einem der Arbeitsplätze und suchte im Tablet nach der Liste der Gefangenen. Da: Ehdas Name befand sich tatsächlich darunter.

»Was machst du da?«, fragte Hanna. »Wir müssen los.«

»Ich muss noch eine weitere Gefangene befreien«, erklärte sie. »Jemanden, der hier nicht festsitzen dürfte.«

Eine neue Melodie ertönte.

»Wir können nicht länger warten«, beharrte Hanna. »Los, wir müssen gehen!«

Lewis kauerte über seinem Dad. »Er reagiert immer noch nicht.«

Hanna wandte sich an Naxos. »Ihr seid mit einem Cruiser da, oder?«

Kaya nickte in Richtung Ausgang. »Er steht draußen.«

»Trag den Professor hin«, sagte Hanna. Dann fuhr sie an Kaya gerichtet fort: »Die Frau, die du befreit hast, muss es auf eigene Faust hier rausschaffen.«

Naxos nahm den Professor unter den Achseln und zerzte ihn durch die Tür und den Gang entlang. Am Ausgang packte Kaya mit an, um ihn die paar Stufen nach unten zu tragen.

Da bogen zwei Wachmänner um eine Ecke. Beim Anblick des kleinen Grüppchens blieben sie wie angewurzelt stehen.

Offenbar hatten die beiden Männer noch nie zuvor einen Sonnenmenschen gesehen. Sie griffen nicht einmal nach den Blastern, die sie in ihren Seitenhalftern trugen, sondern starrten nur mit offenem Mund auf den riesigen Mann in Kaysa und Naxos' Armen.

Dann klappten sie zusammen.

Hanna senkte gelassen ihre beiden Sonic-Blaster. »Schnell«, forderte sie Kaya und Naxos auf.

Draußen wuchteten die beiden den Professor in den Cruiser. Lewis stand da, die Hände an den Wangen. Seine Miene wirkte ausdruckslos, kalt. In jeder Hand eine Waffe, legte Hanna ihm einen Arm um die Schultern. »Er wird wieder, Lewis. Dein Dad wird wieder gesund.«

»Er zittert«, sagte Lewis.

Naxos sagte gar nichts. Der Junge starrte jetzt Kaya an. Er-

wartete er Antworten von ihr? Eine Lösung? Sie hatte keine Ahnung, was sie sagen sollte.

»Dass er zittert, ist ein gutes Zeichen«, sagte Hanna. Ihre Stimme klang ruhig und fest, sie verbreitete ein Gefühl der Sicherheit. »Es bedeutet, dass sein Körper versucht, sich aufzuwärmen.«

Gut? Die Augen des Professors waren geschlossen, und sein Atem ging so flach, als würde ihm jemand von innen die Lungen abdrücken. Lewis beugte sich über seinen Vater, fuhr ihm durchs nasse Haar und flehte ihn im Flüsterton an, am Leben zu bleiben. Wie es ihm wohl gerade gehen mochte? Auch Kaya hatte schon einmal einen Menschen verloren, den sie liebte. Aber damals war sie noch klein gewesen. Ein so schwerer Verlust wie dieser hier überstieg ihr Vorstellungsvermögen.

Nein. Es war kein Verlust. Er lebte noch. Sie würden den Professor nicht verlieren. Weil sie ihn nicht verlieren *durften*.

»Wir müssen ihn zu einem Arzt bringen«, sagte Naxos.

»Das ist mir auch klar, aber wie?«, fragte Hanna. »Wir befinden uns am Grund des Atlantiks. Der nächste Arzt ist mindestens eine Tagesreise weit entfernt.«

»Ich rede nicht von euren Ärzten«, sagte Naxos. »Sondern von unseren.«

Lewis rieb eine Hand seines Vaters zwischen seinen. »Aber werden die ihn überhaupt behandeln?«

Hanna beugte die Tür. »Wir müssen hier weg. So schnell wie möglich.«

Lewis warf Kaya einen flehenden Blick zu. Aber was wollte er von ihr? Widerwillig langte sie in den Cruiser und nahm

die andere Hand des Professors. Seine Haut war eiskalt und feucht. Die Kälte drang in sie, und sie wollte die Hand wieder wegziehen. Aber während Lewis sie beobachtete, erschien ein winziges Lächeln auf seinem Gesicht. Also drückte Kaya die Hand stattdessen noch ein wenig fester.

»Ich kenne jemanden in Evenor, der ihm vielleicht helfen kann«, sagte Naxos.

»Evenor?«, erwiderte Kaya. »Die überflutete Stadt?«

»Ja. Dort lebt eine Heilerin«, erklärte Naxos. »Ich vertraue ihr blind.«

Hanna wandte sich an Kaya und wies auf Naxos. »Das glaub ich gern, aber können *wir* denn auch *dem da* vertrauen?«

Stimmte ja! Zuletzt hatten die Sonnenmenschen Naxos gesehen, als sie aus der Grenzstation fliehen mussten. Danach waren die Vernichter in Gogols Werkstatt aufgetaucht, und die Sonnenmenschen und auch Kaya hatten automatisch Naxos die Schuld gegeben. Hannas Frage war also mehr als berechtigt. »Wir können ihm trauen«, antwortete Kaya. »Mal abgesehen davon, dass uns keine andere Wahl bleibt.«

Auf einmal hustete der Professor und blinzelte.

Lewis zuckte erschrocken zurück. »Dad?«

Der Riese hustete erneut. Seine Zähne klapperten, als er versuchte, etwas zu sagen. »Bleib ganz ruhig, Dad«, sagte Lewis. »Ganz ruhig.«

»Aber versuchen Sie, wach zu bleiben!«, fügte Hanna hinzu, die weiterhin die Tür im Auge behielt. »Lewis, du musst ihn wach halten, okay?«

Kaya untersuchte den Hals des Professors. »Selbst wenn wir es schaffen, ihn zu einem Arzt zu bringen – können uns die Vernichter nicht überall aufspüren? Lässt sich das Ding abschalten?«

Naxos ließ sich zurücksinken. »Ich könnte den Tracker zerstören, aber ...«

»Aber?«, fragte Hanna skeptisch nach.

»Aber ich glaube, das wäre ein Fehler. Er könnte sich noch als hilfreich erweisen.«

»Wie das?«, fragte Kaya.

Während Lewis seinem Dad nicht von der Seite wich, versammelten sich die anderen drei um die Front des Cruisers. Hanna schnappte sich den Rucksack mit dem Elektromüll, stopfte einen der Sonic-Blaster hinein und setzte ihn auf. Eigentlich gehörte der Rucksack ja Kaya, aber das hier war kaum der passende Moment, um darauf hinzuweisen.

»Wir trennen uns«, schlug Naxos vor. »Kaya bringt euch beide wieder an die Oberfläche.«

»Uns beide? Und was ist mit dem Professor?«

»Der bleibt hier in Atlantis.«

»Nein«, unterbrach ihn Lewis, der immer noch versuchte, seinen schlotternden Vater festzuhalten.

Hanna, die sonst nie ein Blatt vor den Mund nahm, hörte ausnahmsweise einmal einfach nur zu und überlegte.

»Der Cruiser ist viel schneller, wenn ihr drei nicht mitfahrt«, sagte Naxos. »Er hat noch jede Menge Batterie« – Kaya musste sich eingestehen, dass es klug von ihm gewesen war, die Wasserstraßen zu nehmen, anstatt zu schweben –

»und das Modell ist so schnell, dass wir in Evenor sind, lang bevor die Vernichter uns finden. Ich lenke sie ab und verschaffe euch so die nötige Zeit für eine Flucht. Dann kann ich den Tracker zerstören und den Professor zu der Heilerin bringen.«

»Aber dann wissen sie doch, wo ihr seid!«, merkte Kaya an.

»In Evenor ist es leicht, sich zu verstecken«, erwiderte er.

»Selbst mit einem Riesen im Schlepptau?«

»Selbst mit einem Riesen im Schlepptau.«

Jetzt mischte sich Hanna wieder ein. »Und was, wenn wir alle zusammenbleiben?«, fragte sie.

»Wie gesagt – zusammen sind wir zu langsam. Sie werden uns einholen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis es hier nur so wimmelt von Vernichtern.«

»Aber wir können doch meinen Dad nicht im Stich lassen!«

Hanna wies mit der Pistole auf die geschlossene Tür, hinter der sich die Schaltzentrale und das gigantische Becken befanden. »Dann werden wir den Rest unseres Lebens in diesem Wassergefängnis verbringen«, sagte sie. »Tut mir leid, Lewis. Aber Naxos hat recht. Sein Plan ist unsere einzige Chance.«

»Wir können ihn doch nicht einfach hier zurücklassen, Hanna!«, sagte Lewis flehentlich. Seine Stimme bebte. »Das geht doch nicht!«

Das Sonnenmädchen legte ihm den Arm um die Schulter.

Lewis musterte Hanna und wartete ihre Antwort ab.

Ihr Schweigen sagte mehr als tausend Worte.

»Tut mir leid, Lewis«, murmelte Naxos. »Aber die Vernichter werden euch verfolgen, solange ihr euch in Atlantis aufhal-

tet. Wenn wir uns jetzt trennen, steigen unser aller Überlebenschancen. Auch die deines Vaters. Ich habe Kaya erklärt, wie sie euch sicher an die Oberfläche geleiten kann. Die Tunnel, die zur Fabrik führen, verlaufen direkt unter uns ...«

»Was für eine Fabrik?«, fragte Hanna.

»Ich erkläre euch alles auf dem Weg«, sagte Kaya.

»Hier.« Naxos reichte Kaya sein Tablet. »Da sind alle Informationen drauf, die ihr benötigt. Karten, Anleitungen, Steuerungsprogramme und so weiter.«

Das Tablet fühlte sich schwer in ihren Händen an. Als sie aus Atlantica hergefahren waren, hatte sie mit Naxos Pläne geschmiedet. Aber sie war immer davon ausgegangen, dass er ihr Anführer sein würde. Er kannte die Schiffe, die Fabrik, die Zentrale. Und jetzt sollte sie die gesamte Verantwortung übernehmen?

Sie hatte die Sonnenmenschen schon einmal im Stich gelassen. Das würde ihr nicht noch einmal passieren.

Ein Geräusch an der Tür.

Die vier fuhrten herum.

»Wir müssen sofort weg hier!«, presste Hanna hervor.

Lewis kauerte sich neben seinen Vater. »Ohne meinen Dad gehe ich nirgendwohin.«

Die Tür flog auf, und Hanna hob den Sonic-Blaster, den sie noch in der Hand hatte.

»Moment!«, rief Kaya. »Nicht schießen!«

In der Tür stand eine alte Frau. »Elida!«

Es schien sie nicht im Mindesten zu beeindrucken, dass jemand einen Blaster auf ihre Brust richtete. Nahm sie das Ding

überhaupt wahr? Jedenfalls ignorierte sie die Waffe. Stattdessen wanderte ihr Blick zwischen Hanna, Lewis und dem bewusstlosen Professor hin und her. »Wusste ich's doch!«, rief sie dann. »Es gibt sie wirklich!« Sie deutete auf Kaya. »Du bist das Mädchen aus dem Theater! Was machst du hier? Und woher kommen die Sonnenmenschen?«

»Lange Geschichte«, erwiderte Kaya.

»Lange Geschichten bin ich gewohnt«, entgegnete Elida.

»Tja, tut mir leid, aber jetzt werden Sie keine zu hören bekommen«, sagte Hanna. Sie umrundete Elida, warf einen Blick durch die offene Tür und fuhr gleich darauf ruckartig zurück. Hastig schlug sie sie hinter der alten Geschichtenerzählerin zu. »Ein halbes Dutzend von denen rennt gerade zurück in den Kontrollraum. Und unsere Freunde in der Halle wachen bestimmt auch gleich auf. Oder jemand findet sie. Jedenfalls haben wir nicht viel Zeit. Ist diese Frau eine Freundin von dir?« Kaya nickte. Hanna musterte Elida kurz, dann hob sie den Blaster. »Haben Sie so ein Ding schon mal benutzt?«

»Ein, zwei Mal«, sagte die Geschichtenerzählerin. »In meiner Jugend.«

Hanna warf ihr die Waffe zu, und Elida fing sie mit einer Hand auf. Ein, zwei Mal? Die alte Frau hielt das Ding, als sei es ein Teil von ihr!

»Okay«, fuhr Hanna fort. »Das ist der Deal: Sie schießen auf jeden, der versucht, durch diese Tür zu gelangen. Verstanden?«

»Verstanden.«

Elida mochte nicht zum ersten Mal einen Blaster halten –

aber sie war alt und gebrechlich. Und hatte bis gerade eben im Gefängnis gegessen! »Wir können sie doch nicht einfach hierlas...«

»Und ob ihr das könnt«, unterbrach Elida sie. »Mir passiert nichts. Und wie es aussieht«, sie nickte in Richtung Professor, »habt ihr gerade Wichtigeres zu tun.«

Kaya kehrte zu Lewis zurück, der seinem Vater zuflüsterte: »Komm schon, Dad. Du darfst nicht aufgeben. Nicht jetzt, wo du es endlich geschafft hast! Du hast den Beweis, dass sich alle anderen geirrt haben! Wir müssen dich nach Hause schaffen, und sobald es dir wieder besser geht, kannst du der ganzen Welt davon erzählen...«

Er verstummte, beugte sich über die Seitentür des Cruisers, bettete den Kopf auf die kalte, nasse Brust seines Vaters und brach in Tränen aus. Ein riesiger Wassertropfen fiel von der Decke und traf Lewis am Rücken. Keine Reaktion. Kaya beobachtete, wie Lewis' Dad seine Hand wegzog.

Moment mal. Er bewegte sich. Der Professor bewegte sich!

Hanna packte Kaya bei der Schulter. Gemeinsam sahen sie zu, wie der Professor die Hand hob und sich über die Augen rieb. Lewis wich erschrocken zurück. Der Professor winkte ihn wieder zu sich. Als er schließlich das Wort ergriff, sprach er leise und schwach, aber Kaya konnte trotzdem jedes Wort verstehen. »Ich bin stolz auf dich, mein Großer, und ich hab dich unendlich lieb. Aber du kannst nicht bei mir bleiben. Versprich mir, dass du dich von den anderen nach Hause bringen lässt. Du und Hanna ... ihr müsst wieder zurück an die Oberfläche. Versprich mir das, ja?«

»Ich ...«

»Bitte, Lewis.«

Lewis zögerte, dann murmelte er: »Versprochen.«

Der Professor schloss die Augen und lächelte. Dann nahm er das X-Pad ab, drückte es seinem Sohn in die Hand und schloss dessen Finger darum. »Hier, nimm das mit. Mein Atlantis-Tagebuch... Da ist alles drin. Einfach alles. Mehr als genügend Beweise, um die Menschen da oben zu überzeugen.«

»Aber Dad...«

»Nein, lass mich ausreden«, unterbrach der Professor ihn erneut. Er sprach mit geschlossenen Augen, als benötige er jedes Fünkchen Energie in seinem Körper, um diese Worte zu sagen. »Ich habe gehört, was du vorhin gesagt hast. Dass ich Atlantis endlich gefunden habe. Aber das war nicht nur ich, weißt du. Wir haben Atlantis gemeinsam entdeckt. Wir drei zusammen.« Er legte Lewis eine Hand an die Wange. »Meriwether Lewis Gates, du bist ein wahrer Abenteurer.«

WUNDERSCHÖN UND ANGSTEINFLÖBEND

Naxos rauschte durch den dunklen Tunnel davon. Die Rückleuchten des Cruisers wurden immer kleiner und verschwanden schließlich ganz. Lewis' Dad war fort, auf dem Weg zu irgendeiner mysteriösen Heilerin irgendwo in Atlantis. Würden sie sich je wiedersehen? Würde sein Dad überhaupt überleben? Lewis schüttelte den Kopf. Er musste aufhören, so zu denken. Er hatte seinem Dad versprochen, dass er nach Hause zurückkehren würde. Hatte versprochen zu überleben. Und genau das würde er jetzt tun. Das X-Pad fühlte sich warm auf seiner Haut an.

Hanna straffte die Träger ihres Rucksacks. Kaya nahm endlich die Hand von dem Tablet, das Naxos ihr gegeben hatte, und trieb sie weg von der Eingangstür der Zentrale. Dann drehte sie sich noch einmal zu der alten Frau um. »Wird dir auch wirklich nichts passieren?«, fragte sie.

»Ich habe in meinem Leben schon rauere Wasser durchschifft, Kind«, antwortete die Frau. »Und jetzt beeilt euch. Ich kann hören, wie sie drinnen näher kommen«.

Sie rannten nur ein kurzes Stück den Tunnel entlang, dann

kauerte sich Kaya über ein Metallgitter im Steinboden, packte es mit beiden Händen und zog es hoch. »Los«, sagte sie. »Schnell.«

Unter ihnen rauschte Wasser.

»Wieder mal in die Kanalisation?«, fragte Hanna.

»Das ist der sicherste und schnellste Weg.«

Hanna ließ sich zuerst in die Öffnung fallen.

»Diesmal achtest du aber darauf, dass wir uns nicht verirren, oder?«, fragte Lewis.

»Klar«, antwortete Kaya. »Diesmal bringe ich euch direkt nach Hause.«

Sie kletterte hinter Hanna her, und als Letzter ließ sich Lewis hinab, hängte sich mit beiden Händen in die Öffnung und ließ dann los. Aber was war mit dem Gitter? Wenn die Vernichter an dieser Elida vorbeikamen, würden sie die Öffnung sehen und sofort wissen, wo sie suchen mussten. Und die alte Frau konnte das Ding garantiert nicht allein bewegen. Gerade wollte er die Leiter wieder hochklettern, als das Gitter über die Öffnung geworfen wurde. Elida spähte durch die Zwischenräume. »Worauf wartest du, Junge?«

Okay. Lewis nahm sich fest vor, nie im Armdrücken gegen sie anzutreten. Oder gegen sonst irgendwen aus Atlantis.

Das kalte, knöcheltiefe Wasser roch nach Tümpel. Er platschte drauflos.

Kaya hielt die Hand fest auf das Tablet gedrückt und marschierte so schnell davon, dass Lewis fast rennen musste, um hinterherzukommen. Währenddessen fragte sie die beiden aus, was passiert war, seit die Vernichter sie aus ihrer Woh-

nung entführt hatten. Hanna ließ Lewis die Geschichte erzählen, um ihn von seinem Dad abzulenken. Das vermutete er zumindest. Nicht, dass er sich darüber beschwert hätte. Reden half, und Kaya lauschte stillschweigend. Nur ein einziges Mal unterbrach sie ihn, um eine Frage zu stellen: als es um den Mann ging, der sie verhört hatte. Sie wollte ganz genau wissen, wie er aussah, und wirkte erleichtert, als Lewis ihn beschrieb.

Als Lewis fertig war, erzählte Kaya alles über ihre erneute Begegnung mit Naxos und wie es mit ihrer Großmutter und ihrem Freund Rian weitergegangen war. Als Hanna sie nach ihrem Dad fragte, wechselte sie das Thema, und sie ließen es auf sich beruhen.

Das Gefängnis, erklärte Kaya im Gehen, war Teil der Zentrale des Hohen Rats. Sie bestand aus einer Reihe von Büros und Laboren sowie einer Fabrik und lag am äußersten Rand von Atlantis, wo die verborgene Welt auf die Tiefsee traf. In der Fabrik, erklärte sie, würden sie ein Kriegsschiff stehlen und damit an die Oberfläche flüchten.

Hanna blieb stehen. »Das ist der Plan?«, fragte sie.

»Das ist der Plan«, bestätigte Kaya.

»Und was ist mit den Wachen? Diesen Vernichtern?«

Sie liefen weiter, jetzt noch schneller als vorhin.

»Wir müssen darauf hoffen, dass sie alle zum Gefängnis laufen«, sagte Kaya. *Oder meinen Dad jagen*, fügte Lewis in Gedanken hinzu. »Außerdem ist es mitten in der Nacht, also sind die meisten von ihnen gar nicht hier und ...«

»Es ist mitten in der Nacht?«, fragte Lewis.

»Ja«, erwiderte Kaya. »Der normale Arbeitstag fängt erst in ein paar Stunden an. Wir gehen rein, schalten das Alarmsystem ab, sodass sie uns nicht verfolgen können, und springen in ein Kriegsschiff. Wenn die ersten Ingenieure in der Fabrik ankommen, sind wir längst in Freiheit und an der Oberfläche. Naxos hat mir sogar die Kontrolltöne für die Fahrzeuge gegeben.«

Hanna blieb wieder stehen. »Wieso weiß er so viel über diese Kriegsschiffe?«

»Weil er sie ... na ja ... entworfen hat.«

Wenn Naxos die Schiffe entworfen hatte, bedeutete das ...

»Er ist ein Vernichter?«, fragte Hanna.

Eine Information, die Lewis wahnsinnig gern ein paar Minuten eher gehabt hätte. »Wir haben ihm gerade das Leben meines Dads anvertraut!«

»Das hättest du uns sagen müssen, Kaya!«

Kaya blieb stehen und starrte sie an. Sekundenlang herrschte Schweigen. Dann sagte sie: »Ihr habt recht. Tut mir leid. Aber er will uns helfen, das schwöre ich!«

Vielleicht hatte Lewis zu viel Vertrauen in ein Mädchen, das er gerade erst kennengelernt hatte. Ein Mädchen aus einer ihm völlig fremden Welt. Aber es *war* nun mal einfach so – er vertraute Kaya. »Dann los«, sagte er. »Ab nach Hause.«

Eine gefühlte Ewigkeit lang hasteten sie durch die Dunkelheit und hielten dabei nur hin und wieder an, damit Kaya die Karte auf ihrem Tablet überprüfen konnte – eine superseltene Karte, die sie nicht mit den Augen, sondern mit den Fingern las, woran Lewis sich immer noch nicht gewöhnt hatte. Dann endlich erreichten sie eine schmale, verrostete Leiter, die

durch ein Loch in der Felsdecke über ihnen in einen dunklen, verlassenem Gang führte. Kaya tastete das Pad ab, dann pfiß sie. Blaugrünes Licht schimmerte von den Wänden. Wo waren sie hier? Die Zentrale der Vernichter mit ihren gebogenen Metallwänden erinnerte Lewis eher an ein außerirdisches Raumschiff als an die Höhlen und Tunnel, aus denen der Rest von Atlantis bestand.

Kaya legte die Hand auf ihr Tablet, dann wies sie geradeaus. »Weiter, wir müssten gleich da sein.«

Ihre Stimme war leiser als sonst. War sie etwa nervös?

Die Veränderung gefiel Lewis nicht. Sein Herz klopfte schneller, und er suchte unwillkürlich Hannas Nähe. Sie warf ihm einen scharfen Blick zu, als ob sie nur darauf wartete, dass er irgendeine Dummheit von sich gab. Aber er wollte einfach nur bei ihr sein. Sie hielt ihm ihre freie Hand hin. Die, in der sie nicht den Blaster hatte.

Vor einer schwarzen Glastür blieb Kaya stehen. Sie kniete sich hin, und Lewis glaubte, sie etwas über Naxos murmeln zu hören. Dann spielte das Tablet eine kurze Melodie aus sechs Tönen ab. Ein Riegel verschwand in der Wand, und die Tür sprang auf. Sie betraten einen großen Raum, der von einem hohen Fenster beherrscht wurde, das mindestens zehn bis zwanzig Schritt breit war. Die Lichter in dem Raum wurden automatisch heller. Auf der anderen Seite der Scheibe erstreckte sich die Dunkelheit der Tiefsee.

Hanna schnappte nach Luft. »Wow!«

Lewis lief ans Fenster und presste die Handfläche dagegen. Die Lichter im Raum waren wie ein Magnet für die Meeres-

bewohner, und schon bald war das Wasser von den verschiedensten Geschöpfen bevölkert. Ein langer, wurmartiger Fisch schwamm an ihnen vorbei. Lange Tentakel hingen ihm wie Troddeln vom Körper, und er glühte rosafarben. Lewis konnte sein Inneres sehen – die Wirbelsäule und die Organe. Als er sich weiter vorbeugte, um mehr zu erkennen, knallte er mit der Stirn gegen die Scheibe. »Ups!«

Hanna stieß ihm mit dem Ellenbogen in die Seite und deutete auf sein Handgelenk. Ach ja! Wieso nicht die Arbeit seines Vaters fortführen? Er richtete das X-Pad auf den Fisch und zeichnete die Szene auf.

»Folgt mir«, sagte Kaya und führte sie eine Treppe hinab.

Unten standen sie vor einer Art hypercoolem Zugwaggon. Das Fahrzeug hatte vorn und hinten dieselbe Form, wie eine riesige Vitaminkapsel. Hanna musterte aufmerksam die Gleise. »Eine Magnetschwebbahn?«, fragte sie.

Kaya zuckte mit den Achseln. »Schätze schon.«

Als sie im Zug saßen, piff Kaya sechs kurze Töne. Die Türen schlossen sich, und der Zug fuhr los. Lewis atmete auf. Ihr Plan ging auf. Er konnte es nicht glauben, aber es funktionierte tatsächlich!

Hanna stand wieder auf und hielt sich an einem der Geländer fest. »Ich bin zu nervös zum Sitzen«, sagte sie. »Diese Ver-nichter müssen echt an ihren Sicherheitsvorkehrungen arbeiten. Dieselbe Melodie? Das ist ja, als würde man für jedes Gerät dasselbe Passwort nutzen!«

Öhm... aber machten das nicht alle so? Lewis' Passwort fing mit dem Wort »Enten« an.

Hanna wechselte den Blaster von der rechten Hand in die linke. »Kaya, kann das Fischlein hier nicht schneller schwimmen?«

Fast im selben Moment beschleunigte der Zug vom Schnecken-tempo in einen überschallmäßigen Sprint durch den Tunnel. Lewis starrte auf das X-Pad. Er konnte nicht aufhören, an seinen Vater zu denken. Wo war er? Ob Naxos ihn schon zu dieser Heilerin gebracht hatte? Lebte er überhaupt noch? Lewis mahlte mit den Zähnen. Hätte er diesen Gedanken zusammenknüllen und wie ein Stück Papier in den Gang werfen können, hätte er keine Sekunde gezögert.

Kaya reckte sich über den Gang hinweg und trat ihm sanft gegens Schienbein, dann wies sie hoch an die Decke. Lewis legte den Kopf in den Nacken. Das Dach des Shuttles bestand komplett aus Fenstern, und auch der Tunnel war aus Glasscheiben gebaut, die in ein Stahlgerüst eingelassen waren, so dass man freie Sicht auf den Ozean hatte. Die Lichter entlang der Schienen strahlten ins Wasser und zogen die wundersamsten Kreaturen an. Sie waren leuchtend bunt und transparent, wie wunderschöne, lebendige Algen. Lewis richtete das X-Pad darauf und zeichnete alles auf. Dabei versuchte er, die Szenerie mit den Augen seines Vaters zu sehen. Trotz allem, was vorgefallen war, konnte er sich ein Lächeln nicht verkneifen.

Das Shuttle verlor abrupt an Fahrt, und die drei wurden ordentlich durchgeschüttelt. Sie mussten sich an die Geländer und Griffe klammern, um nicht umzufallen. Dann hielt der Zug und sackte ein winziges bisschen ab. Die Beleuchtung der kleinen Station wurde heller. Sie hasteten nach draußen, die

Türen schlossen sich hinter ihnen, und sofort trat der Zug seinen Rückweg an.

Hanna ging voraus und sondierte den Raum. An der Wand hingen mehrere seltsame Uniformen. Nein, keine Uniformen, sondern eher so etwas wie Raumanzüge. Kaya musterte sie. Durch eine Glastür konnte Lewis einen kleinen Raum mit einem dunklen Wasserbecken erkennen.

»Vermutlich ist das ein Weg raus in den Ozean«, erklärte Kaya. »Wir nennen die Dinger Tiefsee-Pools. Und die Tauchanzüge hier sehen echt nach Hightech aus. Sie sind so konstruiert, dass sie dem Wasserdruck der Tiefsee standhalten, und haben hinten Triebkraftsysteme. Damit schwimmt man so schnell wie...«

»Glaub mir, ich finde das megafaszinierend, und normalerweise wäre ich die Letzte, die dich bei unterbrechen würde«, sagte Hanna. »Aber sollten wir nicht besser schauen, dass wir hier wegkommen?«

»Klar, tut mir leid«, antwortete Kaya.

Sie führte sie weiter in den spektakulärsten Raum, den Lewis je gesehen hatte. Die Fabrik befand sich unter einer gigantischen Kuppel, deren Decke mindestens 100 Meter über ihnen schwebte. Alle Oberflächen – Wände, Böden und das gigantische Kuppeldach – bestanden aus Glas. Überall um sie herum war nichts als dunkler Ozean.

Insgesamt bestand hier so gut wie alles aus Glas, sodass sie auch in die Tiefen der Fabrik sehen konnten, die sich offenbar in einer Art riesigem Graben am Meeresgrund befand. Eine Rampe in der Bodenmitte wand sich spiralförmig in die Tiefe,

so weit das Auge reichte. Unter dem Hauptraum befanden sich mindestens zehn oder zwanzig Ebenen, und jede von ihnen enthielt Hunderte silbrig schimmernder, tränenförmiger Kriegsschiffe. Ihr Anblick war gleichzeitig wunderschön und angsteinflößend.

»Er hat tatsächlich die Wahrheit gesagt«, murmelte Kaya.

»Wer?«

»Naxos«, entgegnete sie. »Das hier sind seine Schiffe. Sie sehen genauso aus, wie er sie beschrieben hat.«

»Das müssen Hunderte sein«, sagte Lewis.

Hanna korrigierte ihn. »Wohl eher Tausende.«

»Was bedeutet, dass sie es vermutlich nicht mal merken, wenn wir uns eins ausleihen«, behauptete Lewis.

»Wir fahren nach Hause«, flüsterte Hanna mehr zu sich selbst. »Kaya, du wirst so was von begeistert sein! Wir zeigen dir alles, die Berge und Täler, die Städte...«

»Die Kühe und Hühner und Ziegen«, unterbrach Lewis sie. »Und Schokolade! Die wird dir bestimmt besonders gefallen.«

Das Mädchen aus Atlantis schloss die Augen, als würde es versuchen, sich die Berge und Täler vorzustellen – und vielleicht auch die Schokolade. Hanna knabberte sich auf der Unterlippe herum, als müsste sie sich ein Lächeln verkneifen. Sie waren hier. Sie hatten es geschafft! Alles war voller Schiffe, und die Fabrik war menschenleer. Sie hatten niemanden gesehen oder gehört. Sie würden wirklich wieder nach Hause fahren. Überwältigt wollte Lewis Kaya um den Hals fallen. Doch sie schob ihn weg. Ob er wohl müffelte? Aber nein – sie blickte ihm über die Schulter.

»Was war das?«, fragte sie.

Hanna kramte in ihrem Rucksack nach der zweiten Todes-
trompete. »Der Zug. Da kommt jemand.«

»Meintest du nicht, die Arbeiter kommen erst später?«,
fragte Lewis.

»Na ja, wir sind aus ihrem Gefängnis ausgebrochen«,
merkte Hanna an. »Vielleicht machen sie heute eine Aus-
nahme.«

Die Shuttle-Türen öffneten sich. Ein halbes Dutzend Atlan-
ter sprinteten durch die riesige Halle auf die drei zu.

Hanna schleuderte Lewis praktisch hinter einen Arbeits-
tisch und kauerte sich mit gezückten Waffen vor ihn. »Kaya,
los, hinter mich!«

Aber das Mädchen aus Atlantis rührte sich nicht.

Einen der Vernichter erkannte Lewis sofort. »Algenkinn.«

Der Mann mit dem grünen Bart knurrte etwas in ihre Rich-
tung. Mrs Ratnitzky stand neben ihm. Zwei weitere Frauen,
die die gleichen kampfmonturmäßigen Yogaklamotten trugen
wie Kaya, richteten riesige Waffen auf die Kinder, die nicht an
Trompeten, sondern eher an Posaunen erinnerten, nur ohne
das Schiebedings.

Der gruselige alte Demos-Typ war auch da, begleitet von
einem weiteren Mann, den Lewis noch nie gesehen hatte.

Der Fremde schob sich zwischen den anderen durch nach
vorn. »Kaya? Was um alles in der Welt machst du hier?«

Er kannte sie? Woher?

Kaya ging langsam auf ihn zu und hob die Hand zum Gruß.
»Hi, Dad.«

DAS GEHEIMNIS VON ATLANTIS

Kayas Vater hatte langes, blondes Haar, aber weniger wie ein Surfer als wie ein Zauberer. Seine blasse, faltenfreie Haut machte es Lewis fast unmöglich, sein Alter zu schätzen. Vielleicht ein bisschen älter als Lewis' eigener Dad? Sein Kinn stand etwas weiter hervor als normal, und seine Nase fiel ab der Mitte steil ab, als hätte jemand mit einem Pfannenwender draufgehauen. Einem superschweren Pfannenwender. Und auch seine Augen waren ungewöhnlich – von einem eiskalten Hellblau, das an die Arktis erinnerte. Die kleine Lücke zwischen seinen Schneidezähnen war bestimmt total hilfreich, wenn man Zahnseide benutzte.

Unter der großen Fabrikkuppel fuhr Kayas Dad zu Demos herum. »Warum hast du mir nicht gesagt, dass meine Tochter involviert ist?«

»Weil du dann nicht rational, sondern emotional gehandelt hättest«, antwortete Demos und deutete auf die Kriegsschiffe unter ihnen. »Du hast hier eine wichtige Aufgabe. Wir konnten es uns nicht leisten, dass du dich durch deine familiären Probleme ablenken lässt. Also haben wir die gesamte Kommunikation zwischen deiner Tochter und dir unterbunden. Und die zu deiner Schwiegermutter ebenfalls.«

»Ihr habt *was*?«

»Nur ein minimaler Eingriff in deine Privatsphäre«, sagte Demos. »Wir haben weitaus größere Probleme als das.«

»Moment mal«, unterbrach ihn Hanna. »Das da ist dein Vater, Kaya? Aber meintest du nicht, er würde uns helfen?«

»Wie es aussieht, lag ich damit falsch«, erwiderte Kaya grimmig.

»Kaya, bitte ...«

»Nein, Dad, jetzt rede ich«, fuhr sie fort. »Ich verstehe das alles nicht. Ich dachte immer, du bist Ingenieur.«

»Und das bin ich auch«, erwiderte er.

»Einer der besten in ganz Atlantis«, warf Demos ein. Er wies auf die Kuppel. »Er war es, der diese Fabrik entworfen hat. Deinem Vater und deinem willensschwachen Freund Naxos haben wir es zu verdanken, dass wir die fortschrittlichste Flotte bauen konnten, die dieser Planet je gesehen hat.«

Doch Kayas Dad hörte ihm gar nicht zu, sondern starrte unverwandt Kaya an. »Ich habe dich nie angelogen.«

»Aber du hast mir verschwiegen, dass du für die Vernichter arbeitest!«

Lewis, der sich immer noch hinter Hanna versteckte, meldete sich zu Wort. »Das ist fast so wie lügen!«

»Absolut«, bestätigte Hanna.

Algenkinn und Mrs Ratnitzky richteten ihre Waffen auf Lewis und Hanna. »Aufstehen«, befahl Mrs Ratnitzky.

Doch Hanna schüttelte den Kopf und richtete ihre zwei Sonic-Blaster auf sie. Sie sah aus wie ein Cowgirl aus der Zukunft.

Algenkinn reagierte, indem er mit seiner Waffe auf Kaya zielte.

Widerwillig legte Hanna die Blaster auf den Boden.

Langsam und vorsichtig traten Lewis und sie an Kayas Seite. Demos deutete auf Lewis' X-Pad. »Es freut mich zu sehen, dass du das bei dir trägst, Junge. Es war ein Fehler, deinen Vater nicht gründlicher zu durchsuchen, als er zu uns stieß.« Er streckte eine Hand aus. »Gib es mir. Jetzt.«

»Nein!«, blaffte Kaya. Lewis zuckte leicht zusammen, weil ihre Stimme viel entschiedener klang als sonst. »Du gibst diesem Mann gar nichts, Lewis.« Sie schüttelte den Kopf und erwiderte den Starrblick ihres Vaters. »Wie konntest du nur?«

»Kaya, bitte!«, sagte ihr Dad. »Ich erkläre dir das später alles ganz in Ruhe. Ich hatte gute Gründe, das verspreche ich dir.«

»Gute Gründe? Du bist ein Vernichter! Du hast mir erzählt, die Sonnenmenschen seien nur ein Märchen! Dabei wusstest du ganz genau, dass es sie wirklich gibt. Wieso?«

»Um dich zu schützen, Kaya! Meine Arbeit für den Hohen Rat ist für das Überleben von Atlantis von zentraler Bedeutung. Ich bitte dich, überlass diese Kreaturen einfach meinen Kollegen hier.«

»Kreaturen? Das sind doch keine Kreaturen, Dad! Das sind Menschen!«

»Kaya«, unterbrach ihr Vater sie und bedeutete ihr mit einer Geste, näher zu kommen. »Diese Sonnenmenschen... Sie... Sie sind nicht das, wofür du sie hältst.«

»Genauso wenig wie du.«

»Du wirst alles verstehen, wenn du es mich nur erklären lässt.«

Nun mischte sich Hanna ein. »Dann lassen Sie Ihre Erklärung mal hören.«

Kayas Dad warf einen hastigen Blick zu den anderen Vernichtern. »Nicht hier.«

»Was gibt es da überhaupt zu erklären?«, fragte Hanna. »Ihr habt uns ins Gefängnis gesteckt, obwohl wir überhaupt nichts getan haben. Wir wollen einfach nur nach Hause.«

»Wir können euch nicht gehen lassen«, sagte Demos. »Ihr habt viel zu viel gesehen. Aber ich geleite euch liebend gern zurück zu eurer Zelle.«

Kayas Dad senkte die Stimme. »Ich verspreche, dass wir ihnen nicht wehtun, solange sie kooperieren, Kaya.«

»Was ist mit meinem Vater?«, fragte Lewis.

»Auch ihn werden wir finden«, versicherte Demos.

Was bedeutete, dass sie ihn noch nicht in ihrer Gewalt hatten. Was wiederum bedeutete, dass er vielleicht noch am Leben war.

»Und Sie tun ihm nicht weh?«, fragte Hanna.

»Nein«, antwortete Demos. »Dafür ist er viel zu wertvoll. Heron, bitte befiehl deiner Tochter, sich von diesen beiden sonnenvernarrten Invasoren zu entfernen. Jetzt!«

»Sie haben hier gar nichts zu befehlen«, knurrte Hanna.

Kayas Stimme zitterte, als sie antwortete: »Bitte, Dad, lass sie einfach in ihre Heimat zurückkehren.«

Die Miene ihres Vaters wurde weich. Er musterte sie zärtlich, voller Liebe. Sogar Mrs Ratnitzky schien ein bisschen ge-

rührt zu sein. Oder war das Verwirrung? Demos, Algenkinn und die anderen jedenfalls schien die Szene total kaltzulassen. Offenbar hatten sie keinerlei Skrupel, Lewis und Hanna postwendend wieder in ihr Unterwassergefängnis zu stecken.

Hérons Schultern sackten zusammen, es sah aus, als sei er plötzlich all seiner Kraft beraubt worden. »Du verstehst das nicht, Kaya...«

»Das sagst du ständig, dabei verstehe ich ganz genau, was hier los ist! Hanna, Lewis und der Professor gehören in keine Zelle. Dass sie hier sind, sollte ein Grund zur Freude sein! Wir sollten ihre Geschichte in ganz Atlantis verbreiten! Wenn die Leute die Wahrheit wüssten...«

»Die Wahrheit?« Ihr Dad spuckte ihr die beiden Worte förmlich entgegen. Plötzlich wirkte er vollkommen verändert, aller Sanftmut war verschwunden. »Die Wahrheit ist, dass deine beiden Freunde aus einer Welt kommen, in der Gewalt zur Tagesordnung gehört. Die Kriege, die sie gegeneinander geführt haben, kosteten Millionen Sonnenmenschen das Leben!«

»Mehr«, merkte Algenkinn an.

»Aber das heißt doch nicht, dass wir die Ersten, denen wir begeben, einfach in eine Zelle stecken sollten!«

»Sie haben auch uns wehgetan, Kaya«, sagte Heron jetzt wieder sanfter. »Dir und mir.«

»Ich weiß.«

»Was weißt du?«, fragte Hanna.

Kaya atmete tief durch, ehe sie zu ihrer Erklärung ansetzte. »Ich weiß, dass meine Mutter bei einer Friedensmission zur

Oberfläche ums Leben kam. Die Sonnenmenschen haben ihr Schiff zerstört.«

Ihr Dad schien wie vom Blitz getroffen. Auch Demos schwieg. Und Lewis war ebenfalls schockiert. Warum hatte sie nie etwas gesagt? Hatte sie das die ganze Zeit über gewusst? Aber diese Geschichte konnte doch einfach nicht wahr sein! Das musste alles ein riesiges Missverständnis sein.

»Das U-Boot vor New York«, murmelte Hanna. Dann stieß sie Lewis den Ellenbogen in die Seite. »Dein Dad hatte recht mit seiner Theorie!«

Das stimmte zwar, aber das war wohl kaum der richtige Augenblick, um in Jubel auszubrechen.

Immerhin hatte Kaya durch den Zwischenfall ihre Mutter verloren.

Heron gelang es nur unter Mühen zu antworten. »Woher ...«

»Großmutter«, erwiderte Kaya. »Sie hat mir alles erzählt.«

»Die Vergangenheit ist vergangen«, verkündete Demos. »Kaya, wir verrichten unsere Arbeit nicht aus Hass auf die Sonnenmenschen. Sondern aus Liebe zu den Atlantern. Deswegen gibt es den Hohen Rat: um unser Überleben zu sichern. Das Überleben von Atlantis.« Er streckte die Hand aus und starrte Lewis an. »Und jetzt gib mir das Gerät.«

»Moment«, sagte Kaya. Sie vergrub das Gesicht in den Händen, dann ließ sie die Arme fallen und atmete tief durch. »Dad, können wir bitte kurz reden? Nur du und ich? Mehr will ich nicht.«

»Sie können ja sowieso nicht weg«, meldete sich Mrs Ratzky zu Wort. »Warum also nicht?«

Demos funkelte sie an, weil sie es gewagt hatte, unaufgefordert zu sprechen, nickte ihren Vorschlag dann aber ab. Kaya trat mit ihrem Dad ein paar Schritte beiseite. Lewis beobachtete sie genau. Was wollte sie tun, um ihnen zu helfen? Ihr Vater schien nicht die Sorte Mensch zu sein, die ihre Meinung änderte. Abgesehen davon, dass er hier sowieso nichts zu melden hatte. Lewis blickte zu Demos. Der ältere Atlanter popelte sich mit dem kleinen Finger in der Nase. Aber das bedeutete natürlich nicht automatisch, dass er keine Macht hatte. Es bedeutete einfach nur, dass er kein Taschentuch zur Hand hatte.

Mrs Ratnitzky musterte Lewis und Hanna erneut mit zusammengekniffenen Augen. »Wie alt seid ihr?«, fragte sie.

Demos hörte auf zu popeln. »Ruhe!«, knurrte er. »Wenn du noch einmal das Wort an diese Eindringlinge richtest, kannst du dich gleich zu ihnen in die Zelle gesellen.«

Kaya erhob die Stimme und zog damit die Aufmerksamkeit der Vernichter auf sich.

Hanna nutzte die Gelegenheit, um zu flüstern: »Wir müssen irgendwas tun!«

Da hatte sie recht – aber was? Zwischen ihnen und der Oberfläche befanden sich eine mehrere Kilometer dicke Schicht Wasser.

Lewis überlegte, ob sie irgendwie um Hilfe rufen konnten. Aber er hatte keine Ahnung, ob das theoretisch überhaupt möglich war, und daran war ganz allein seine Mitschülerin Ashley schuld. Schall und Radio hatten sie Anfang des Schuljahres in Physik durchgenommen, aber Mr Brush hatte Lewis

direkt hinter Ashley gesetzt, woraufhin Lewis die gesamte Stunde damit verbracht hatte zu versuchen, nicht auf ihre langen Locken zu starren. Wenn er doch nur besser zugehört hätte!

Jetzt beobachtete Demos ihn argwöhnisch.

Lewis starrte hoch zu der riesigen Glaskuppel. Er dachte an die Sonden, die auf der Suche nach diesem Ort angeblich den gesamten Ozean durchkämmten.

Atlantis war nur deshalb sicher, weil niemand wusste, wo es lag. Die Vernichter wollten also garantiert nicht, dass jemand ihre Position an die Oberfläche sendete. Für sie musste das die schrecklichste Vorstellung überhaupt sein.

Aus einigen Schritt Entfernung beäugte Algenkinn das X-Pad an Lewis' Arm. Auch Demos musterte das Gerät. Die Technologie hinter dem Pad war den Atlantern ein Rätsel. Fast so was wie Magie.

»Ich hab eine Idee«, flüsterte er zurück.

»Hat sie was mit Tanzen zu tun?«, murmelte Hanna.

»Nein. Hilfst du mir?«

»Ähm... klar?«

»Klappe halten!«, raunzte Algenkinn sie an.

»Sag einfach einen Haufen schlaues Zeug, okay?«, stieß Lewis hastig zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor.

Hanna musterte ihn, als sei ihm gerade ein drittes Nasenloch gewachsen. Auf der Stirn. »Hä?«

Algenkinn und einer seiner Vernichterkollegen stürmten zu ihnen hinüber. Lewis hob die Hände. »Tut mir leid. Das war's, ab jetzt sind wir wirklich still. Versprochen.«

»Halt endlich den Mund«, entgegnete Demos.

»Mach ich.«

»Jetzt!«, knurrte Algenkinn.

»Aber si...«

Lewis verstummte und tat so, als würde er seine Lippen mit einem Reißverschluss zumachen. Jetzt waren es die Atlanter, die ihn ansahen, als sei ihm ein drittes Nasenloch gewachsen. Hatten die hier unten etwa keine Reißverschlüsse? Ganz in der Nähe erhob Kaya erneut die Stimme. Sie stritt mit ihrem Vater, und Hanna warf Lewis immer wieder Blicke zu, als versuche sie, seine Gedanken zu lesen oder sonst wie herauszufinden, was er wohl vorhatte. Aber er musste weiter nachdenken. Üben, um genau zu sein.

Der Streit zwischen Kaya und ihrem Vater ebte ab. Jetzt stand sie mit hängenden Schultern da und starrte zu Boden, während ihr Vater auf sie einredete.

»Heron«, sagte Demos. »Wir sind das Warten leid.«

Das ging Lewis ganz ähnlich. Er nickte Hanna zu, die verwirrt mit den Achseln zuckte.

Dann hielt er seinen Unterarm vor sich und ließ den anderen Zeigefinger dicht über dem Display des X-Pads schweben. Er holte tief Luft. Wenn sein Plan gelingen sollte, musste er überzeugend und klar klingen. Heldenhaft. Er starrte Demos an. »Sagen Sie ihnen...« Ihm brach die Stimme weg, und er fing noch mal von vorn an. »Sagen Sie ihnen, dass sie ihre Waffen senken sollen.«

Demos blinzelte und linste zum X-Pad. »Warum sollte ich?«

Lewis zitterte, aber nur ein bisschen. »Weil ich bloß den

Bildschirm anzutippen brauche«, sagte er, »und dieses Gerät hier schickt ein Rettungssignal in den Ozean hinaus – ein Signal, das unseren exakten Standort verrät.«

Er verstummte. Wartete. Auch Kaya und ihr Vater hatten sich umgedreht und hörten ihm zu.

Alle schwiegen, nur Heron flüsterte Demos etwas zu.

Der alte Mann lachte. »Die Kuppel ist schalldicht, du Narr.«

Okay, das war schlecht.

Wo war nur Hanna mit ihren schlaun Sprüchen, wenn man sie brauchte? Er versuchte, ihr auf den Fuß zu treten, aber sie stand zu weit weg. »Willst du es ihnen vielleicht erklären, Hanna?«

Sie warf Heron einen siegessicheren Blick zu. »Sie behaupten ja, Ingenieur zu sein ...«

»Ich *bin* einer.«

Einen Augenblick lang plagte Lewis das schlechte Gewissen. Schließlich legten sie gerade Kayas Vater rein. Allerdings war der ja auch gerade drauf und dran, Hanna und ihn ins Gefängnis zu werfen. Lewis' Hirn war kurz davor zu explodieren.

»Dann verstehen Sie ja sicher, dass das X-Pad, wie sich Lewis' Gerät nennt, nicht einfach nur unseren Standort übermitteln wird«, fuhr Hanna fort. »Sobald Lewis aufs Display drückt, werden die gesammelten Daten, die auf dem Gerät gespeichert sind – alle Videos und Audiodateien und Fotos, die der Professor in den vergangenen Tagen gemacht hat –, an die Oberfläche geschickt. Jeder Mensch auf Erden wird sehen

und hören können, was *wir* gesehen und gehört haben. Alle werden wissen, wo wir sind. Und damit, wo sich Atlantis befindet.«

»Das ist unmöglich«, erwiderte Heron. »Die Kuppel blockiert die Schallimpulse.«

»Aber unsere Technologie arbeitet nicht mit Schall«, erklärte Hanna, dann seufzte sie tief. »Ach, tut mir leid!«, fuhr sie fort. »Ich vergesse immer wieder, wie wenig Sie hier unten über Strahlung wissen. Das X-Pad gibt starke Niedrigfrequenz-Radiowellen ab. Übrigens war es meine Mutter, die es erfunden hat. Technologisch ziemlich beeindruckend! Sie mag nicht immer die beste Mutter der Welt sein, weil sie ständig so viel um die Ohren hat, aber jetzt, wo sie so weit weg ist... wo meine Eltern beide...« Lewis schob sich näher zu ihr und verpasste ihr einen Tritt. Ausgerechnet jetzt musste sie sentimental werden? Er deutete auf den Bildschirm, und Hanna schüttelte sich, als käme sie wieder zur Besinnung. »Um beim Thema zu bleiben: Jedenfalls arbeitet das Gerät hier nicht mit Schall. Wäre das anders – und da haben Sie ganz recht –, hätten wir jetzt ein echtes Problem. Im Augenblick aber sind *Sie* die mit einem echten Problem. Denn sobald unser Lewis hier das Display berührt, werden die Radiowellen umgehend den gesamten Ozean durchdringen.«

Sie klang wie ein Lehrbuch. Genau darauf hatte Lewis gehofft. Am liebsten hätte er applaudiert. Zwar hatte Hannas sonst so undurchdringlicher Gefühlspanzer unerwartet einen kleinen Riss bekommen, aber nun war sie schon wieder ganz die alte: geniale Wissenschaftlerin durch und durch.

»Sobald ich den Bildschirm berühre«, fügte Lewis abschließend hinzu, »ist das Geheimnis um Atlantis gelüftet.«

Die Vernichter schwiegen.

Hérons Blick ruhte auf dem X-Pad.

Demos musterte Lewis scharf.

»Ihr lügt«, sagte Kayas Vater.

Die übrigen Vernichter – alle bis auf Mrs Ratnitzky jedenfalls – hoben ihre Todestrompeten und Gruselposaunen. Aber Hanna war noch nicht fertig. Jetzt, wo sie angefangen hatte, sich diese komplizierte wissenschaftliche Lüge zusammenzuspinnen, konnte sie offenbar gar nicht mehr aufhören. »Vielleicht sollte ich es ein wenig vereinfacht darstellen, da Sie die technischen Details vermutlich nicht verstehen werden. Ihre Schwerkraft- und Schalltechnologie ist absolut beeindruckend. Aber Elektronik?« Sie verzog das Gesicht. »Ziemlich rückständig, Leute. Was das betrifft, habt ihr Atlanter ganz schön was aufzuholen.«

Beleidigt entgegnete Heron: »Unsere Technologie ist viel fortschrittlicher als ...«

»Ich hab sofort kapiert, wie die Anti-Schwerkraft-Antriebe funktionieren«, unterbrach Hanna ihn achselzuckend. »Hat mich ungefähr eine Viertelstunde gekostet.«

»Weniger«, versicherte Lewis.

»Und einen kaputten Blaster hat sie auch repariert«, warf Kaya ein. »Wenn ich du wäre, würde ich den beiden glauben, Dad.«

»Ich kann auch noch mehr erklären, wenn ich Ihnen die Entscheidung damit leichter mache«, bot Hanna an. »Die Signale

werden zunächst von Kommunikationsdrohnen aufgefangen, die über der Meeresoberfläche kreisen, und dann kabellos durch die Luft übertragen. In diesem Stadium reisen die Informationen bereits mit Lichtgeschwindigkeit. Also mit 300 Millionen Metern pro Sekunde, falls Ihnen das kein Begriff ist. Aber wie ich sehe, ist die Thematik zu komplex für Sie. Es tut mir leid, ich gebe mir wirklich alle Mühe, mich laiengerecht auszudrücken. Um es kurz zu machen: Meiner Schätzung nach wird es drei bis vier Sekunden dauern, bis alle mächtigen Nationen der Erdoberfläche über den exakten Standort von Atlantis informiert sind.« Sie nickte Lewis zu. So überzeugend, wie sie Lewis' Plan umsetzte, konnte er nur hoffen, dass sie nicht vergaß, wer die Idee dazu gehabt hatte, falls er funktionierte. Aber er war weit davon entfernt, sie zu unterbrechen. Dazu war sie viel zu sehr in Fahrt. Vermutlich würde sie einfach über ihn hinwegquatschen, wenn er es versuchte. Stattdessen senkte er den Finger noch weiter, bis er nur noch ein paar Millimeter über dem Display schwebte. »Wenn Sie mir nicht glauben wollen«, fuhr Hanna fort, »kann Lewis natürlich auch gern den praktischen Beweis antreten.«

Sein Herz hämmerte wie eine Bongotrommel. Sein Finger zitterte so heftig, dass er aufpassen musste, nicht versehentlich das Display zu berühren.

Algenkinn beharrte darauf, dass Hanna und Lewis logen. Die gute alte Mrs Ratnitzky allerdings war sich da offenbar nicht so sicher. Sie redete auf Demos ein, ihnen zu glauben. »Wir haben zu viel zu verlieren!«, sagte sie. »Außerdem sind das doch noch Kinder.«

»Langsam reicht es mir mit dir«, zischte Demos.

Heron verzog das Gesicht, als würde er jede Information aus Hannas Vortrag einzeln durchdenken.

Hanna startete einen Countdown. »Zehn... neun... acht...«

Lasst sie nicht bis sieben kommen, dachte Lewis.

»Sieben... sechs... fünf...«

Dann eben bei vier. Vier wäre doch super! Bitte, bitte, unterbrecht sie bei vier!

Aber Hanna zählte weiter, und die Atlanter warteten.

Normalerweise betete Lewis nicht. Sein Dad war sowieso nicht religiös, und seine Mom und Robert schleppten Michael und ihn nur zu Weihnachten und Ostern in die Kirche. Aber jetzt betete er trotzdem. Und zwar zu allem, was im Himmel womöglich so rumflog. Dem lieben Gott und dem Thron in den Wolken. Den römischen und griechischen Göttern. Buddha und den coolen Hindu-Göttern, insbesondere diesem abgefahrenen Elefantentypen. Er flehte jedes einzelne ihm bekannte mythologische Geschöpf um Hilfe an.

Hanna verließ sich derweil auf sich selbst und die Ängste der Atlanter.

Sie war bei drei angekommen.

Zwei...

»Nun denn«, sagte sie und nickte Lewis zu, als würde sie ihm einen letzten Befehl erteilen. »Möge die Welt das Geheimnis von Atlantis erfahren.«

Heron legte Demos die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm etwas ins Ohr.

»Wartet!«, befahl Demos ruhig, aber bestimmt.

Warten? Das klang ja fast so ... als würde ihr Plan aufgehen!

Ja! Demos erhob nun beide Hände und bat Lewis, nicht das Display zu berühren.

Der Elefantentyp hatte zugehört.

Oder einer von den Griechen.

Algenkinn war außer sich. »Aber sie lügen!«

»Wollen Sie es wirklich drauf ankommen lassen?«, fragte Hanna.

»Eben«, sagte Lewis. »Ich brauche nur meinen Finger zu bewegen.«

»Was wollt ihr?«, fragte Demos.

»Dass ihr sie gehen lasst!«, rief Kaya. »Zurück nach Hause.«

»Genau«, sagte Lewis.

»Und mehr wollt ihr nicht?«, fragte Kayas Dad.

Doch, klar! Lewis wollte außerdem eins von diesen Shirts, die sofort trockneten. Und wo er schon dabei war auch eine Anti-Schwerkraft-Ausrüstung. Und ein, zwei Flaschen von der superscharfen Soße. Vielleicht auch ein ganzes Fass? Aber nichts davon war auch nur ansatzweise so wichtig wie der eine große Wunsch, den er noch hatte. »Und Sie müssen mir versprechen, dass Sie meinen Dad in Ruhe lassen.«

»Aber das ist dann wirklich alles«, sagte Hanna.

Demos starrte hoch in die gigantische Glaskuppel, dann nach unten zu den Tausenden schimmernden Kriegsschiffen. Die Vernichter warteten gespannt ab, wie er entscheiden würde.

Nach einem langen, tiefen Atemzug sagte er: »Ihr könnt Atlantis verlassen. Ich werde ein Schiff programmieren lassen, das euch nach Hause bringt. Unter einer Bedingung.«

»Und die wäre?«, fragte Hanna.

Demos deutete auf Lewis. »Ihr gebt uns das X-Pad.«

Er streckte die Hand aus. Alle Blicke ruhten auf Lewis. Erwarteten die Vernichter ernsthaft, dass er es hergab? Er zuckte mit den Achseln. »Kommt nicht infrage.«

»Solange ihr all diese Beweise bei euch habt, können wir euch nicht gehen lassen«, erklärte Heron.

»Die Antwort lautet trotzdem nein.«

Hanna schob sich vor ihn. »Und wenn wir es Ihnen geben...«

»Nein, Hanna«, sagte Lewis fest. »Ich geb es nicht her.«

Sie ignorierte ihn. »Und wenn wir es euch geben würden, was würde euch dann noch davon abhalten, uns wieder ins Gefängnis zu stecken?«

»Seine Tochter«, antwortete Kaya und funkelte ihren Vater wütend an. »Wenn du sie anlügst, verlierst du mich. Ich werde nie wieder ein Wort mit dir reden.«

»So wie sie aussieht, zieht sie die Sache durch«, merkte Algenkinn an. Einer der anderen Vernichter stieß ihm den Ellenbogen in die Rippen.

»Du hast mein Wort, Kaya«, antwortete Heron.

Sein Wort? Als ob man darauf etwas geben konnte! Lewis würde das X-Pad seines Dads nie im Leben rausrücken. Das war mehr als nur ein Spielzeug. Ausgerechnet Hanna musste doch wissen, wie viel ihm das Pad bedeutete. Ihm und seinem

Vater. Eigentlich sogar ihnen dreien. Wieso verstand sie ihn nicht? Warum bot sie seinen wichtigsten Besitz zum Tausch an? Das war nicht die Art Deal, die ihm vorgeschwebt hatte.

Er hätte sich den Göttern gegenüber klarer ausdrücken müssen.

Erneut blickte er auf sein X-Pad.

Klar konnte er es den Vernichtern geben, und dann würden Hanna und er an die Oberfläche zurückkehren, von ihren Erlebnissen berichten und schwören, dass es so gewesen war. Aber kein Mensch würde ihnen glauben. Nicht ohne Beweise. Was die Leute über ihn denken würden, war ihm egal. In der Schule würde es nicht leicht für ihn werden, aber damit kam er klar. Nein, das Schlimmste war die Vorstellung, dass sein Vater weiter als Spinner gelten würde und Lewis deswegen niemanden dazu würde bringen können, ihn zu retten. Was bedeutet, dass sein Dad für immer in Atlantis versauern würde. Wie sollte Lewis unter diesen Umständen das X-Pad weggeben? Wenn die darauf gespeicherten Dateien öffentlich wurden, würde sein Dad Geschichte schreiben – als einer der größten Forscher aller Zeiten! In der Schule würde er auf dem Lehrplan stehen. Und zwar nicht mehr als abschreckendes Beispiel.

Die Atlantis-Tagebücher würden alles ändern.

Andererseits würde Lewis nie die Chance bekommen, den Ruf seines Dads zu retten, wenn er in einer Zelle am Grund der Tiefsee feststeckte. Er würde nie mehr nach Hause zurückkehren, sondern kahlköpfig und blass sterben.

Das X-Pad aufzugeben, war seine Fahrkarte nach Hause.

Langsam streifte er es über seine Hand. Die Unterseite war von einer dünnen Dreckschicht überzogen, die eine Gravierung im Metall verbarg. Er kratzte den Schmutz mit dem Daumennagel weg. Darunter kamen drei Buchstaben zum Vorschein: MLG. Seine Initialen. Er hatte nicht gewusst, dass sein Vater sie in sein heiß geliebtes X-Pad hatte gravieren lassen.

Also war er seinem Dad doch wichtig. Natürlich war er das! Lewis drückte das Gerät, als würde er seinen Vater ein letztes Mal umarmen. Dann übergab er das X-Pad und damit die Atlantis-Tagebücher an die Vernichter.

© Edel Kids Books

EINE FOLGENREICHE ERKENNTNIS

Kaya saß ans Geländer gelehnt auf dem Glasboden. Die Sonnenmenschen standen mit etwas Abstand da und beobachteten ihren Vater und die anderen Vernichter. Noch immer konnte sie nicht glauben, dass er einer von ihnen war. Doch nicht ihr wunderbarer, nachsichtiger, liebevoller Dad! Der Mann, der ihr Frühstück machte und ihr bei den Hausaufgaben half und es irgendwie schaffte, nie zurückzuschreien, wenn sie ihn anbrüllte, nur weil sie gerade ... irgendwen anbrüllen musste. Wie konnte er ein Vernichter sein? Wie konnte er einer Meinung mit diesem alten Gruselheini sein, der ihre Freunde wieder ins Gefängnis stecken wollte?

Ihr Dad stand neben Demos an einer Art Steuerungselement. Neben ihm wand sich die Rampe hinab in die gigantische Fabrik. Eine Reihe hoher Töne erklang. Tief unter ihnen glitt eins der Schiffe rückwärts aus seinem Dock. Kaya sah durch den Glasboden zu, wie es die Rampe emporschwebte. Da unten mussten sich Tausende von Schiffen befinden. Was, wenn sie alle zusammen die Fabrik verließen? Sie stellte sich vor, wie sich Soldaten in den Schiffen drängten. Tausende von Kriegsschiffen mit Tausenden von Kriegern, die aus dieser wunderschönen Fabrik emporstiegen und ihre lange Reise an

die Oberfläche antraten. Das jedenfalls war es, was der Hohe Rat laut Naxos plante.

Es war ein Plan, der die Welt dort oben auf ewig zerstören würde. Und ihre Welt hier unten vielleicht auch. Kaya schauderte.

»Wie ihr vielleicht bemerken werdet, benötigen sie keinen Kapitän«, prahlte ihr Vater. »Das war mein Beitrag zur Konstruktion. Beeindruckend, oder?«

Und darauf war er auch noch stolz? Schämen sollte er sich!

»Schön für Sie«, sagte Hanna. »Wir haben schon vor mehreren Jahrzehnten U-Boote mit Autopilotfunktion entwickelt.«

Demos achtete gar nicht mehr auf ihren Vater. Seine Aufmerksamkeit ruhte nun auf den Sonnenmenschen, und er machte so ein Tamtam um das X-Pad an seinem Handgelenk, als wolle er Lewis absichtlich eins reinwürgen. Er piffte das Gerät an, vermutlich in der Hoffnung, es damit zu aktivieren. »Wie funktioniert es?«

»Sie müssen draufhauchen«, sagte Lewis.

»Außerdem braucht man ein Passwort«, fügte Hanna hinzu. »Wie lautet es, Lewis?«

»Brautkleid bleibt Brautkleid und Blaukraut bleibt Blaukraut«, antwortete er.

»Aber sagen Sie es bloß nicht zu laut«, warnte Hanna.

Demos hob das X-Pad an sein Kinn, hauchte darauf und flüsterte: »Brautkleid bleibt Blautkreid und ... ähm ... Brautkleid bleibt Brautkleid und Blaukleid bl... Noch mal! Blautkraut blei...«

Die Sonnenmenschen lachten sich halb kaputt. Ach so. Das

war ein Witz? Fast hätte Kaya selbst gelacht, als der alte Mann es immer und immer wieder versuchte, bis er den Spruch schließlich korrekt aufgesagt hatte und – immer noch nichts passierte. Erst jetzt kapierte er, dass sie ihn reingelegt hatten, und stierte sie wütend an.

»Tippen Sie einfach aufs Display«, erklärte Hanna achselzuckend.

»Das reicht jetzt«, sagte Kayas Vater und wies auf ihre Freunde. »Folgt mir.«

Der Sockel der riesigen Glaskuppel war gesäumt von Tiefwasser-Pools. Oder Transferkammern, wie ihr Vater sie nannte. Wenn Kaya alles richtig verstanden hatte, legten die Kriegsschiffe in den Becken an, die Passagiere stiegen ein und schnallten sich an, dann schloss sich eine Tür, die die jeweilige Kammer vom Rest der Kuppel abtrennte, und die Kammer füllte sich mit Wasser. Das war höchste Ingenieurskunst, denn das Wasser in der Kammer musste denselben Druck haben wie die Tiefsee, erklärte ihr Vater. Kaya ertappte sich dabei, wie sie sein technisches Know-how bewunderte, und empfand für einen Sekundenbruchteil einen Anflug von Stolz.

Schluss damit!, schalt sie sich in Gedanken. Es war egal, was für fantastische Technologien ihr Vater mitentwickelte. Wenn diese Schiffe dazu gedient hätten, das Meer und den Himmel über der Oberfläche auszukundschaften, hätte Kaya nichts lieber getan, als sie zu bestaunen. Aber das hier waren Kriegsmaschinen. Und die Atlanter, die sie entwickelt hatten, wurden nicht grundlos Vernichter genannt.

Die Sonnenmenschen sahen sie an. Sie stand reglos da.

Hatte einfach keine Kraft mehr. Nur ein Lächeln rang sie sich ab. Bald würden sie für immer fort sein, und Kaya würde sie nie wiedersehen. Aber zumindest waren sie dann in Sicherheit und konnten wieder nach Hause.

Vielleicht konnten sie sogar die anderen Sonnenmenschen warnen. Vielleicht fand sich ein Weg, den Krieg zu verhindern, den die Vernichter anzetteln wollten.

Das schimmernde Kriegsschiff schwebte die Rampe hoch und weiter in das nächstgelegene Tiefsee-Dock. Vorn war es geformt wie der Kopf eines Buckelwals, aber mit einer großen Glasscheibe in der Stirn und Scheinwerfern, wo die Augen gewesen wären. In der Mitte wurde das Schiff breiter, dann lief es zusammen wie ein Fischeschwanz und mündete in einer schmalen Spitze. Die Hülle bestand größtenteils aus atlantischem Glas, sodass das gesamte Gefährt schimmerte und glänzte wie ein riesiges Kristall-Ei.

Hanna umrundete das Schiff und inspizierte es. Nur die Basis der Hülle bestand aus Metall. Sie hückte sich, um etwas an der Unterseite des Schiffs zu begutachten. Endlich fand Kaya die Kraft, sich in Bewegung zu setzen. Sie ging zu Hanna und beobachtete, wie sie ein rechteckiges Glaspaneel im Metall betrachtete. »Was ist das?«, fragte sie.

»Ein Notausstieg«, erklärte Kayas Dad. »Die Passagiere tragen für den Notfall Tauchanzüge. So können sie sicher ins Wasser flüchten, falls das Schiff einmal beschädigt werden sollte.«

»So wie Soldaten, die mit dem Fallschirm aus einem Hubschrauber springen«, sagte Lewis.

»Genau.« Hanna richtete sich wieder auf. »Nur am Meeresgrund.«

»Sie können durch die Klappe auch das Schiff verlassen und wieder betreten, wenn das Schiff von außen inspiziert werden oder das umgebende Wasser sondiert werden muss«, erklärte Kayas Dad weiter.

»Bekommen wir solche Tauchanzüge?«, fragte Lewis.

»Nein«, knurrte Demos.

»Das ist hier kein Schulausflug«, zischte Algenkinn. »Rein da, sofort!«

Kaya verzog das Gesicht. Warum nur mussten die Vernichter so unhöflich sein? Was war denn nur los mit diesen Leuten?

Sie hätte sich gern ungestört verabschiedet, aber Algenkinn schob sich vor sie, als sie auf ihre Freunde zugehen wollte. »Rein ins Schiff«, befahl er den beiden.

»Wie steuern wir das Ding?«, fragte Hanna.

»Wie gesagt, das müsst ihr gar nicht«, erwiderte Kayas Dad. »Alles ist bereits für euch programmiert.«

»Das Schiff bringt euch sicher an die Oberfläche«, fügte Demos hinzu.

Kaya sah ihren Vater an. »Darf ich mich wenigstens von ihnen verabschieden?«

»Das hast du gerade«, ging Demos dazwischen. »Hör auf, dich wie ein Kleinkind zu benehmen.«

Ihr Vater fuhr zu dem alten Mann herum. »Das ist immer noch meine Tochter.«

»Deine Tochter hat uns eine Menge Schwierigkeiten berei-

tet, Heron. Indem sie diesen Angreifern hier geholfen hat, ist die gesamte Existenz von Atlantis in Gefahr geraten! Meiner Meinung nach sind wir mehr als nachsichtig mit ihr gewesen. Muss ich dich wirklich daran erinnern, dass andere Mitglieder des Hohen Rats in dieser Angelegenheit weitaus weniger Toleranz walten lassen dürften?«

Kaya setzte zu einer Antwort an, aber ihr Dad schnitt ihr das Wort ab. »Selbstverständlich, Demos«, sagte er. »Du hast absolut recht.«

Das konnte ja wohl nicht sein Ernst sein! Sie sollte die Sicherheit von Atlantis aufs Spiel gesetzt haben?

»Aber Dad, ich...«

»Schluss jetzt, Kaya«, sagte er. Dann deutete er auf das schlanke, schimmernde Kriegsschiff und bedeutete den Sonnenmenschen einzusteigen. »Fahrt jetzt, ehe wir es uns anders überlegen.«

Wieder versuchte dieselbe Vernichterin – die Frau mit den kurzen blonden Haaren – einzugreifen. »Demos, Sir, ich glaube nicht, dass wir ...«

»Ich habe dich schon einmal gewarnt«, unterbrach er sie, »und werde es kein zweites Mal tun.«

Die Frau verstummte.

»Kaya«, setzte Hanna an, »es tut mir so leid ...«

»Nein. Mir tut es leid«, antwortete sie.

»Danke«, fügte Hanna hinzu. »Für alles.«

»Schluss jetzt«, sagte Kayas Vater. »Geht.«

Der arme Lewis warf immer noch sehnsüchtige Blicke in Richtung X-Pad. Hanna stand bereits mit einem Fuß im

Schiff, drehte sich nun aber noch einmal um und zog ihn an der Schulter mit sich. Er wand sich aus ihrem Griff, bettelte aber nicht darum, das Gerät zurückzubekommen, sondern biss die Zähne zusammen. Sein Gesichtsausdruck war ernst, entschlossen. Als sei er gerade zu einer weitreichenden Entscheidung gekommen.

Die Tür des Kriegsschiffes schloss sich hinter ihnen. Eine Glastür glitt von oben herab und riegelte das Tiefsee-Dock vom Rest der Fabrik ab. Wasser flutete die Kammer. Ihre Freunde waren jetzt in Sicherheit. Gleich würde sich ihnen der Weg in die Freiheit öffnen. Ihr Weg nach Hause. Sie würden alles bekommen, was sie wollten. Was Kaya wollte. Und doch konnte sie nicht mit ansehen, wie sich das Wasser um das Kriegsschiff schloss. Sie rannte zurück zum Shuttle-Zug, um dort auf ihren Vater zu warten. Und dann was? Zurück in ihre Wohnung? In ihr angeblich so normales Leben?

Nein. Das war unmöglich. Nichts würde je wieder so sein wie vorher.

Vor dem Tunneleingang blieb Kaya stehen. Ihr Atem ging flach und schnell. Der Shuttle wartete mit offenen Türen. Ihr Vater kam ihr hinterher und trat neben sie. »Komm, Kaya, lass uns nach Hause fahren.«

Sie drehte sich um, wollte ihre Freunde noch ein letztes Mal sehen. Aber das Kriegsschiff war bereits im Dunkel der Tiefsee verschwunden. Flankiert von den anderen Vernichtern starrte Demos ihm durch die Kuppel hinterher.

Sie stellte sich vor, wie das Kriegsschiff durch den Ozean in Richtung Oberfläche schoss. Gerade wollte sie ihrem Dad in

den Zug folgen, da traf sie die Erkenntnis wie ein Hammer-schlag. Sie hatten einen gewaltigen Fehler gemacht. Die Ver-nichter versuchten ja nicht nur, die Existenz der Sonnenmen-schen vor den Menschen von Atlantis geheim zu halten. Sie taten auch alles dafür, dass die Sonnenmenschen nicht erfuh-ren, dass *Atlantis* existierte.

Warum also hatten sie Kayas Freunden ein Kriegsschiff ge-geben?

Technologisch hatten die beiden Zivilisationen laut Hanna keinerlei Gemeinsamkeiten. Nicht mal die einfachsten Anti-Schwerkraft-Antriebe kannten die Sonnenmenschen. Und trotzdem waren ihre Freunde in einem atlantischen Kriegs-schiff unterwegs. Die anderen Sonnenmenschen würden so-fort begreifen, dass es aus einer anderen Welt stammte.

Kein Mensch brauchte das X-Pad oder die Tagebücher zu sehen. Denn das Kriegsschiff war Beweis genug, dass Atlantis existierte.

Auf einmal sah Kaya die Wahrheit in aller Klarheit vor sich. Das Schiff hatte die Oberfläche nie erreichen sollen. Kayas Freunde würden diese Reise nicht überleben.

Mitten in der Bewegung hielt sie inne.

Ihr Vater wartete in der offenen Zuchtür. »Was ist los, Kaya?«, fragte er.

Wusste er davon? War er Teil dieses Plans?

»N...nichts«, log sie.

Der Tunnel, der zurück ins Riff führte, erstreckte sich bis in die Ferne. Die Tiefsee-Anzüge hingen immer noch direkt neben dem Raum mit dem Pool an der Wand. Sie sahen viel

hochwertiger aus als der, den sie in Akrios hatte zurücklassen müssen. Und schneller waren sie vermutlich auch.

In ihrem Kopf entstand ein Plan. Aber solange ihr Vater hier war, würde er nicht aufgehen.

Sie zwang sich zu einem Lächeln und trat auf ihren Dad zu, der in den Shuttle stieg und sich setzte. Er klopfte auf den Platz neben sich, zog die Hand dann aber verunsichert wieder zurück. Und tatsächlich hatte Kaya nicht vor, sich neben ihn zu setzen. Oder irgendwohin sonst in diesem Zug. Sie tat so, als würde sie einsteigen, piffte die sechs Töne, die ihn in Bewegung setzten, und sprang wieder zurück auf den Bahnsteig, als sich die Türen schlossen. Der Shuttle-Zug raste davon, während ihr Vater verzweifelt mit den Fäusten gegen die Scheiben hämmerte.

Der Zug war schnell und würde in wenigen Minuten zurückkehren. Hastig überprüfte Kaya die Anzüge, dann rannte sie zurück unter die Kuppel, achtete dabei aber darauf, nicht gesehen zu werden. Die Vernichter mussten gehört haben, wie der Zug abfuhr, und nahmen nun garantiert an, dass Kaya und ihr Dad weg waren. In sicherer Entfernung versteckte sie sich. Unter ihr glitten mehrere Kriegsschiffe die Rampe hoch. Demos erteilte Befehle. Die Vernichter hatten sich zwar am anderen Ende der Halle verteilt, aber die Akustik unter der Kuppel war fantastisch, sodass Kaya jedes Wort verstehen konnte.

»Wie gesagt: Eure Aufgabe besteht darin, das Schiff zu finden und zu zerstören«, sagte er. »So bedauerlich es auch ist, dass wir eines unserer Schiffe verlieren werden – macht sie dem Meeresboden gleich!«

KEIN ENTKOMMEN

Lewis rieb sich die Stirn mit dem Handgelenk, an dem er eben noch das X-Pad getragen hatte, und starrte durch die Scheibe hinaus. Viel zu sehen gab es nicht. Das Wasser um sie herum war finster, und Fische gab es auch nicht. Hanna schien sich Sorgen um ihn zu machen, denn sie fragte immer wieder, ob alles in Ordnung sei.

»Mir geht's gut«, sagte er.

Jedenfalls würde es das bald. Als er in der Fabrik im Kriegsschiff gestanden und zu den Vernichtern, zu Kaya und der abgefahrenen Kuppel hinausgeblickt hatte – und irgendwie auch zu ganz Atlantis, das sich in der Ferne im Riff verbarg –, war er zu einem Entschluss gekommen. Mit oder ohne X-Pad würde er nicht zulassen, dass sein Vater und seine Entdeckung verkannt wurden. Sollten ihn die Leute doch den Rest seines Lebens lang für einen Spinner halten und sich über ihn lustig machen. Das war ihm egal. Er würde die Geschichte seines Vaters erzählen – *ihre* Geschichte. Und Hannas. Er würde sie laut in die Welt hinausschreien. Oder singen. Zur Not sogar tanzen. Er würde sie jedem auf die Nase binden, der sie hören wollte. Alle Welt sollte die Wahrheit über Atlantis erfahren.

Sein Vater würde überleben. Naxos würde ihn zu der Heilerin bringen. Kaya würde es hoffentlich gelingen, ihren Dad zur Vernunft zu bringen, und ihn überreden, Naxos zu helfen. Nicht alle Atlanter waren so kriegshungrig wie Demos. Mrs Ratnitzky zum Beispiel schien ein bisschen Sympathie für sie entwickelt zu haben. Aber wenn es nicht anders ging, würde Lewis eben persönlich nach Atlantis zurückkehren und seinen Dad retten. Er würde einen Weg finden – egal ob es einen Monat, ein Jahr oder ein Jahrzehnt dauerte. Er würde bereit sein und sofort handeln, wenn sich eine Gelegenheit bot.

Nächstes Mal würde er allerdings mehr Proviant mitnehmen. Und vielleicht auch ein Paar Schwimmflossen.

Aber all das lag noch in der Zukunft. Im Augenblick zählte nur eins: dass sie auf dem Heimweg waren. Lewis versuchte, sich auf diesen Gedanken zu konzentrieren. Er stellte sich sein Zuhause vor. Sein Zimmer, seinen Stiefvater und seinen kleinen Bruder. Vor allem aber seine Mom. Wenn er die Augen schloss, glaubte er fast, sie vor sich zu sehen.

»He, hörst du mir überhaupt zu?«, fragte Hanna. Sie mahlte mit den Zähnen, und ihr Blick zuckte unruhig übers Wasser.

Er atmete durch. »Ja, klar.«

»Das war ein ziemlich guter Bluff«, sagte Hanna. »Die ganze Sache mit dem X-Pad, meine ich.«

Er wünschte, sein Dad wäre dabei gewesen. »Danke«, sagte er. »Ohne dich hätte es aber nicht geklappt.«

»Wegen des Wissenschafts-Blablas, meinst du?«

»Hat das eigentlich alles gestimmt?«

»Größtenteils ja.« Sie zuckte mit den Achseln. »Radiowellen werden durch Wasser allerdings nicht sonderlich gut übertragen, das war also eine ganz schön riskante Behauptung. Aber irgendwas musste ich mir ausdenken, und es wirkte so, als ob sie nicht sonderlich viel über das elektromagnetische Spektrum wissen.« Sie hörte auf, aus dem Fenster zu starren, und studierte jetzt das Armaturenbrett des seltsamen Kriegsschiffs. »Ich will dich ja nicht beunruhigen, Lewis, aber so ganz geritzt ist unsere Heimkehr noch nicht.«

»Was? Wieso?«

Sie setzte sich in einen der beiden Sessel vor dem Steuerelement. Die Armlehnen waren mit kleinen Touchpads ausgestattet.

Sie legte ihre Hand auf eins davon und ließ sie darübergleiten. Das Schiff neigte sich leicht nach rechts. Hanna legte die Hände auf beide Pads und schob sie gleichzeitig vorwärts. Das Kriegsschiff beschleunigte.

»Cool«, sagte sie.

»Was machst du?«, fragte er. »Demos meinte, das Schiff ist so programmiert, dass es uns an die Oberfläche bringt.«

»Eben«, erwiderte Hanna. »Genau das ist ja das Problem.«

»Ich versteh nur Bahnhof.«

»Glaubst du wirklich, die haben uns gerade eins ihrer modernsten Kriegsschiffe geschenkt? Bei uns oben an der Oberfläche gibt es nichts Vergleichbares, Lewis. Dieses Schiff hier ist der Beweis, dass es Atlantis wirklich gibt. Wir könnten das Ding rekonstruieren und damit eine ihrer größten Erfindungen klauen. Man überlässt doch nicht sein schönstes Spiel-

zeug dem Feind, Lewis! Nein, die lassen uns nicht gehen. Ganz sicher nicht!«

Okay. Das waren echt miese Neuigkeiten. Er sprang in den zweiten Sitz. »Und was jetzt?«

»Ich würde sagen, ich lerne, wie man dieses Baby hier steuert, und ...«

Unter ihnen erklang ein dumpfes *Klong!*, als sei etwas gegen die Unterseite der Hülle gestoßen.

»Whoa«, machte Lewis. »Was war das?«

Sie sahen sich um, aber das Geräusch war von der einzigen Stelle des Schiffs gekommen, die nicht aus Glas, sondern aus Metall bestand. »Keine Ahnung. Ich glaube nicht, dass irgendwas gegen uns prallen könnte.« Sie wies über das große Instrumentenpaneel, das übersät war von Knöpfen und Reglern, Schaltern und Tablets. »Ich hab vorhin schon nach Kameras gesucht, aber ich vergesse immer, dass sie keine normalen Bildschirme verwenden. Und damit auch keine Kameras.«

»Ich glaube auch nicht, dass das ein Aufprall war«, sagte Lewis. »Es hat sich eher so angefühlt, als ob uns etwas rammt.«

»Aber was?«

Er hörte, wie sich unter ihnen etwas bewegte.

»Was auch immer es ist – es ist noch da«, sagte Hanna.

Er deutete auf die Pads an ihren Armlehnen. »Vielleicht können wir es abschütteln, indem du das Schiff drehst oder eine Rolle machst.«

Wieder ein *Klong!*, diesmal aber sanfter.

Dann noch eins.

»Versuch mal eine Drehung«, sagte Lewis.

Hanna legte die rechte Hand zurück aufs Pad und schob ihre Linke auf dem anderen vorwärts. Gleichzeitig presste sie die Handballen nach unten, und die Pads kippten leicht. Sofort schoss das Schiff nach rechts oben und veränderte damit seinen Kurs. Aber das Geräusch unter dem Rumpf wurde nur noch lauter. Allerdings klang es jetzt irgendwie anders, fast wie ... Klopfen?

Ein Lautsprecher im Steuerelement begann zu rauschen. »Was ist das denn jetzt schon wieder?«, fragte Lewis.

»Vielleicht versucht jemand, Kontakt zu uns aufzunehmen«, antwortete Hanna.

Das statische Rauschen legte sich, und sie hörten etwas, das entfernt wie eine Stimme klang. Lewis drehte an einem Regler unter dem Lautsprecher – die Lautstärke, wie er hoffte.

»Lasst mich rein!«

Lewis sah Hanna an. »Das klingt nach Kaya!«

Am Steuerelement befand sich kein erkennbares Mikrofon, doch Hanna redete einfach drauflos. Offenbar hoffte sie, dass es irgendwo versteckt war und ihre Freundin sie hören würde. »Bist du das, Kaya?«

»Ja, und ihr müsst sofort aufhören, das Schiff rumzuschlenkern! Ich versuche reinzukommen.«

»Wo bist du?«, fragte Hanna. »Und was willst du hier?«

»Ich hab mich an die Schiffshülle geklinkt, ihr müsst einfach nur den Notausstieg öffnen und... nein, wartet. Da kommt was hinter uns. Könnt ihr mich hören?«

Lewis wollte antworten, bedeutete dann aber Hanna, dass

sie weiterreden sollte. »Ja, wir hören dich«, sagte sie. »Was ist los? Was passiert da draußen?«

Und wieso hielt sich Kaya an ihrem Schiff fest?

»Ihr müsst euch wieder drehen, diesmal aber auf mein Kommando.«

»In welche Richtung?«, fragte Hanna.

»Irgendeine. Hauptsache, ihr macht schnell. Wenn ich es sage.«

»Was ist los?«, fragte Lewis.

»Bereit?«, fragte Kaya.

Hastig schnallten Lewis und Hanna sich an.

»Bereit!«

»Warten... warten...«

Hanna hielt die Hände über die Pads. Lewis war wie erstarrt und krallte sich an seinen Armlehnen fest.

Dann donnerte Kayas Befehl durch den Lautsprecher. »JETZT!«

Das Kriegsschiff tauchte nach links unten weg. Hanna steuerte direkt auf den Meeresboden zu, wich aber im letzten Augenblick aus. Lewis hielt sich fest und sah durch das Seitenfenster, wie etwas an ihnen vorbeiglitt, das eine Spur aus Luftblasen hinter sich herzog, die an den Rauchsweif einer Rakete erinnerte. »War das ein Torpedo?«, fragte Hanna.

Was auch immer es war – es explodierte.

Die Druckwelle war so heftig, dass sich ihr Kriegsschiff erst nach vorn überschlug und dann mehrfach seitlich überschlug.

Ohne die Gurte wären Hanna und Lewis durch die Windschutzscheibe gekracht oder in dem sich überschlagenden

Schiff herumgeschleudert worden wie ein Paar Turnschuhe in der Waschmaschine. Das Schiff hörte auf zu trudeln, und Hanna bewegte die Hände über die Pads, um es wieder in Position zu bringen.

»Siehst du? Sie haben uns belogen«, sagte Hanna. »Die ganze Zeit.«

Auf Hannas Schiffsseite erschien ein seltsamer Fisch vor dem Fenster. Lewis kniff die Augen zusammen, dann deutete er darauf. Nein, das war kein Fisch.

Das war Kaya, die neben ihnen herschwamm, geschützt von einem der Unterwasser-Raumanzüge, die Lewis in der Fabrik gesehen hatte. Auf dem Rücken trug sie eine Art Raketenantrieb. Sie deutete auf die Unterseite des Schiffs.

»Sie versucht, uns was zu sagen«, mutmaßte Lewis. »Offenbar geht ihr Funkgerät nicht mehr.«

»Die Klappe«, sagte Hanna. »Es muss um den Notausstieg gehen. Ihr Dad meinte, man könne ihn auch benutzen, um reinzukommen. Wie die Transferkammer in der Fabrik. Mach sie auf, Lewis.«

Im Boden befand sich ein Paneel, das etwas breiter war als seine Schultern und vielleicht 1,50 Meter lang. Das entsprach ungefähr der Größe eines Durchschnittsatlanter.

»Hast du sie gefunden?«, fragte Hanna.

»Warte eine Sekunde.«

»Ich weiß nicht, ob wir eine Sekunde haben.«

Ein Kreis mit einem Handabdruck in der Mitte war ins Metall graviert. Er legte seine Hand darüber, drückte zu und drehte den Kreis im Uhrzeigersinn. Das Paneel sprang hoch

und glitt zur Seite. Darunter kam eine dicke Scheibe zum Vorschein, unter der sich eine wassergefüllte Röhre befand, in die sich Kaya in ihrem riesigen Anzug gequetscht hatte. »Da ist sie!«, rief er Hanna zu.

Kaya bewegte den Mund. Sie versuchte, ihm etwas zu sagen, aber er konnte nichts von ihren Lippen ablesen. Natürlich nicht – sie sprach ja Atlantisch, und Lewis verstand sie normalerweise nur, weil sie den Übersetzer benutzten.

Sie machte eine Druckbewegung mit dem Zeigefinger und wiederholte sie, bis er verstand: Natürlich! Er sollte nach einem Knopf suchen! Und tatsächlich, da war einer im Rahmen. Er drückte mit dem Daumen darauf, und die Scheibe glitt auf. Unter Kaya hatte sich die Kammer bereits geschlossen. Kaya stützte sich durch die Klappe hoch und setzte sich. Eiskaltes Wasser spritzte auf den Boden und in Lewis' Schoß. Er verriegelte den Notausgang wieder.

»Geht es dir gut?«, fragte er.

Kaya war schon auf dem Weg zu Hanna, riss sich dabei den Helm vom Kopf und warf ihn achtlos beiseite.

»Sie greifen an«, sagte Hanna.

»Mach Platz«, erwiderte Kaya.

Das Mädchen aus Atlantis riss sich die Tauchhandschuhe von den Händen und beugte sich über die Steuerung. Panisch drehte sie an verschiedenen Knöpfen herum und aktivierte mehrere Schalter, dann legte sie die Hände auf die Steuerungspads. Ein Alarmsignal schrillte auf. Sie drehte sich um und sah hinten durchs Schiff. »Schnall dich an, Lewis«, sagte sie. »Da kommt noch einer.«

Das Kriegsschiff tauchte steil ab und wieder hoch.

Die Explosion schüttelte das Schiff durch, ehe Lewis den Gurt angelegt hatte. Das gesamte Fahrzeug pulsierte. Lewis wurde rückwärts geschleudert, machte mehrere Purzelbäume über Deck und landete schließlich in dem winzigen WC-Raum. Im allerletzten Moment riss er die Arme hoch, um seinen Kopf vor einem unsanften Knall gegen die Kloschüssel zu retten.

Seine Rippen fühlten sich an, als seien sie gebrochen, seine Hände genauso. Jeder Atemzug tat weh. Er krabbelte zurück zu einer der Bänke direkt hinter dem Pilotensitz und schnallte sich an. Seine Hose war nass, seine nackten Füße waren eiskalt.

Das Schiff beschleunigte, bis es wie eine Kanonenkugel durchs Wasser schoss. Währenddessen erklärte ihnen Kaya, was geschehen war.

Nachdem sie Demos' Befehl gehört hatte, war sie in einem der Tauchanzüge in den Tiefsee-Pool gesprungen und ihren Freunden hinterhergeschwommen.

»Du hast für uns dein Leben aufs Spiel gesetzt«, bemerkte Hanna. »Danke, Kaya.«

»Genau, danke«, sagte Lewis. Und er war wirklich dankbar. Er wusste nur nicht, was Kayas Anwesenheit zur Lösung ihrer Probleme beitragen sollte. Jetzt steckten sie alle drei hier fest und würden jede Sekunde in die Luft gesprengt werden. »Aber was sollen wir machen?«

»Ich weiß, wie ihr garantiert sicher an die Oberfläche zurückkommt«, sagte sie.

»Aber zuallererst müssen wir weg von diesen Torpedos«, warf Hanna ein.

»Solange wir unter Wasser sind, gibt es für uns kein Entkommen.«

»Was hast du dann vor?«

Kaya wies nach vorn. Vor ihnen schälte sich das dumpfe Licht der Kuppel aus dem Dunkel heraus. Die Fabrik sah aus wie eine gigantische Qualle, die auf dem Meeresboden hockte. Und sie hielten direkt darauf zu. Lewis wurde flau im Magen, in seinem Kopf drehte sich alles. Waren sie wieder reingelegt worden? Hatte Kaya sich auf die Seite ihres Vaters geschlagen? »Ich... ich verstehe das nicht«, stammelte er.

»W...was...«

Hanna brüllte praktisch: »Scheiße, warum fahren wir zurück nach Atlantis?«

»Weil ich eine von ihnen bin und sie mich nie töten würden«, entgegnete Kaya.

Vier Schiffe kreisten direkt vor der Fabrik, dann richteten sie die Nasen in ihre Richtung. Etwas erhob sich aus dem unteren Bereich der Kuppel. »Noch ein Torpedo!«, rief Lewis.

Kaya zog ganz ruhig ihre Hände auf den Pads nach hinten. Ihr Schiff wurde langsamer, bis es auf der Stelle schwebte. »Das ist kein Torpedo«, sagte sie. »Das ist ein weiteres Schiff.«

Die fünf Schiffe schossen auf sie zu wie Wespen, die ihr Nest verteidigen wollten. Jetzt stand es fünf gegen eins. Und das sollte Kayas Plan sein?

»Was soll das?«, fragte Hanna. »Du bringst uns doch direkt in ihre Schusslinie!«

Kaya starrte stur geradeaus. »Ich will mit ihnen reden. Sie sollen denken, dass wir aufgeben.«

Die Schiffe gingen in Sternformation und schwebten nun ebenfalls auf der Stelle.

»Bist du sicher, dass die Botschaft bei ihnen angekommen ist?«, fragte Lewis.

Kaya drückte auf ein kleines Pad am Steuerelement zwischen Hanna und ihr. Ihr rechter Zeigefinger bewegte sich über die Oberfläche, als würde sie etwas zeichnen. Leise statische Geräusche blitzten aus dem Lautsprecher. Dann war eine Stimme zu hören: »Überlasst das Schiff wieder unserer Kontrolle, und wir überlegen, euch am Leben zu lassen und in eure Zelle zurückzuverfrachten.«

»Ich lebe in Atlantica, nicht in einer Zelle«, antwortete Kaya. »Und meine Freunde hier leben ebenfalls nicht in Zellen. Weder jetzt noch irgendwann in der Zukunft.«

Lewis hörte unterdrücktes Stimmengewirr durch den Lautsprecher. Dann antwortete eine vertraute Stimme: »Kaya, sag bitte, dass du nicht auf dem Schiff bist.«

»Bin ich aber.«

Die Lichter aller fünf gegnerischen Schiffe flammten auf. Lewis schützte seine Augen mit dem Arm. Hanna duckte sich weg. Aber Kaya beugte sich vor und starrte herausfordernd durch die Scheibe. »Du hast gelogen«, sagte sie.

»Das verstehst du nicht. Ich wusste doch nicht...«

Eine weitere Stimme drang durch den Lautsprecher. »Wir haben einen Abschussbefehl erhalten, Heron. Ist mir egal, wer in dem Schiff ist.«

»Das ist Algenkinn!«, rief Lewis.

»Was?«, fragte Hanna. »Mach kehrt, Kaya! Dein Plan funktioniert nicht.«

»Ihr könnt doch keine Bewohnerin von Atlantis töten«, hörten sie Heron flehen.

»Aber natürlich können wir«, erwiderte Algenkinn. »Verlichter, ignoriert den Ingenieur. Auf mein Kommando wird gefeuert. »Drei...«

Ihr Vater brüllte: »WEG DA, KAYA!«

Kaya legte die Hände auf die Pads. »Festhalten!«, rief sie.

Ihr Schiff raste steil nach oben, über die Kriegsschiffe und die Kuppel hinweg. Mehrere Explosionen brachten es wieder und wieder zum Beben. Das Wasser um sie herum war in wildem Aufruhr.

Und doch hatte ihr U-Boot kein einziges Leck. Sie waren immer noch in Sicherheit, bewegten sich noch. Lewis drehte sich um und sah zu, was sich tief unter ihnen abspielte.

Das Wasser brodelte. Riesige Staubwolken wirbelten über den Meeresboden. »Was ist das?«, fragte er. »Was machen sie denn da?«

Der nächste Torpedo krachte in die Kuppelwand.

Kaya machte kehrt. Die Staubwolken begannen sich zu lichten, die Strömung nahm sie mit sich. Im Licht der Kuppel sah Lewis auf dem Meeresboden verstreut die Überreste von drei Schiffen liegen. Sie waren komplett demoliert. Selbst die Metallhüllen waren in ihre Einzelteile zersprengt worden.

»Wie ist das denn passiert?«, fragte Lewis. »Warst du das, Kaya?«

»Ich habe auf niemanden geschossen«, sagte sie.

»Da drüben!«, rief Hanna. »Da kommt noch ein Schiff über die Kuppel geflogen!«

Lewis entdeckte ein weiteres funktionierendes Schiff, das sich dicht über dem Meeresboden hielt. Er wies Kaya darauf hin. Und dann bemerkte er, dass keines der beiden Schiffe auf sie zuhielt. Dabei war das Wasser wieder klar, und sie mussten für die Vernichter deutlich zu erkennen sein. »Was machen sie da?«

»Sie schießen nicht auf uns«, sagte Kaya, »sondern aufeinander.«

Ein Torpedo schoss aus einem der Schiffe und raste über die Kuppel hinweg. Das Kriegsschiff in Bodennähe schwenkte hart nach rechts ab. Das Unterwassergeschoss kratzte an der Seite des Schiffs an und explodierte im Schlamm. Wieder bildete sich eine gigantische Staubwolke, die sich zur Größe der Fabrikkuppel aufbauschte.

Das erste Fahrzeug feuerte wieder.

Und wieder.

Lewis konnte durch die Wolke nichts erkennen. Das andere Schiff musste zerstört worden sein.

Was machten sie noch hier? Wieso beobachteten sie diese Schlacht, anstatt so schnell wie möglich das Weite zu suchen?

Lewis wollte gerade etwas sagen, als Hanna ihm zuvorkam. »Kaya«, sagte sie, »bring uns sofort weg hier!«

Doch Kaya reagierte nicht. »Nein«, sagte sie dann. »Noch nicht.«

Das Schiff, das die drei Torpedos abgefeuert hatte, drehte

sich jetzt zu ihnen. Kaya berührte einen Knopf am Dashboard. »Dad, bist du das?«

»Nein. Dein Verräter von Vater ist erledigt.«

Lewis erkannte Algenkinns Stimme sofort. Er wollte ihn anbrüllen, aber wieder kam ihm jemand zuvor.

»Ich bin nicht erledigt«, antwortete Heron, »sondern direkt hinter dir.«

Alle drei beobachteten die Szene, trotzdem deutete Lewis darauf. Das letzte Kriegsschiff, das sie für zerstört gehalten hatten, erhob sich aus der Staubwolke. Jetzt schwebte es weit unter ihnen hinter Algenkinn und schoss einen Torpedo ab. Algenkinn versuchte, sein Schiff zu wenden, aber es war zu spät.

Die Explosion brachte das Schiff zum Kreiseln. Eine Wolke aus Blasen und Dreck wirbelte auf. Aus der Unterseite von Algenkinns Schiff schoss ein weiteres Torpedo.

Nein, kein Torpedo. Etwas Kleineres.

»Er flieht!«, sagte Hanna. »Er muss einen von diesen Anzügen tragen!«

Doch Kaya achtete gar nicht auf den Vernichter. Sie beobachtete die Fabrik. Dort, wo einer der Torpedos die Kuppel getroffen hatte, breitete sich ein gegabelter Riss aus, der sich immer weiter verzweigte und breiter und breiter wurde, bis er die gesamte Kuppel überzog.

Und dann, ganz plötzlich, brach die Fabrik in sich zusammen.

Das Gewicht von mehreren Kilometer Meereswasser rammte die Innenwände und die Tausende von Schiffen da-

runter in die Tiefen der unteren Fabriketagen. Die Implosion pflanzte sich durchs Wasser fort, brachte ihr Schiff zum Taumeln. Lewis klammerte sich an seinem Sitz fest, als sie sich wieder und wieder und dann noch ein drittes Mal überschlugen.

Als sich das Wasser eine gefühlte Ewigkeit später beruhigt und Kaya ihr Schiff stabilisiert hatte, brachte Lewis nur einen einzigen Laut von sich: »Wow.«

Erneut drang die Stimme von Kayas Vater durch den Lautsprecher. »Macht, dass ihr wegkommt«, sagte er. »Schnell!«

»Aber Dad... Was ist mit dir?«

»Fahrt jetzt, bitte!«, sagte er. »Mir passiert nichts. Bring deine Freunde in Sicherheit. Und sag dem Jungen, dass ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um seinen Vater zu schützen. Beeil dich, Kaya. Ihr habt nicht viel Zeit! Und ihr Sonnenkinder...«

Hanna beugte sich vor zum Steuerelement. »Ja?«

»Gebt gut auf meine Tochter acht.«

Kaya antwortete nicht und sah sich auch nicht um. Lewis bemerkte, dass Tränen in ihren Augen schimmerten, als sie die Hände auf den Pads nach vorn schob und das Kriegsschiff mit Vollgas von der eingestürzten Fabrik fortlenkte. Keiner sagte ein Wort. Lewis zählte jede Sekunde, jede Minute, die sie durchs Dunkel schossen, ohne dass ein Torpedo auf sie losging.

Kaya war die Erste, die erleichtert aufatmete.

Das war das Zeichen.

Hanna stieß einen Jubelschrei aus.

»Sind wir in Sicherheit?«, fragte Lewis.

»Ich glaube schon. Kaya?«

»Jedenfalls mehr als vorher.«

Kaya schien in Gedanken ganz woanders zu sein. Bei ihrem Dad? Bei einer Zeit, in der sie die Wahrheit über ihn noch nicht gekannt hatte? Lewis musste an seinen eigenen Dad denken, der irgendwo da drinnen in diesem Felsplateau feststeckte, allein in Atlantis...

»Musik!«, verkündete Hanna. Sie war aus ihrem Sitz gesprungen, reckte eine Siegesfaust in die Luft und lief dabei im Kreis.

»Was?«, fragte Kaya.

»Das Ding hat doch Lautsprecher, oder? Wir brauchen Musik.«

»Ich glaube nicht, dass wir uns noch im Sendebereich der SoundScape befinden«, sagte Kaya. »Wir bekommen hier bestimmt keinen Sender rein.«

»Nicht eure Musik«, sagte Hanna. »Unsere.« Sie streifte den elektronischen Ring vom Finger. Das kleine Gerät hatte zwar einen Lautsprecher, aber der war schwach. Sie stellte ihn so laut wie möglich. Trotzdem konnte Lewis kaum etwas hören.

»Lass mich mal versuchen«, bot Kaya an und schob den Ring über einen Stab in der Steuerung, bei dem es sich offenbar um das Mikrofon handelte, das sie vorhin erfolglos gesucht hatten. Hanna tippte auf der Suche nach dem richtigen Song auf den Ring, während Kaya die Lautstärke hochdrehte. Lewis mochte Hannas Musikauswahl nicht sonder-

lich, aber das war egal. Ihm war alles recht, das ihn von seinem Vater ablenkte. Und von Kayas Vater. Und von dem Wissen, dass sie sich in Reichweite der Torpedos befanden, solange sie hier unten im Wasser waren. Kaya fand die Songs offenbar auch nicht sonderlich prickelnd, weswegen Hanna immer weiter suchte.

Dann hörte Lewis eine vertraute Stimme. Allerdings handelte es sich nicht um einen Song.

»Halt«, sagte er. »Zurück.«

Hanna scrollte zurück zum letzten Titel. Jetzt erkannte auch sie die Stimme. »Das hatte ich ja total vergessen!«

Lewis deutete aufgeregt auf das Dashboard. War das wirklich er? »Was ist das?«, fragte er.

»Das ist die Stimme meines Vaters, oder?«, bemerkte Kaya.

»Er hatte sich meinen Ring geliehen, um eine Aufnahme zu machen, weil er keinen Speicherplatz mehr auf seinem X-Pad hatte«, erzählte Hanna. »Als wir ihn durch Akrios geschmuggelt haben.«

»Moment«, sagte Lewis. »Ruhe!«

Sie hörten eins der vielen Memos, die sein Vater seit ihrem Aufbruch nach Atlantis gemacht hatte – und das einzige, das nicht bei den Vernichtern gelandet war. Ein Stückchen der Atlantis-Tagebücher. Auf einmal fühlte es sich so an, als sei sein Dad hier bei ihnen. Er hatte die Aufnahme gemacht, als er in dem großen Aquarium gesessen hatte und sie ihn durch Akrios fuhren wie einen illegalen Riesenfisch. Lewis musste lächeln, als er die tiefe Brummstimme hörte. Obwohl sie seinem Vater befohlen hatten, sich unter der Plane versteckt zu

halten, hatte er der Versuchung nicht widerstehen können, immer wieder hinauszuspähen. »Ich befinde mich in einer Art Aquarium, in dem normalerweise seltene Fische geschmuggelt werden«, sagte er gerade. »Ich bin so groß, dass ich auf der Straße nicht gesehen werden sollte. Randnotiz: Elf Cookies am Tag sind vielleicht doch zu viel. Haha. Aber das tatsächliche Problem ist tatsächlich nicht mein *Körperumfang*, sondern meine *Körpergröße*. Die Menschen hier sind alle klein. Und die Straßen... Nennen sie die überhaupt Straßen? Weiß ich nicht, werde ich aber herausfinden. Ich soll mich zwar verstecken, aber es gibt einfach zu viel zu sehen. Da ist eine winzige Öffnung zwischen der Plane und dem oberen Beckenrand, gerade eben so groß, dass ich durchspähen kann. Ladengeschäfte säumen die Straßen oder Fußwege oder wie man das hier nennt. Seltsame Fische in den Schaufenstern...« Es folgte eine Pause, in der er wohl die Umgebung betrachtet hatte. Im Hintergrund der Aufzeichnung hörte Lewis seine eigene Stimme, dann Hannas. Als sein Vater wieder zu reden begann, drückte sie kurz Lewis' Schulter. »Und die ganzen Geräte in den Läden! Vollkommen anders als alles, was wir kennen! Es gibt keine Bildschirme, alles dreht sich um Akustik und Berührungen. Oh, und diese Menschenmengen! Menschen, Menschen überall! Ich hätte nie gedacht, dass es hier unten so viele Leute gibt! Alles ist voller Leben. Pulsierendes, stinkendes Leben in all seinen Facetten! An alle da draußen, die mir nicht geglaubt haben, an die Zweifler und Skeptiker und engstirnigen Miesepeter, die meine Theorie als absurd und albern abgetan haben... Euch allen hab ich was zu sagen.

Etwas, das ich jetzt mit absoluter und hundertprozentiger Sicherheit sagen kann, da mir echte, unwiderlegbare Beweise vorliegen: Atlantis gibt es wirklich!«

© Edel Kids Books

EIN LANG GEHEGTER TRAUM

Das Schiff durchbrach die Wasseroberfläche wie ein riesiger Fisch. Kayas Freunde jubelten, als sie sich in die Luft empor-schwangen. Der Anti-Schwerkraft-Antrieb aktivierte sich automatisch, und sie schwebten lautlos über die spiegelglatte Meeresoberfläche hinweg.

Kaya hatte das Daech ihrer Meereswelt gesprengt und es bis an die Oberfläche geschafft. Sie sah den Himmel! Den endlos weiten Himmel. Ihr Leben lang war sie von Wänden umgeben gewesen. Hier erstreckte sich alles bis in die Unendlichkeit, und die Lichter und Farben waren anders als alles, was sie sich je hätte erträumen können. Sie war sprachlos vor Stauen. Der Horizont begann, orangerot zu glühen. Dann erschien in weiter Ferne eine Art Feuer über dem Wasser. Das Feuer verwandelte sich in eine brennende Flammenkugel, die immer und immer höher in den Himmel stieg, und schon bald färbte sich alles um sie herum blau: grell und leuchtend blau der Himmel, tief und dunkelblau der Ozean unter ihnen, darüber die Feuerkugel, die ihr gleißendes Licht über alles warf.

Kayas Augen schmerzten, und sie blinzelte eine Träne weg. »Was ist das?«, fragte sie und deutete in die Ferne.

»Die Sonne«, antwortete Hanna.

Aber natürlich! Die Sonne. Kaya hatte es an die Oberfläche geschafft, ins Sonnenlicht! Alles hier war so anders. So viel seltsamer, als sie je gedacht hätte.

»Schau nicht direkt ins Licht«, warnte Lewis sie. »Das ist schlecht für die Augen.«

»Vermutlich sollten wir dir eine Sonnenbrille besorgen«, merkte Hanna an.

»Und zwar eine Coole«, fügte Lewis hinzu.

Kaya legte ihre Hände auf die Pads und lenkte das Schiff in die Höhe, um mehr Wasser sehen zu können. In der Ferne wurde das Blau des Meeres noch dunkler. Aber der Himmel – der Himmel war in alle Richtungen von demselben leuchtenden Hellblau, so weit das Auge reichte. Und überall war so viel Platz! In Atlantis waren die Aquafarmen und Städte die größten offenen Flächen, und wenn das Licht hell genug war, konnte man dort immer von einem bis zum anderen Ende sehen. Aber die sonnenbeschienene Erdoberfläche und der gewaltige Himmelsdom, der sich um sie herum erstreckte, schienen endlos zu sein.

»Weißt du, wohin wir fahren?«, fragte Lewis.

Kaya hatte keine Ahnung.

»Nach Westen«, antwortete Hanna. »Behalte die Sonne im Rücken, dann sollten wir bald die Küste erreichen.«

Lewis rieb sich die Stelle am Handgelenk, an der er die Uhr getragen hatte. »Mein Kompass wäre gerade echt hilfreich.«

»Hey«, erinnerte ihn Hanna. »Das war den Tausch wert. Wir sind hier und in Sicherheit.«

Er nickte und sagte nichts mehr. Vermutlich, weil er an seinen Vater dachte.

Nachdem sie mehrere Male die Aufnahme aus den Tagebüchern des Professors abgespielt hatten, schalteten sie Hannas Musik ein. Kaya hörte zu, teilweise gefielen ihr die Songs sogar irgendwie. Während sie über dem Wasser durch den Himmel glitten, erschienen unter ihnen immer wieder Meeresbewohner und begleiteten sie ein Stückchen, fast als wollten sie sie hier oben an der Oberfläche willkommen heißen. Eine Schule aus Hunderten von Delfinen durchpflügte vor ihnen das Wasser. Kaya hatte schon von diesen bildschönen Geschöpfen gehört, aber nie eines gesehen.

Als Hanna auf etwas deutete, das hoch über ihnen am Himmel flog, bekam Kaya kurz Panik. Doch ihre neuen Freunde lachten und erklärten, dass es sich dabei um einen Vogel handelte, ein Tier, vor dem sie keine Angst zu haben brauchte. Was hatten sie denn erwartet? In Atlantis gab es keine Vögel. Es gab überhaupt keine Kreaturen, die fliegen konnten, bis auf die Atlanter in ihren Cruisern und Anti-Schwerkraft-Sets. Während Kaya den Vogel beobachtete, fragte sie sich, was sie hier wohl noch alles erleben und lernen würde. Eins war sicher: In dieser fremden, neuen Welt erwartete sie Abenteuer über Abenteuer.

Dann flog das Schiff über riesige Inseln aus Müll und Plastik hinweg, die sich kilometerweit in alle Richtungen erstreckten. Das hier war der Grund dafür, dass die Vernichter versucht hatten, Kontakt zu den Sonnenmenschen aufzunehmen, und dann zum Angriff übergegangen waren. Lewis und

Hanna wirkten beschämt, als sie über diesen eindeutigen Beweis dafür hinwegflogen, dass die Sonnenmenschen die Meere verschmutzten.

Nachdem sie mehrere Stunden lang durch den klaren Himmel geschwebt waren, erschien hoch über ihnen erneut ein Vogel. Dieser hier schien aber aus Metall zu bestehen. »Und was ist das?«, fragte Kaya. Sie versuchte, diesmal gelassener zu klingen und sich die Aufregung nicht allzu sehr anmerken zu lassen.

»Ein Jet«, sagte Lewis. Er wandte sich an Hanna. »Sie verfolgen uns.«

»Und eskortieren uns nach Hause, wie ich hoffe«, erwiderte Hanna.

Also gab es auch bei den Sonnenmenschen Flugmaschinen. Allerdings fand Kaya sie nicht ansatzweise so elegant wie die aus Atlantis, und sie machten einen schrecklichen Lärm. Aber schnell und angsteinflößend war dieser Jet auf jeden Fall. Bald gesellte sich das nächste Luftfahrzeug dazu, ein kleineres das von einer Art rotierender Klinge in der Luft gehalten wurde – ein Hubschrauber, wie Hanna erklärte. Der Hubschrauber kam näher. Drinnen saßen mehrere Leute, und einer der Männer beobachtete sie durch ein Fenster. Lewis hob eine Hand und winkte, dann hob er den rechten Daumen. Der Mann erwiderte das Lächeln und das Daumensignal, dann klopfte er dem Piloten auf die Schulter. Die Sache mit dem Daumen musste Kaya sich merken. Vielleicht sagten die Sonnenmenschen einander auf diese Weise Hallo.

»Wie lange waren wir eigentlich weg?«, fragte Lewis.

Hanna lachte. »Keine Ahnung, aber gefühlt war es mindestens ein Jahr.«

Die anderen Luftfahrzeuge gaben ihnen die Richtung vor, und schon bald waren sie von weiteren Jets und Hubschraubern umgeben. Kaya war begeistert. Dann zeichnete sich in der Ferne ein riesiger, verschwommener Umriss am Horizont ab, und es verschlug ihr erneut die Sprache. Eine Zeit lang starrte sie das riesige Etwas, das sich aus dem Wasser erhob, einfach nur schweigend an. Fast traute sie sich nicht zu fragen, doch dann nahm sie all ihren Mut zusammen. »Ist das... Ist das Land?«

»Ja«, sagte Lewis. »Das ist unser Zuhause.«

Kaya lachte auf. Da vorn lag sie, die Welt, von der sie immer geträumt hatte. Eine Welt, die die meisten Bewohner von Atlantis für einen Mythos hielten. Eine Welt, die Kaya Stück für Stück erkunden würde – jede Stadt, jeden Berg, jeden Wald. Sie würde die Spiele der Sonnennmenschen spielen, zum Beispiel dieses Fußball, von dem Lewis ständig redete. Und Schokolade klang auch interessant. Und die Tiere! Die Tiere würde sie sich auf keinen Fall entgehen lassen. Na ja, abgesehen vielleicht von den Ziegen, von denen hatte sie jetzt schon genug.

Und dann? Für immer bleiben konnte sie nicht. Ihr Dad steckte in Schwierigkeiten. Er brauchte sie, und sie wollte verstehen, warum er sich den Vernichtern angeschlossen hatte. Und auch über das Schicksal ihrer Mutter wollte sie mehr erfahren. Hoffentlich würde ihr Dad ihr nun endlich die ganze Wahrheit erzählen.

Ganz gleich, für wen er arbeitete oder was für Geheimnisse er vor Kaya gehütet hatte – er war ihr Vater, und sie liebte ihn. Und er brauchte ihre Hilfe.

Ja, sie würde sich die Welt der Sonnenmenschen ansehen. Diese herrliche, sonnenverwöhnte Oberfläche der Erde. Aber lang würde sie nicht bleiben können.

Sie musste nach Atlantis zurückkehren.

© Edel Kids Books

EPILOG

Gähmend tapste Michael den Flur entlang. Zum Schlafen trug er jetzt immer das T-Shirt, das Lewis im geschenkt hatte. Er schnupperte am Halsausschnitt. Obwohl er nächtelang darin geschlafen hatte, roch es immer noch nach Lewis.

Wann kam sein Bruder endlich wieder?

Michaels Dad wechselte jedes Mal sofort das Thema, wenn er nachfragte. Und seine Mom rannte immer nur wortlos aus dem Zimmer. Er rieb sich ein paar harte, kleine Körnchen aus den Augenwinkeln und wischte sie an der Wand ab. »Mom?«

Die Küche war leer. Das Wohnzimmer auch. Er schaute raus. Der Himmel war strahlend blau.

»Mom?«, rief er etwas lauter. »Dad?«

Er rieb sich die Augen. Die Nacht war furchtbar gewesen. Er hatte Albträume gehabt. Es waren Kürbisse vorgekommen. Oder waren es Tiere gewesen? Er konnte sich nicht mehr richtig erinnern und wollte es eigentlich auch gar nicht. Und dann war mitten in der Nacht irgendein Alarm losgegangen. Aber nicht der von seinem Dad. Der hier war so laut gewesen, dass das Haus gebebt hatte. Aber es war dunkel geblieben, also war Michael wieder eingeschlafen und hatte von Löwen geträumt. Genau, das war's! Er hatte geträumt, dass vor ihrem Haus keine Bäume wuchsen, sondern eine endlose Prärie begann, in der Löwen lauerten.

Er zog sich einen einzelnen Schuh an, so wie sein Bruder. Mehrere Freunde von Michael machten inzwischen auch schon mit. Lewis hatte recht, der Trend kam ziemlich gut an.

Als Michael die Haustür aufstieß und raus auf die Veranda ging, war da nichts als der Garten. Keine Savanne, keine Löwen.

Aber seine Eltern auch nicht.

»Mom?«, rief er noch mal.

Als er ans Ende der Veranda lief, sah er sie draußen im Garten stehen. Um ihr Grundstück hatte sich eine kleine Menschenmenge versammelt – ihre Nachbarn und ein paar andere Eltern mit ihren Kindern. Auch ein paar Freunde von Lewis waren gekommen. Jet trug nur einen Turnschuh. Michaels Mom starrte in den blauen Himmel über den Baumwipfeln und hielt sich ihr Telefon ans Ohr. Dann ließ sie die Hand mit dem Hörer fallen.

Michael rief wieder nach ihr, aber sie hörte ihn nicht. Er hörte sich selbst kaum.

Dutzende Flugautos und ein paar Hubschrauber flogen dicht über den Bäumen in ihre Richtung. Sie umschwärmten ein seltsames, gläsernes Flugdings mit Metallboden. Es erinnerte ihn an eine Träne oder einen Walfisch, und es hatte keine Flügel. Einen Propeller auch nicht, soweit Michael sehen konnte. Er war nicht sicher, ob er zurück ins Haus flüchten und sich unter dem Bett verstecken oder zu seiner Mom rennen sollte. Doch als sie sich umdrehte und ihn bemerkte, lief er zu ihr. Sie kniete sich neben ihn und drückte ihn fest an

sich. »Alles in Ordnung«, sagte sie. »Mach dir keine Sorgen. Alles gut.«

Erst jetzt bemerkte er, dass sie lächelte.

Zum ersten Mal seit einer Woche.

Das Glasdings drehte sich zur Seite und schwebte langsam auf den Rasen. Keine Flügel, kein Propeller, keine Geräusche. War das ein Zauberflugzeug? Michael beobachtete weiter seine Mutter, die auf ihrer Unterlippe herumknabberte. Eine Tür vom Flugdings ging auf, und Michaels großer Bruder kam heraus. Er blieb kurz stehen, als würde er zum ersten Mal frische Luft einatmen. Dann rannte Lewis quer durch den Garten barfuß auf sie zu.

© Edel Kids Books

An die Mitglieder des Aufsichtsrats

Die aktuellen Entwicklungen weisen darauf hin, dass Gates die genaue Position von Atlantis bestimmen konnte. Unsere Annahmen haben sich als falsch erwiesen, und die Technologie der Atlanter ist weitaus fortschrittlicher als erwartet.

Selbstverständlich bedeutet das eine umfassende Planänderung. Ich schlage vor, eine Notfallkonferenz einzuberufen, um das weitere Vorgehen zu besprechen. Wenn wir nicht umgehend handeln, setzen wir alles aufs Spiel, was wir bislang erreicht haben.

Mit freundlichen Grüßen

R.B.



1



2



STEIN-
ÖDE



ANDROS

3

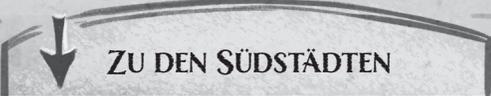


4



AKRIOS

5



LEGENDE 1

- 1. KRIEGSSCHIFF-FABRIK
- 2. ZENTRALE + GEFÄNGNIS
- 3. FILTERBECKEN
- 4. GRENZ-AQUAFARM
- 5. GRENZSTATION

© Edel Kids Books

KARTE VON NORD-ATLANTIS

EVENOR

CLEITO

ATLANTICA

PELLA

ACHERON

ZUM AB-
GRUND &
DEN EINGE-
STÜRZTEN
OSTSTÄDTEN

LEGENDE 2



EINGESTÜRZTE STADT



VAKUUMTUNNEL



WASSERSTRASSE/TUNNEL



AQUAFARM



DIE WISSENSCHAFT



HINTER »ATLANTIS«

Die frühe Erwähnung von Atlantis geht zurück auf einen antiken griechischen Philosophen namens Platon. Ein kluger Typ mit schicker Toga. Er erzählte eine Geschichte über eine hoch entwickelte, uralte Zivilisation, ein Inselvolk, dessen Heimat später im Meer versank. Diese Vorstellung hat die Leute aus verschiedenen Gründen nie wieder losgelassen. Selbst heute noch gibt es Forscherinnen und Forscher, die nach Hinweisen auf die versunkene Welt suchen.

Ich für meinen Teil glaube, wenn Atlantis wirklich existiert und seine Bewohnerinnen und Bewohner eine Möglichkeit gefunden haben, unter der Meeresoberfläche zu überleben, dann ganz sicher nicht als Fischvolk. Ich versuche schon ein Fisch zu werden, seit ich acht bin, und kann euch versichern, es geht nicht. Also habe ich mir ein Atlantis der etwas anderen Art ausgedacht. Eines, in dem sich die Bewohnerinnen und Bewohner, nachdem ihr Land im Meer versank, nach und nach eine Welt errichteten, die nicht einfach unter der Wasseroberfläche, sondern sogar unter dem Meeresboden liegt.

Es werde Licht!

Die große, orange-gelbe Kugel da oben am Himmel ist ziemlich wichtig für die Erde. Klar haben wir elektrisches Licht, aber ohne die Sonne würde es in unserer Welt trotzdem ganz schön finster zugehen. Wie also finden sich die Atlanter zu recht? Erst habe ich überlegt, ob sie so wie Fledermäuse Echo-Ortung nutzen. Aber dann wären Lewis und Hanna die halbe Geschichte lang blind durch die Gegend getapst. Deswegen haben die Atlanter eine Technologie entwickelt, die auf Biolumineszenz beruht, also auf Lebensformen, die selbstständig Licht erzeugen können. Inspiriert haben mich dazu vor allem die merkwürdigen kleinen Mückenlarven, die in Neuseeland von manchen Höhlenwänden hängen und ein gespenstisches blaues Licht erzeugen. Schau das mal nach, die Bilder sind irre!

Die Luft zum Atmen

Hier an der Oberfläche stellt sich gar nicht die Frage, wie wir an den Sauerstoff kommen, den wir atmen – er ist überall um uns herum. Doch auch die Bewohnerinnen und Bewohner von Atlantis benötigen ihn zum Überleben. Deswegen gibt es in »meinem« Atlantis jede Menge Aquafarmen und Meerespflanzen, die den Menschen als Sauerstoffquelle dienen. Allerdings brauchen auch Algen & Co. Sonnenlicht, um Sauerstoff produzieren zu können, und das gibt es in Atlantis natürlich

nicht. Statt durch Sonnenlicht gewinnen sie die notwendige Energie durch künstliches und biolumineszentes Licht. Ein bisschen wie die Lampen in Innenplantagen oder auf der Raumstation – nur eben in der Atlantis-Version. Pflanzen mögen blaues Licht sowieso lieber.

Die Speisekarte der Atlanter

Burger würde man in Atlantis vergeblich suchen. Tut mir leid, geht aber nicht anders. Allein schon, weil Kühe nicht in Tauchanzüge passen. Atlanter würden sich ausschließlich von Unterwasserpflanzen, verschiedenen Fischarten und anderen Meeresbewohnern ernähren.

Andere Technologien

Wir Menschen sind ein ganz schön schlauer Haufen. Und zwar wir alle, nicht nur die Berühmten und Mächtigen. Stell dir mal vor, man sperrt ein paar Leute in eine abgeschlossene Welt wie Atlantis ein und gibt ihnen ein paar Jahrtausende zum Nachdenken, Erfinden und Rumprobieren, ohne dass sie mit den übrigen Menschen an der Oberfläche Ideen austauschen können. Eigentlich klar, dass sie eine Menge cooles Zeug erfinden würden, oder? Und da sie kein Sonnenlicht und keine Sterne kennen, würden sie sich logischerweise auf andere Gebiete konzentrieren. Zum Beispiel Klang. Oder die

Schwerkraft! Unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler hier oben auf dem Trockenen verstehen die Schwerkraft bis heute nicht richtig. Aber wenn wir die vergangenen Jahrhunderte daran gearbeitet hätten, und nicht daran, Atome zu teilen und unsere Lasertechnik zu perfektionieren, würden wir vielleicht alle so einen Anzug haben wie Kaya.

Wären die Atlanter Meermenschen?

Eins vorneweg: Ich *liebe* Meermenschen! Echt. Und ich warte bis heute drauf, endlich mal einen kennenzulernen. Trotzdem ist es unlogisch, dass die Atlanter im offenen Meer herumswimmen sollen. Der Druck in der Tiefsee ist einfach zu hoch! Außerdem ist das Wasser eiskalt, und die Atlanter würden Kiemen brauchen. Die Evolution hat auf unserem Planeten viele bemerkenswerte Dinge erreicht. Aber wie der Professor in der Geschichte schon sagte, reichen ein paar Jahrtausende nicht aus, damit die Bewohnerinnen und Bewohner von Atlantis die Fähigkeit entwickeln könnten, unter Wasser zu atmen.

Warum die Atlanter wütend auf uns wären

Oh ja, allerdings. Wenn man bedenkt, was wir Himmel, Erde und Weltmeeren antun, wären die Atlanter sogar *stinkwütend* auf uns. Denn Sonnenmenschen wie du und ich füllen die Ozeane mit Plastik. Und auch die Abgase, die unsere Autos und Fabriken erzeugen, landen schließlich im Wasser und fügen vielen Meerestieren Schaden zu. Außerdem verändern die durch den von uns verursachten Klimawandel steigenden Temperaturen und die schmelzenden Eiskappen langfristig die Meeresströmungen weltweit. Ich habe den Meeresforscher Chris Reddy gefragt, ob er glaubt, dass sich diese Veränderungen auch auf Atlantis auswirken würden. Er erklärte mir, dass Meeresforscherinnen und -forscher die Wasserbewegungen in den Ozeanen mit einem riesigen Fließband vergleichen. Wenn unsere Gletscher weiterschmelzen und immer mehr Süßwasser in die Meere fließt, bleibt dieses Fließband irgendwann einfach stehen. »Und wenn das passiert, hätte Atlantis echt ein Problem«, sagte er.

Außerdem wären die Atlanter garantiert stinksauer über das ganze Plastik im Meer. Die Wissenschaftlerin Jenna Jambeck hat mit ihren Kolleginnen und Kollegen herausgefunden, dass allein im Jahr 2010 rund acht Millionen Tonnen Plastik aus 192 verschiedenen Ländern in den Weltmeeren gelandet sind. Das entspricht dem Gewicht von ungefähr vier Millionen schweren Autos!

Und was passiert dann mit dem ganzen Plastik? Eine Forschergruppe schätzte, dass über fünf Billionen Plastikteile im

Meer herumschwimmen. Ein Teil davon treibt unter der Oberfläche herum, ein anderer wird irgendwann ans Festland gespült. Und ein weiterer Teil sinkt bis auf den Meeresboden. Selbst im Marianengraben, viele Kilometer unter der Wasseroberfläche, haben Wissenschaftler schon Müll gefunden.

Und die Flaschen und Deckel und Strohhalme, die man bei jedem Strandspaziergang findet, sind nicht einmal das größte Problem. Immer mehr interessiert sich die Wissenschaft auch für Mikroplastik – winzige Fäden und Partikel, die sich beispielsweise beim Waschen aus deiner Kleidung lösen oder in Shampoos enthalten sind. Ganz gleich, wo du lebst – wenn du deine Lieblings-Fleecejacke wäschst, gelangen dabei winzige Plastikpartikel aus den Fasern ins Wasser. Als Nächstes landet dieses Wasser vermutlich in einer Aufbereitungsanlage. Nachdem es gereinigt wurde, wird es in den nächsten Fluss gepumpt. Aufbereitungsanlagen filtern aber kein Mikroplastik aus dem Wasser. All die kleinen Partikel landen also ebenfalls in den Flüssen und fließen von dort aus weiter ins Meer.

Als der Wissenschaftler Ian Kane und sein Team vor der italienischen Küste eine Probe vom Meeresboden nahmen, entdeckten sie auf nur einem Quadratmeter Fläche 1,9 Millionen winzige Plastikstückchen. »Mikrofasern sind der häufigste Plastikmüll auf dem Meeresboden«, hat Kane mir erklärt.

Und was ist daran so schlimm? Chris Reddy, von dem ich oben schon erzählt habe, sagt, am besten solle man sich das Meer wie eine Fabrik vorstellen. In eine Fabrik bringt man normalerweise Material wie Baumwollfasern, und am Ende kommen Gegenstände heraus, zum Beispiel schöne, neue

T-Shirts, die nicht nach Achselhöhle riechen. (Das mit den Achselhöhlen stammt nicht von Reddy, sondern von mir.)

Aber wenn wir die falschen Sachen ins Meer hineingeben, kommen aus dem Meer auch die falschen Sachen wieder heraus. An den Plastikpartikeln können sich Chemikalien und Giftstoffe festsetzen. Winzige Lebewesen fressen sie auf. Dann werden diese winzigen Lebewesen von größeren Lebewesen aufgefressen. Und so werden die kleinen Plastikstückchen von einer Lebensform zur nächsten weitergegeben... in manchen Fällen bis zu dem Fisch auf unserem Teller.

Bislang weiß man noch nicht genau, wie schädlich Mikroplastik wirklich ist. Doch dass Plastik – egal ob für uns oder die Meerestiere – gesund ist, dürfte eher unwahrscheinlich sein.

Aber was können wir dagegen tun? Was kannst *du* dagegen tun? Regel Nummer eins lautet: Überlass die Angelegenheit bloß nicht den Erwachsenen. Ich habe ein paar Wissenschaftler/innen und Meeresaktivist/innen nach ihrer Meinung gefragt, und der Regisseur und Fotograf Shawn Heinrichs, einer der Gründer der Meeresschutzorganisation SeaLegacy, stellte zuallererst klar: »Erwartet nicht, dass sich eure Eltern engagieren. Solange man sich darauf verlässt, dass sich jemand anders kümmert, passiert nichts. Ihr habt eine Stimme, und endlich fangen die Leute auch an, euch zuzuhören. Nichts hält euch davon ab, euch zu informieren und zu Botschafterinnen und Botschaftern der Weltmeere zu werden.«

Rachael Miller, Mitbegründerin der Umweltorganisation »Rozalia Project for a Clean Ocean«, fügt hinzu: »Die Bemü-

hungen von jedem Einzelnen von uns sind das, worauf es ankommt. Viele kleine Schritte können große positive Auswirkungen haben.« Diese kleinen Schritte können darin bestehen, Müll am Strand aufzusammeln oder selbst weniger Plastik zu verwenden. Du gehst dir ein Eis holen? Nimm doch einfach deinen eigenen Löffel mit. Du bekommst unterwegs manchmal Durst? Kauf dir eine wiederverwendbare Flasche und fülle sie mit Leitungswasser, statt dir jedes Mal eine Einwegflasche zu kaufen. Insgesamt lohnt es sich, so wenig Einweg-Plastikartikel zu nutzen wie möglich. Versuch, Kleidung aus Naturfasern zu tragen, und die Sachen, die Kunstfasern enthalten, so selten zu waschen wie möglich – außer sie stinken so heftig, dass die Leute schon in Ohnmacht fallen, wenn du noch fünf Meter weit weg bist.

Du kannst Veränderungen bewirken. Ehrlich. »All die kleinen Entscheidungen, die sich so anfühlen, als ob sie eigentlich nichts bringen, bewirken in Wahrheit eine ganze Menge«, sagte Jenna Jambeck zu mir. »Kinder haben viel mehr Einfluss, als ihnen bewusst ist. Sie können Unternehmen und Regierungen dazu bringen, ihr Verhalten zu ändern. Denn wenn Kinder etwas sagen, hat das viel mehr Wirkung als bei Erwachsenen.«

Ich wohne auf der kleinen Insel Martha's Vineyard, und die Kinder und Jugendlichen hier haben sich zusammengetan, um Plastikstrohhalm und kleine Plastikwasserflaschen verbieten zu lassen. Die Erwachsenen haben auf sie gehört! Da draußen gibt es viele Organisationen, die Kindern und Jugendlichen dabei helfen, Kampagnen ins Leben zu rufen, sich gegen die

Verschmutzung unserer Ozeane einzusetzen. Zum Beispiel das Ocean Heroes Bootcamp oder Bye Bye Plastic Bags, eine weltweite Gruppe, die von zwei Mädchen aus Indonesien gegründet wurde. Vielleicht inspiriert dich das ja, selbst eine Gruppe ins Leben zu rufen. Ganz egal, ob Atlantis existiert oder nicht – unsere Ozeane sind es wert, dass wir sie schützen!

© Edel Kids Books



DANKSAGUNG



Nika, Clare, Eleanor, Dylan und Bobby. Moment mal, wer ist Bobby? Haha, reingelegt! Den hab ich nur erfunden. Aber bei den ersten vier muss ich mich wirklich bedanken. Das Leben mit euch ist schön, egal ob im Wasser oder draußen. Mom und Dad, die immer noch super im Mom-und-Dad-Sein sind. Meinen Testleser/innen, vor allem C&E und Georgia und Lucy. Den Gales, Thayers, Albrights und Walkers, weil sie einem wandernden Barden auf Schultournee Obdach geboten haben. Den Ausnahmelektoren Howard Reeves («Es muss witziger werden») und Andrew Smith für ihre Ratschläge, ihren Glauben und die Actionfiguren. Russ Busse für die fantastische redaktionelle Beratung und seine bissigen Kommentare. Und der gesamten übrigen Supercrew bei Abrams, inklusive (in beliebiger Reihenfolge) Jody Mosely, Jessica Gotz, Brenda E. Angelili, Megan Carlson, Bobby, Hallie Patterson, Jenny Choy, Patricia McNamara, Sara Sproull, Kim Lauber und Janet Zade. Bill Nye, weil er mich bei Abrams reingeschmuggelt hat. Meiner fantastischen Agentin Jennifer Carlson. Und natürlich Nika. Wie immer. Wegen allem.

Atlantis
Unerwartete Entdeckung
ISBN 978-3-96129-225-7

Edel Kids Books
Ein Verlag der Edel Verlagsgruppe GmbH
Copyright © Edel Verlagsgruppe GmbH, Kaiserstr. 14b,
80801 München
www.edel.com

1. Auflage 2022

Originaltitel: »Atlantis – The Accidental Invasion«
Text © 2021 Gregory Mone
Umschlag- und Karten-Illustrationen © 2021 Vivienne To
Zuerst erschienen auf Englisch 2021
bei Amulet Books, einem Imprint von ABRAMS, New York
(All rights reserved in all countries by Harry N. Abrams, Inc.)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Übersetzung: Sarah Heidelberger (www.sarah-heidelberger.de)
Umschlaggestaltung: Vanessa Weuffel unter Verwendung
einer Illustration von © Vivienne To
Lektorat: Birte Spreng, Lektoratsbüro Herz und Zeile
Layout und Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Herstellung: Frank Jansen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung
des Verlages wiedergegeben werden.

Printed in Germany



GREGORY MONE



Gregory Mone ist Autor, Schriftsteller und Geschichtenerzähler. Auf dem US-Markt ist er für seine SciFi und Hochseegeschichten bekannt. Mone lebt mit seiner Frau und den Kindern in Martha's Vineyard und fährt einen Pick-Up-Truck namens Marvin. Atlantis ist sein erstes Buch, das ins Deutsche übersetzt wurde.

© Edel Kids Books